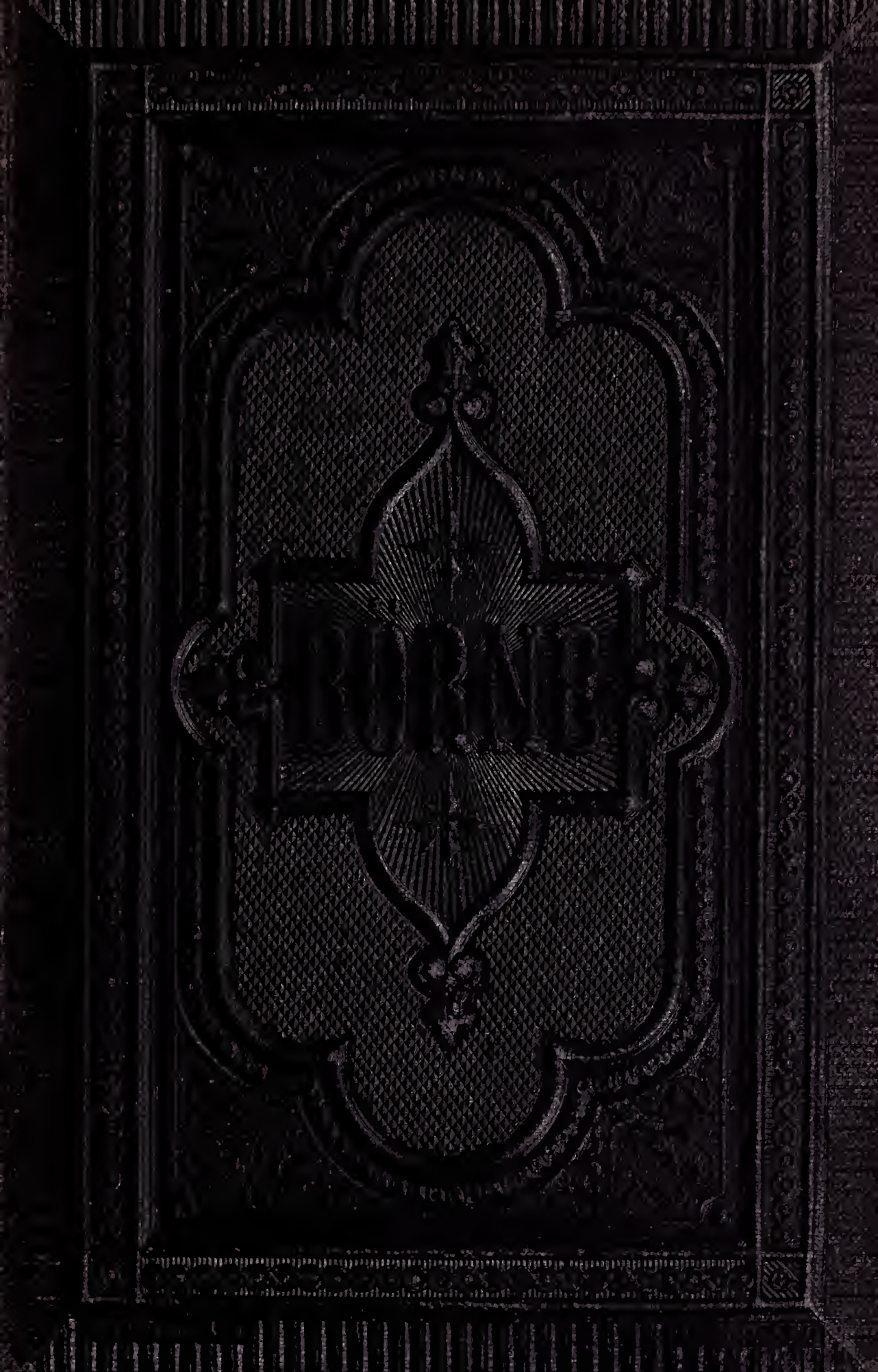

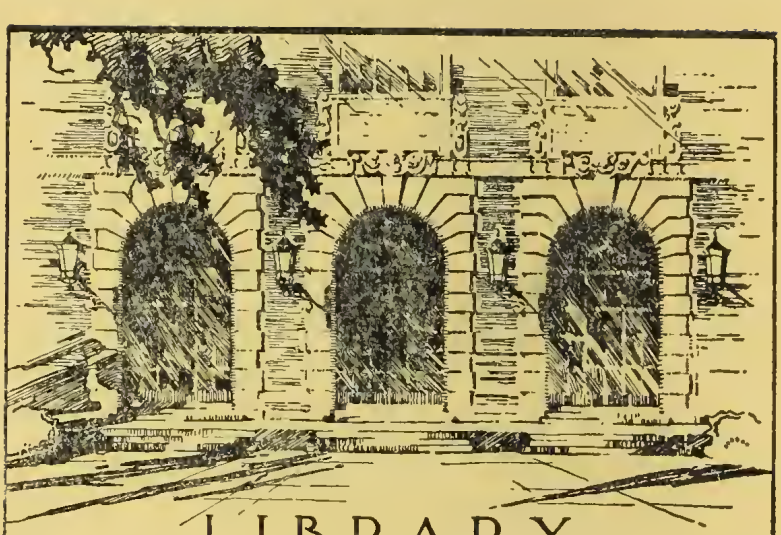

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

SIMON LITMAN
ECONOMICS COLLECTION

833B64
I1868
v.3-4

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/gesammelteschrif34born

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Dritter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

833B64
I166
v.3-4

Inhalt.

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

		Seite
I.	Französische Sprache	3
II.	Lebens-Essenz	13
III.	Geld-Schwindsucht	14
IV.	Das Gastmahl der Spieler	17
V.	Stern und Steuermann	24
VI.	Die Läden	25
VII.	Der Greve-Platz	29
VIII.	Talma	34
IX.	Le roi des Aulnes (Elégie)	35
X.	Die Lesecabinette	40
XI.	Das englische Speisehaus	44
XII.	Der Garten der Tuilerien	47
XIII.	Polichinel Vampire	55
XIV.	Versailles	58
XV.	Die Estaminets	59
XVI.	Das Ludwigs-Fest	65
XVII.	Gloire	66
XVIII.	Gefrorenes	71
XIX.	Die Schwefelbäder bei Montmorency	73
XX.	Die Vendome-Säule	84

Seite

XXI. Gretry's Herz 87
XXII. Die Anschlagzettel 92
XXIII. Die Septennalité 98
XXIV. Aristokratismus des Geistes 102
XXV. Die englische Schauspieler-Gesellschaft 105
XXVI. Die Industrie-Ausstellung im Louvre 111

Aus meinem Tagebuche 163

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

I.

Französische Sprache.

Wir gemeinen deutschen Bürgersleute, die wir in unserer Jugend keine französischen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit schwer geht und sehr langsam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutscher Welt- oder Geschäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über sein altes bon jour sprechen, doch das ist Alles. Hat aber ein Deutscher das Unglück, von der gelehrten Classe zu sein, und die Eitelkeit, sich als Mann von Verstand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch schlimmer. Diese Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzosen haben vor einem deutschen Gelehrten einen ungeheuern Respect, einen größern, als sie vor einer Encyklopädie in hundert Foliobänden haben, denn sie schätzen ihn zweihundert Bände stark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künstlerischen Darstellung, zum Gespräche, dann lachen sie ihn aus, und wenn sie dem Gelehrten nicht sagen: Du bist ein Vieh! so unterlassen sie es blos aus Artigkeit, aber sie denken es gewiß. Nun wird der deutsche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß Etwas in ihm steckt. Aber was kann er in geselligen Zweikämpfen gegen Franzosen gewinnen? Der Witz der Franzosen ist ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutschen ist ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende besiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte

noch hitziger, er mustert seine schönsten Gedanken und rüstet sich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beste, was er weiß und fühlt, sich im Französischen gar nicht sagen läßt, und er senkt ganz demüthig seine Flügel. Vergebens bereitet er sich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der französischen Akademie: er findet keinen Ausdruck für seine innere Regung. Seit 1819 steht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir Etwas einbilde — wie nun jeder Mensch seine Schwachheiten hat. Es ist der: „X. ist der Leithammel der deutschen Aristokratie. . . .“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das französisch? Anfänglich wollte ich in meiner Unschuld Leithammel durch mouton Directeur übersetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieser ersten Eingebung zu folgen. Aber um vorsichtig zu verfahren, suchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es sieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich gesagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie. . . . Und darüber soll Einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutschland darf ich ihn in den ersten hunderttausend Jahren nicht sagen, und soll er nicht ungenossen verderben, muß ich ihn fideicommissarisch auf meine späteste Nachkommenschaft zu bringen suchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris gewesen, kam eine wahre Leidenschaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzosen in ihren eigenen Blättern zu kritisiren; aber gleich nach dem ersten Versuche verging mir alle Lust zu solchem Unternehmen. Einst las ich in einem Blatte einen Artikel, überschrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter Anderem von Webers Freischütz die Rede. Der alte Musiknarr fing damit an, sich zu entschuldigen, daß er sich etwas Weniges „de cette pauvre Allemagne“ beschäftigen werde. Deutschland in Beziehung auf Musik arm zu nennen, fand ich nur unverschämt, weil es kein gröberes Wort gibt, als unverschämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutschen Schwestern kommen lassen; denn eine Frau soll keinen Lärm machen, nicht einmal einen musikalischen. End-

lich erzählt er, der Freischütz habe bei den froids Allemands den lebhaftesten Enthusiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müssen. Ich nahm mir also vor, einen Artikel dagegen zu schreiben. Ich versah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich französisch zu denken bemühte, so verdroß das einige patriotische Gedanken, sie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglassen konnte, fand ich keine ganz entsprechenden französischen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erschreckliche Noth. Endlich brachte ich mit saurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: „Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui..... Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâce à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane paraît le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis. .... Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas et nul Français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphael et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical.“ Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbessere. Mein Freund ist zwar ein Franzose, war aber lange in Deutschland gewesen und versteht die deutsche Sprache vollkommen. Bei diesem fand ich dessen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzosen aus dem wohlhabenden Stande, an literarischer Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgelesen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Aerger darüber, daß sich ein Ausländer herausnehmen wolle, sich über Franzosen lustig zu machen, sehr deutlich ansah. Jetzt fing mein Freund zu verbessern an. Zuerst die grammatikalischen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieser, bald von jener Phrase, sie sei nicht im Geiste der französischen Sprache. Ich erwiederte: das wolle ich leicht glauben und er solle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Französisch ausdrücken. Mein Freund drückte, sein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber sie drückten Nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab und ließ sie sich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und Jenes könne man im Französischen gar nicht sagen. Nun bitte ich euch, was ist das für eine Sprache, in der man gewisse Dinge gar nicht sagen kann? Im Deutschen kann man Alles sagen. Kurz, die drei coalisirten Franzosen richteten mir meinen Artikel dergestalt zu, daß weder vom Ausdrucke, noch vom Sinne das Mindeste übrig blieb, und sie verbesserten mich, und dann sich selbst unter einander so sehr, daß ich die corrigirte Handschrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß sie mir bemerkt: „une petite erreur statistique," wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht sagen. Ich fragte (weil ich selbst darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjectiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in diesem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte sei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjectiv mit jedem beliebigen Substantiv verbinden könne? Sie erwiederten: in dieser Verbindung sei es

nicht gebräuchlich. Ich sagte: es soll aber auch nicht gebräuchlich sein, ein Schriftsteller dürfe nichts Gebrauchtes, sondern müsse immer Frisches schreiben; ich bat, ich flehte — Alles vergebens. Sie sagten: es wäre gegen ihr Gewissen, und sie könnten mir die erreur statistique nicht nachsehen. Nun zeigt sich aber aus diesem Beispiel ganz deutlich, daß solche Aengstlichkeiten der französischen Sprache in einer gewissen Beschränktheit des französischen Geistes ihren Grund haben. Ein Deutscher, welcher liest: „ein kleiner statistischer Irrthum," faßt schon instinctmäßig auf, wie der Schriftsteller zu diesem Ausdruck gekommen. Er hat gelesen, daß der alte Musiknarr la pauvre Allemagne gesagt; also hat er die deutsche Nation für arm erklärt; also ist dieses ein Gegenstand der National-Oekonomie; also kann man von einem statistischen Irrthum reden. Es scheint aber, der Franzose kann solche Geistessprünge nicht machen, oder, was wahrscheinlicher ist, er hält sie für unanständig. Eine Sprache ist aber nur dann reich zu nennen, wenn sie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüssen hat, die man nicht erst nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüssen gelangt.

Es ist leicht zu erklären, wie die französische Sprache die allgemeine Umgangssprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil sie für den Mittelstand des Geistes gerade ausreicht, und es der Mittelstand des Geistes ist, durch welchen die höheren Stände aller europäischen Völker verwandt sind. Der französische Sprachschatz besteht ganz in Silbermünze; sie hat kein Kupfer wie die deutsche, und ein schlechter französischer Schriftsteller schreibt nie so schlecht, als ein schlechter deutscher schreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutschen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letztern vor der erstern im größern Reichthum des deutschen Geistes ihren Grund haben, ergibt sich daraus, daß die wenigen französischen Schriftsteller, die deutschen Geist haben, den besten deutschen Schriftstellern gleichkommen. Rousseau, Frau von Staël und Benjamin Constant werden von keinem Deutschen übertroffen; aber sie sind geborne Schweizer, also mehr Deutsche als Franzosen, und die beiden Letztern waren lange in Deutsch-

land und haben aus deutschen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutschen deutschen Geist geschöpft. Die politischen Werke Benjamin Constant's zeichnen sich vor denen der andern französischen Schriftsteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutsche Geist in ihm ist, der ihm den höhern Rang verschafft. Es gibt viele liberale politische Schriftsteller in Paris, die mit Geist, mit Kraft sogar, mit Witz gewiß, schreiben. Sie treffen haarscharf; aber weil das Instrument, mit dem sie treffen, auch haarscharf ist, fehlen sie, so bald sie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für diese Stunde, für diesen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Constant aber, weil er breiter aufschlägt, braucht nicht so haarscharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe sind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, sie sind für jeden Rechtsstreit zu gebrauchen, und sein Witz ist eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, so wie er gethan, die französische Sprache beurtheilt, so kann man freilich sagen: diesem Urtheile ist nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder seine Muttersprache reicher als eine fremde finden, weil er jene besser zu benutzen weiß. Indessen ist der Deutsche in wissenschaftlichen Dingen unparteiisch und wird auch dafür anerkannt, und er darf sich also herausnehmen, die französische Sprache, mit der deutschen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf diese Armuth noch eines andern Zeugnisses, so geben es die Franzosen selbst, indem sie mit dem, was sie besitzen, so haushälterisch thun. Die schönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftsteller werden nie vergessen, sie erhalten sich Jahrhunderte im Angedenken der sich folgenden Geschlechter, und jeder gebildete Franzose weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele sind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei seiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falschen Zusatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande seines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille" ist, welche Camille „amante de Curiace"

ist, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe“ ist — sie fragt ihn: „Que voulez-vous qu'il fit contre trois? ..... „Qu'il mourût!“ antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzosen über dieses qu'il mourût hat sich jetzt schon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieses qu'il mourût schön, wenn es einsam stünde; aber Corneille hat die Abgeschmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verse zu paraphrasiren und zu verdünnen und auf den Donnerschlag ein langes Kindergetrommel folgen zu lassen. Doch sei es so schön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man sich solche Schönheiten aus Göthe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakespeare's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel streiten sich Mensch und Löwe, wer von ihnen stärker sei. „Schau dort!“ sagte der Mensch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl sehe ich,“ sagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man sie nicht verewigt.“ ... Ein neuerer Schriftsteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, gesprochen von „des mots étonnés de se trouver ensemble,“ Dieses ist allerdings gut gesagt. Begegnet aber seitdem auch der originellste Schriftsteller jenem Gedanken auf seinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er sagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble,“ und wenn er sich auf den Kopf stellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben sie das unausstehliche Wort: „brillant“, das sie so häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was sie loben, ist brillant; eine Gesellschaft, eine Theater-Vorstellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend sagen sie: „La brillante jeunesse“, ob zwar deren Vorzug und die Bürgschaft, die sie gibt, daß sie besser werden wird als das vorige Geschlecht, gerade darin besteht, daß sie nicht brillante ist im Sinne des französischen Wortes. Jouy, in einem seiner Werke, wo er empfindsam von seinen Jugendjahren spricht, erzählt von jenen schönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse“ war. Die deutsche Sentimentalität seufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr seidenes Beutelchen so ängstlich mit allen Fingern umklam-

mert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es diesem und jenem Franzosen oft selbst gesagt: „Eure Sprache ist eine wilde gegen die deutsche, die ihr barbarisch scheltet; sie kann, wie die Pescherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweisen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch übersetzen, und ihr sollt selbst Richter sein, ob der Uebersetzung etwas fehle gegen das Original. Und vermag ich es nicht, so liegt es an der Beschränktheit meines Talents, nicht an der deutschen Sprache, und ein Besserer wird es besser zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure ersten Schriftsteller nicht fertig werden sollen." Sie nahmen diese Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren sie doch nicht. Freilich machen sie sich seit einigen Jahren in Paris ganz munter an die schwersten Dinge. Sie übersetzen den Schiller, Göthe's Faust und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Prosa, versteht sich — doch wie sie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wissen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer solchen Uebersetzung zu lesen. Der Uebersetzer von Werners Luther kündete mir einen Besuch an, mich über Manches bei seiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er Nichts. Ich erwiderte ihm: Darüber solle er sich von einem Juwelier Auskunft geben lassen, bei mir käme er zu spät. Es wäre eine schöne Zeit gewesen, da hätte ich die Karfunkelpoesie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergessen. „La poesie de l'escarboucle!" rief er voller Erstaunen aus. Ich legte geheimnißvoll den Finger an den Mund. Sollte der Uebersetzer des Buches etwas über Karfunkelpoesie gesagt haben, so ist es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geselligen Umgang dagegen ist die französische Sprache viel geeigneter als die deutsche. Und man halte dieses nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer sittlicher Werth zuerkannt. Die deutsche Sprache, wie schon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verursacht Gepäcke und wird lästig, das andere ist für die kleinen Bedürfnisse der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzosen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsstreitigkeit, die oft

die beste Würze der geselligen Unterhaltung ist, muß der Deutsche entweder seinen Gegner schonen, indem er nebenbei schlägt, und dann wird Nichts entschieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzose aber hat an jedem spitzigen Worte einen ledernen Wulst, er trägt den Degen in der Scheide und hat gar nicht nöthig, seinen Witz zu bezähmen, um seinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geselligkeit gewährt nicht schon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verconsumirt, als im ganzen deutschen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienste eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur gesagt, kostet es Mühe, hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit. Die Deutschen sind darin gewandter; sie sagen: Mein Herr, Sie sind ein Flegel! Doch in solchen Fällen wird das: Mein Herr! ironisch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beschmutzen, sind die Franzosen so sehr artig gegen einander. Je vornehmer Einer ist, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein französischer Minister, selbst wenn er in Amtssachen einem Bürger schreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben." Der König selbst, in seinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten seiner Unterthanen Herr, selbst wenn er ihn straft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen." Aber jeder Amts-Secretär im kleinsten Städtchen decretirt: „Hat sich der Johann Christoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsstube einzufinden, um die ihm gnädigst bewilligte Gratification, gegen Bescheinigung, in Empfang zu nehmen." Der Deutsche ist nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über seine Courtoisie italienische Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei in's Soll gesetzt, schreibt er schnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzelist hält sich für einen Statthalter Gottes auf Erden und ist von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten sich doch die deutschen Autoritäten ihr barsches Wesen abgewöhnen! Möchten sie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit ist, die man so viel als möglich zu ver-

füßen suchen soll! Möchten sie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der schlechten willen beschränkt werden muß! Möchten sie besonders auf ihren Paß-Bureau's bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der sich zuweilen unter tausend ehrlichen Reisenden findet, neun hundert neun und neunzig Ehrliche belästigt, aufgehalten und gequält werden müssen; möchten sie sie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, sie sitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und sie gleichsam um Entschuldigung bitten, daß man ihnen so viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließe in allen Paßbureau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein serviren und den Reisenden angenehme Romane und Reisebeschreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an sie kommt. Das hielte ich für meine Schuldigkeit!

Sich die französische Umgangssprache anzueignen, fällt manchem Deutschen schwer: sie wird, wie das Tanzen, am besten in der Jugend erlernt. Auch mit der Aussprache hat man seine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahinbringen können, „des huitres" verständlich auszusprechen. Franzosen haben mich versichert, sie erkennten den Deutschen, auch wenn er schon Jahre lang in Frankreich gewesen, an der Aussprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterscheiden wisse. Wenn der Deutsche B sagt, hört es der Franzose für ein P. Es ist dies um so schwieriger, da der Deutsche sein eigenes B und P nicht gehörig unterscheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das erstemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Credit-Registerbuch nachschlagen, das alphabetisch eingerichtet war. Der Commis suchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC gesucht, und sagte: „Ich schreibe mich nicht mit einem P, sondern mit einem B." Das war aber tauben Ohren predigen, man verstand meine Distinction nicht. Der Principal zuckte die Achseln und sagte: es wäre nichts für mich angewiesen. Nun war in diesem Falle nicht zu

paßen, das Mißverständniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat also an das Pult, streckte meine ruchlose Hand nach dem heiligen Creditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, chlug dann mit der Faust darauf und sagte: „Hier ist mein Platz!" Principal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kriisches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieses uch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franösischen Sprache gelegen — so habe ich das nur darum unterlaen, weil sich das von sebst versteht. Es wäre aber sehr zu wünchen, daß ein guter deutscher Kritiker, der der französischen Sprache ollkommen mächtig wäre, sich nach Paris begäbe und dort ein ritisches Blatt schriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: r würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn m ersten Jahre nicht sehen und nicht hören und sich um sein Dain gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkamkeit erregen, aber höchst wahrscheinlich im Verlaufe des Jahres odtgeschlagen werden. Doch lasse er sich dadurch nicht abschrecken. at er diese zwei Jahre mit Muth und Glück überstanden, wird r ungeheuer wirken und der französischen Literatur das werden, as Luther der deutschen Kirche war. Die deutsche Reformation edarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in rankreich.

II.

Lebens-Essenz.

Nicht einem Strome, einem Wasserfalle gleicht hier das Leen; es fließt nicht, es stürzt mit bedeutendem Geräusch. Die Zeit ird nicht mit tausend Liebkosungen abgeschmeichelt, und der Hunger ist der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunen ehrlich angibt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutschand, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Prokolle der Ständeversammlungen. Wer aber Herz genug hat, die

Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist, Herz und Sinn suchen und finden sich — keine Mauer einer traurigen Psychologie hält sie getrennt. Wenn man in Deutschland das Leben destilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Wasser verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft. Es ist ein Register der Weltgeschichte und man braucht blos die alphabetische Ordnung zu kennen, um Alles aufzufinden. Es ist schwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geist auch keine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen. Doch verzweifle darum Keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindsucht.

Paris ist ein theures Pflaster, und was dieses Uebel noch größer macht, alle Landstraßen, die zur Hauptstadt führen, sind vier Stunden im Umkreise auch gepflastert. Die liebe Natur, mit ihren Wiesen und Feldern, ihren säuselnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfesten, Weinlesen und ländlichen Tänzen, ist eine so feine Spitzbübin, als ihre städtische Schwester, die Kunst. Es ist leicht in Paris, nicht blos sein Brod, sondern auch seinen Kuchen, seinen Wein, seine Austern zu verdienen, und was sonst noch der arme geplagte Mensch an Zubereitungen gebraucht, um einst von den Würmern schmackhaft gefunden zu werden. Aber sein Geld in der Tasche zu behalten, das ist schwer — unmöglich, würde ich sagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzosen ausgestrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttausenden zu schützen, dafür gibt es ein sicheres Mittel — man braucht sie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige

Tausende zusammen? Vergebens schnürt ihr den Beutel mit hundert gordischen Knoten zu, durch zahllose Poren dünstet er unmerklich aus; sein hohes, blühendes Gold verwandelt sich in bleiches Silber; das arme Geschöpf schwindet dahin, es stirbt, wir trauern.

Haben wir in unserer kleinen Heimat die fünf Pforten der Sinnlichkeit verschlossen, dann können wir uns unbesorgt auf die Polster der Tugend niederstrecken; in Paris aber erstürmen die Lüste unser Herz oder sie schleichen sich verkleidet ein, oder sie suchen sich neue Wege. Man lernt dort wenigstens etwas Psychologie für sein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erst kennen, wenn sich Vögel darauf setzen und sie schütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erst zum Kaufmann gehen und um den Preis des Tuches streiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelstunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingsten, vier Wochen. Ihr bedenkt diese Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweise ist es nicht gebunden, und der Buchbinder sagt, wenn es planirt werden solle, müßte er trockenes Wetter abwarten und er könne nicht bestimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber sind Kleider und Stiefel fertig und zu bestimmten Preisen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles ist gekocht, gebraten, vorgeschnitten, sogar die Nüsse werden geschält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch Alles in's Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu besuchen. Den ersten Platz, wo Miethwagen stehen, seid ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entsagen, ihr setzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt ist der nämliche. Beim Einsteigen ist euch unaufgefordert ein dienstwilliger Mensch behülflich; ihr müßt ihn bezahlen. Beim Aussteigen öffnet euch ein anderer höflicher Mensch den Kutschen-

schlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr seid in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze sind theuer, ihr versagt euch dieses Vergnügen, spaziert die Boulevards auf und ab, und stellt philosophische Betrachtungen an, die Nichts kosten. Jetzt hält euch einer jener tausend Betriebsamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preises unter die Augen. Den letzten Act der Oper und das Ballet könnt ihr sehen; ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu sitzen und bedauert, eine neue schöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwischenacte werden Ferngläser zum Verkaufe angeboten; gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläser auf den Abend vermiethet; dieser Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt ist das Schauspiel geendigt, ihr geht nach Hause, euer Weg führt am Café de Paris vorüber. Die Erfrischungen sind theuer, aber ihr wollt die Abendzeitung lesen. Ihr seid begierig zu wissen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; ihr tretet hinein, Mitternacht ist da, und ihr seid glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war und ihr an diesem Tage nichts als Geld verschwendet.

Sparsam zu leben fällt hier Menschen von jeder Gemüthsart darum so schwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine sinnliche Lust findet sich so roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geistigen Lebens sie veredelte, und kein geistiger Genuß ist so rein abgezogen, daß nicht eine Beimischung körperlicher Reize seine Lockungen verstärkte. Der ärgste Lüstling, der sonst nie daran gedacht, seinem Geiste Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Lesens, weil es Blumenwege sind, die ihn zum Ernste führen. Da ist ein Werk tiefsinniger Untersuchungen von Benjamin Constant mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie sie einen Jeden Gaumen schmeicheln! Da ist ein neues Trauerspiel, worin erst gestern Talma gespielt! Da erscheint ein Gedicht eines sechzehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schwestern während der Pest von Barcelona besingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimnisse der Carbonari verräth, deren es, wie die französische Regierung neulich erklärte sechzigtausend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutschland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter

ie täglich erscheinen und die nicht gelesen zu haben lächerlich ist!....
luf der anderen Seite werden Menschen besserer Art mit geistiger
'ockspeise in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr
ür weniges Geld euch recht gut satt essen, auch seid ihr genügsam;
ber ihr kehrt dennoch bei den theuersten Speisewirthen ein, nicht
m feinere Leckereien, aber um feine Gesellschaft zu finden. Man
rgötzt sich an dem Gemische aller europäischen Völker, Sitten und
prachen. Dort die grämlichen Engländer, die so verdrossen-emsig
ie Kinnbacken bewegen, als würden sie mit der Peitsche dazu ge-
öthigt; hier die verlegenen Deutschen, die das Herz nicht haben,
in lautes Wort zu sprechen; hier die neuangekommenen Frauen-
mmer, die mit Erstaunen die Spiegel und das Silbergeschirr be-
achten; hier das drollige Lächeln der Kleinstädter, die zum ersten-
ale Austern essen!

Es ist angenehm, sich in Paris Menschenkenntniß einzusammeln,
ber es ist kostspielig. Doch lasse sich darum Keiner von dieser
eise abhalten. Wir Männer sind ja darin so gut bedacht! Wo
nser Geld aufhört, beginnt unsere Philosophie, und können wir
i keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße
nd sind humoristisch. Aber die Frauen — wer zum Herrschen
boren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's
reundlichste lächelt, sollen sie die vaterländischen Freuden von
chwalbach und Kannstadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gastmahl der Spieler.

Deutsche Handels- und sonstige Geschäftsleute, die sich weniger
is Büchern als aus Manuscripten machen, glauben gewöhnlich,
ir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen ungedruckten
ingen; sie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im
tillen und Dunkeln munter sind. Ich selbst war lange dieser Mei-
ung und es war mir ein rechter Trost, zu wissen, daß meine Ge-
hrsamkeit nicht übermäßig groß sei. Ich bin aber von dieser

Ansicht zurückgekommen, besonders seitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Compaß und Sternkunde leichter selbst die Feldwege der großen Welt, als die Geschäftsleute mit ihrer Specialkarte die Landstraßen darin finden. Ausgerüstet mit Hofbauer's empirischer Psychologie und andern schönen philosophischen Kenntnissen, wußte ich trotz meiner Jugend mich in Paris vor jeder Prellerei zu schützen und verirrte mich nie auf den mäandrischen Wegen der List und Lust. Mehrere deutsche Geschäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen schlimm weg und wurden in allen Artikeln, die sie zu Hause nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir seinen Lohnbedienten als die ehrlichste Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und schloß aus transscendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube sei. Er hatte als rüstiger junger Mann der Bestürmung der Bastille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiserzeit eingerechnet, nach einander Kutscher, Friseur, Wasserträger, Portier und Commissionär gewesen, nach der Restauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er sagte, all sein Streben sei, so viel Geld zusammen zu sparen, in sein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, seine Tage zu beschließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm besonders die Spiele und Spielhäuser nicht schwarz genug schildern und sprach mit Wehmuth von den lasterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde in's Verderben zu führen. Da wäre unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich speise. Der Bremer, der als reicher Mann wohl schon fürstlich gegessen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Lust, einmal in dem Lockspeisehause zu essen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achseln, aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direction für sich und noch zwei andere Personen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmitta

ingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuversicht, die sich
n tugendhafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in
as palastähnliche Haus. Aber mein Gott, was ist der Mensch für
n Narr, und wie schwach sind seine Augen, daß er sich von jeder
logenen Majestät, selbst der des schlechtesten Tombacks, blenden
ißt! Es war im Spieltempel Alles so feierlich, so ernst, abgemessen
nd anständig, daß das humoristische Behagen, mit dem ich gekom-
en war, schnell verschwand, und ich einige Stunden lang in der
rößten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu
in, und es bedurfte des Champagners und anderer edlen Weine,
ein schwaches Herz wieder zu stärken.

Schon auf der Straße vor dem Hotel ward uns schlimm zu
luthe. Die glänzendsten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen an-
fahren, und heraus stiegen nur Leute mit Ordenssternen und
ändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die sich zeigten. Der
ortier, als wir seiner Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir
ollten? Wir antworteten, wir kämen, mit den Spielern zu essen!
er Portier lachte und sagte, hier äße man nicht. Der Bremer
igte seine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter
hen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein
utzend übermüthiger Lakaien ihr Wesen trieb. Der Bremer fragte:
) man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen
eder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speisesaal ent-
ckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zuberei-
ngen beschäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben
m keine Antwort. Wir stiegen wieder hinab, und gingen abermals
das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir suchten? zeigte
r Bremer zum zweiten Male seine Einladungskarte vor, worauf
an uns die Hüte abnahm und uns in die Gesellschaftszimmer
es. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernst-
ft auf die Füße sahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich
r Einzige war, der in Stiefeln erschien. Ich setzte mich an einen
etisch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu
gen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgestanden,
n ein großer, stattlicher Mann, majestätischer Haltung, gleich
dwig's XIV. seine, zu mir und fragte, wer ich wäre, und was

ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein schlimmes Zeichen war; den Studiosen der Menschenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen soll, aber nicht viel. Ich übersah sogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geistesgegenwart, mich anzustellen, als verstünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beschloß ich, eine Sprache mit ihm zu sprechen, die er auch nicht verstand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzose nur seine Muttersprache; aber Spieler sind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete also in der Schnelle ein Zungenragout vom deutschen Herr, dem italienischen Signore und dem englischen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der sich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erschien dieser, und ich gab pantomimisch zu verstehen, das sei der Mann, der über mich die beste Auskunft geben könnte. Der stattliche Herr (wie ich später erfuhr, ein Marquis, von der Spielgesellschaft angestellt, in diesem Hause die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieser unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er sei? Der Bremer nannte sich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum dritten Male seine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutsche, bemerkte er, er sei auch in Wien gewesen: die Franzosen nämlich halten Wien für die Hauptstadt Deutschlands und wissen nichts von unseren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tische. Ich habe zwar schon mehrere deutsche Höfe speisen sehen, aber nur aus der Vogelperspective, von der Gallerie herab. Es war das Erstemal, daß ich an einer fürstlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welch Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht sentimental gestimmt, sonst hätte ich keinen Bissen essen können. Ich hätte mir vorgestellt, daß alle diese Speisen in Blut und Thränen gekocht sind, von den Selbstmördern und Verzweiflungsvollen vergossen, welche täglich in den Pariser Spielhäusern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es sich sämmtliche Gäste sehr

schmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten und essen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel saß der Marquis und Ceremonienmeister, über Alle hervorragend an Gestalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten versiegelte Depeschen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach sie, las sie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte sie dann einem hinter ihm stehenden Lakaien. Es ging in seiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empirische Psychologie, was diese häufige Correspondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unschuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechsele. Jene stünde nämlich mit der Spiel-Direction in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und beide theilten sich wechselseitig ihre anthropologischen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tische langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne scherzhafte und zeitgemäße Gespräche mit der Gesellschaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Dessert mich vom Stuhle erhübe und riefe: Meine Herren, wir sind unter uns, lassen Sie uns dieses Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder, wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tisches die Frage zuschickte: ob er Schleiermachers Uebersetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardspiele laut spräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous les fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Essen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zusammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preise berechnet, bei Tische verzehrt, und es wäre doch sehr undelikat, wenn nicht Einer von uns spielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart sein wollte, hätte ich nichts dagegen; ich selbst aber würde nicht spielen. Der Bremer spielte, und trieb die Delikatesse so weit, daß er zwölf-

hundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdessen einige Betrachtungen, die ich an Hazardspieltischen schon oft angestellt. Erstens die: daß die Ernsthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geschäft treiben, ganz unerträglich sei. Sie könnten immer etwas dabei scherzen; die giftigsten Schlangen hätten wenigstens eine schöne Haut. Aber freilich ist diese Ernsthaftigkeit eine der Todsünden der Menschen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel spricht sich darin am deutlichsten aus. . Friedrich Schlegel mag thun und sagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergessen machen, das er einst ausgesprochen: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie.“ Ganz gewiß haben die alten römischen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Gesicht gemacht, als jeder Paß-Bureauist annimmt, wenn er uns signalisirt. Am ärgerlichsten war mir diese Ernsthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten gewesen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, ist zwar ein heiteres Geschäft, aber durchaus kein erhabenes, und es ist gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine so ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltischen anzustellen pflege, ist folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft, die Seelenbewegungen und Anstrengungen, die Aengsten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden, wenn man dieses Alles zusammensparte — würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden? Aber das ist es eben! Weil jeder Mensch als Römer geboren wird, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hazard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen, Casino's, Theegesellschaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garnisons- und Wachparadendienste, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsstücke, die man täglich mit heilsamem Zeitverlust an- und auszuziehen hat — darum ist dieses Alles eingeführt, daß die überflüssige Kraft unmerklich verdünste! Noch glücklich, daß es dem Menschen nicht mit der Natur gelingt, was sie mit der Menschheit zu Stande gebracht; sie hätten das Weltmeer

schon längst in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chinesische Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hause; ich an Leib und Seele gestärkt, der Bremer aber sehr verstimmt. Er erzählte seinem ehrlichen Lohnbedienten, wie schlimm es ihm ergangen. Bei dieser Gelegenheit sah ich abermals, was die Franzosen für liebenswürdige Menschen sind. Ein pedantischer deutscher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte diesen, nachdem er seine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und gesagt: Es geschieht Ihnen Recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unser edler Lohnbediente aber betrug sich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer sein Mißgeschick erzählte, lächelte er und schwieg, und dividirte wahrscheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergesellschaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber sagte er blos: Beruhigen Sie sich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher sein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und restaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirat zu schließen. In einer Nacht, da er sein ganzes Vermögen verspielt, habe er zuletzt das Landgut seiner Gemalin gegen einen Engländer gesetzt und es verloren. Der Engländer sei gleich vom Spieltische weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürschelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er so früh befehle? Der phlegmatische Engländer aber habe sich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, sondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenschein genommen. Endlich sei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Brust gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er sich zum Teufel, ich brauche seine Dienste nicht mehr!" zum Thore hinaus geworfen. Darüber sei die Marquisin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erschrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieser habe geantwortet: Nichts, er wolle in seinem Park ein wenig spazieren

gehen, und habe der Marquisin den Abtretungsschein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram gestorben. Die Pariser Spielgesellschaft aber habe sich gegen den Marquis, wie sie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, sehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hause angestellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Diese artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich sagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutscher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutscher zartfühlend sind, haben Sie gespielt und sind in Schaden gekommen. Ihr Verlust entspringt also aus einer edlen Quelle, und Sie sollten sich darum trösten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu schlagen, um sich reichlich zu entschädigen. Weil wir gerade von Callico's sprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einst danken. Kaufen Sie so viele Callico's zusammen, als in Manchester aufzutreiben sind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich sage Ihnen, die Welt ist rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut englisch zu Bette und stehen continentalsystematisch auf. Es ist heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundschaftlich die Hand, und wir wünschten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Lustspiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es ist eine wahre Verschwendung, daß sie hier dazu dienen müssen, einen verwachsenen diplomatischen Bericht zu zieren! Im Palais Royal, auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeschnittene Buchstaben, die mit

ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen sind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere gibt zu lesen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile ist ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend versäumt, mich in der Nähe der Laternen zu setzen und aufzupassen. Ich kann auf Ehre versichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne sich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben sie Einem immer den Etoile. Ja mir, da sie meine Ausländerei gemerkt, gaben sie verschiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß sie an ersterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrscheinlich unentgeltlich gibt. Die andern Nutzanwendungen kann man sich von selbst machen — sapienti sat, sagt der Lateiner .... Das geht die Leserinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab sich viele Mühe, die Welt zu erobern, nur damit die Athenienser von ihm sprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariser einen Tag, um sie ein Jahr lang von sich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieser Riesenstadt hervorzuthun, sich in diesem Ocean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutschland ist Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienstes; hier ist sie die nothwendige Einfassung, von der entblößt, auch der ächteste Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Parisern zum Lobe nachsagen: sie wissen jede schöne Gabe zu würdigen, die Tugend sogar, nur muß sie lärmen; selbst Bescheidenheit findet ihren Beifall, wenn sie zu reden versteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienst, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von

allen den Kunstgriffen, die von Jedem in seinem Kreise angewendet werden, seine Person und seinen Besitz auf das Vortheilhafteste geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will diesesmal nur einige der sinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kauflust zu erwecken, und die Kauflustigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meisten Fremden wohnen und sich umhertreiben, gibt es fast kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte spielen zu lassen; denn eine Minute später, einen Schritt weiter steht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er suchte. Die Augen werden Einem wie gewaltsam entführt, man muß hinaufsehen und stehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und seiner Waare steht zehnmal neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenstern auf Schildern geschrieben, die Außenseite des Gewölbes sieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorschrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Mustern, sondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenster gehängt. Manchmal sind sie hoch am dritten Stocke befestigt, und reichen nach allerlei Verschlingungen bis zum Pflaster herab. Der Schuhmacher hat die Außenseite seines ganzen Hauses mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweise zusammen stehen. Das Zeichen der Schlosser ist ein sechs Fuß hoher vergoldeter Schlüssel; die Riesenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler sind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man sich im Dunkeln entsetzt, man glaubt, weiße Gespenster strichen vorüber. So hat hier Jeder auch für die kleinsten Fische, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weise wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefesselt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt sind und gewöhnlich die Art des Verkehrs sinnbildlich ausdrücken. Diese Gemälde sind nicht selten wahre Kunstwerke, und wenn sie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen

stehen bleiben. Sie sind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariser Leben, und es ist darum so lehrreich als unterhaltend, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen sind, beschreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit sieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberschrift: au serment. Drei Männer überreichen drei Frauen mehrere Shawls und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie schwören, daß dieses ächte französische Shawls wären, und mögen wohl hinzusetzen, daß brave Franzosen englische Waaren verabscheuten, denn ein im Hintergrunde stehender Engländer wirft erboste Blicke auf das mercantilisch-patriotische Triumvirat herüber. Das ist die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine versteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren schwuren, daß dieses die ächten, jedem Franzosen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondrischen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöscht werden... Unweit dem Vorigen hängt am Hause eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar schlecht gemalt ist, aber eine drollige Vorstellung enthält. Der Kronprinz Absalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verse:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il évitait la mort.

Ein anderes sehr gut gemaltes Bild, ein Rosenmädchen vorstellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, schmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen sieht so fromm und unschuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handschuhe in einem andern Laden zu kaufen... Ein Vögelhändler zieht die Aufmerksamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorstellt. Der ganze Prolog der Sündfluth ist darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet, bis die Fluth komme, sie flott zu machen. Vater Noah spielt mit einem Affen und macht ein diplomatisches Gesicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabsehbaren Reihe

kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, sich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich ist; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Esel voraus, der Hase läuft dem Hunde nach. Es ist ein herrliches Bild! Am anziehendsten wird aber Jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Professor der deutschen Sprache, und der seinem Namen nach ein geborner Deutscher ist, vor seiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den besten Jahren und ohne Zweifel der Professor selbst, sitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnsessel, beschäftigt, einem vor ihm stehenden Knaben seine Lection abzuhören. Etwas weiter zurück sitzt ein wunderschönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, steht ein rother Husaren-Officier, der nach aller mimischen Wahrscheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der französische Husar, die Hand auf das Herz gelegt, scheint ihr nachzusprechen: ick lie-be. Ich habe aus diesem Bilde mit großem Vergnügen ersehen, daß deutsche Professoren in Paris Welt bekommen. In unserm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu schüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechselseitigen Unterricht zwischen jungen Mädchen und rothen Husaren-Officieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergessen. Sechs Monate wurde an diesem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet ist nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry. Diese Bude, ein kleines Zimmer von höchstens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtausend Franken gekostet, so prachtvoll ist alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu sind in zwei goldnen Kreisen zwei sorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des französischen und neapolitanischen Hauses; der andere enthält ein etwas mystisches Wappen.

Es sind erst die Krystallisationspunkte zu zukünftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierschale — kurz, es steckt Etwas dahinter, und mag sich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hiesige bevollmächtigte Gesandten, die ihr Geschäft verstehen, werden gewiß nicht versäumt haben, ihre Späher hinzuschicken, um zu untersuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern sei.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeschlagenes Buch ist Paris zu nennen, durch seine Straßen wandern heißt *lesen*. In diesem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen so reichlich ausgestattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hause trat. Unfehlbar um diese Zeit spielt der fleißige Tischler gegenüber ein Viertelstündchen mit seinen Papageien; dann wird der Hobel von Neuem gerührt. Der deutsche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt und hüpfte, wie ein Spatz, aus seinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß seine Last leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier ist das Paradies der weiblichen Welt, da findet sich Alles, was die Häßlichkeit braucht, sich zu verbergen, und die Schönheit, sich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geschmeide von Gold und Edelsteinen, und Alles in so reichem und kostbarem Vorrathe, daß selbst eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutsche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich sah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuster von farbigen Feldern, nebst Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten später warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und sah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tausend, wenigstens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldstücke herausgegeben. Der Hut

war schöner, als ihn eine männliche Feder beschreiben kann: ein Paradiesvogel mit seinem ganzen Gefieder umschimmerte den Kopf. Habe so etwas in meinem Leben noch nicht gesehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübsche Gesicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel schickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menschenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpensammler waren in heftigen Wortwechsel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmist ausgestöbert, der andere als gleichzeitiger Entdecker machte Ansprüche darauf, hob drohend seinen Stock mit eisernen Haken in die Höhe und sprach mit wüthenden Geberden: veux-tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann stehenden Fußes Etwas in seine Schreibtafel ein, so ernst, so andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott seine zehn Gebote in die Feder gesagt. Ein schnarrendes Gare! weckte ihn aus seinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechselmäkler sein, denn er war von der Seite der Börse hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieses Lustlager ist wohl Jedem bekannt. Alles findet sich hier, selbst menschliches Elend — nur nicht dessen Schein. Die Armuth ist vergoldet, der Hunger scherzt, das Laster lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert und hatte auf allen Straßen das regste Leben gefunden. Es hüpfte, sang und lachte zwar nicht immer dieses Leben, es schlich, stöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieser nämlichen Stunde, in dieser nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn, wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über sie gekommen, schon waren sie keine Menschen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verschwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, sollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erst auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menschen erfuhr diese Hinrichtung erst aus der Abendzeitung. So ist Paris! Es war schon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palast der Tuilerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus dessen Fenster Carl IX. in der

Bartholomäus-Nacht auf die Herzen seiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, dessen fromme Augen der Richtstätte gerade zugewendet sind: bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg gesperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf diesen Platz aus. Ueber diese Brücke, jenseits der Seine her, wo das Gefängniß ist, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am diesseitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon versehenes Speisehaus gab den besten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen sollte, zu übersehen. Dieses Gebäude steht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäsar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergerissen worden. Ich stieg in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menschen guter Dinge waren. Ich sah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und schwer gehobener Brust; aber sie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher sang: „Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen" — der kannte das menschliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu lassen, nur die Spione sprachen Empfindungen aus, die sie nicht hatten. Für diese Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß ist ihre Wiege. Höher als sonst spitzten die Horcher ihre Ohren, denn in diesem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängstlich verschlossene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betasten. Einen Blick zum Fenster hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, sprach er mit spöttischer Miene vor sich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!" Ich schwieg. „Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais ..." Ich schwieg. „Paris dort!" sagte der sentimentale Spion. Ich schwieg, aber ich dachte: Paris schläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geschehen. Denn schliefe dieser tausendarmige Riese, und reckte seine Glieder und wendete sich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieser gedankenlosen Bewegung die Bajonnette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte sich ein breites Gemurmel vom jenseitigen Ufer herüber. Wir sprangen von unsern Tischen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblößtem Haupte, saßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geistlichen zur Seite. Die Jünglinge schenkten ihnen aber keine Aufmerksamkeit, sondern wendeten ihr Gesicht der andern Seite, der versammelten Menge, zu, diese immerfort freundlich grüßend. Sie schienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Procurator des Königs im Gefängnisse bei ihnen. Das Geständniß der Wahrheit hätte die Hoffnungslosen vielleicht, eine willkommene Lüge sicher gerettet. Sie schwiegen und starben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche diese genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angesehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menschlichen Geistes, die Werke seiner Wasserbaukunst, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft die Herrschaft über die größere sichert. Da, zum erstenmale in meinem Leben, fiel mir bei: Regierungen sind wohl von Gott eingesetzt — wie hielten sich sonst manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beschäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Wasser wurden über den blutgetränkten Boden ausgeschüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte Den und Jenen, wie die Jünglinge gestorben. Sie waren festen Schrittes die rothe Treppe hinaufgestiegen. Vive la liberté! waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauses wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz ist auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite ist offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuser auf dem Platze sind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutschen Städten Märkte und Rathhäuser beschaffen sind. Auf dem Greve-Platz findet sich viel nachzusinnen; was ist hier nicht Alles geschehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoristen hat, sie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, sie wären hier ge-

wiß zu finden; wenn es die Empfindsamkeit nicht kennt, hier sucht man sie nicht vergebens. Denn Allen, die seit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptsache ist, daß man beim Leben bleibt! Die erste Hinrichtung, die auf diesem Platze geschah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Diese Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunst der Parzen ihr Leben nicht bis auf unsere Tage erstrecken können. Aber die sieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufstande am 24. August 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und seine vier Genossen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die, beschuldigt, dem ersten Consul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten sie jetzt! . . Und was ist in diesem Rathhause nicht Alles geschehen! Ein Tollhaus ist es zu nennen. Am 2. November 1793 beschloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näschereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluviose des nämlichen Jahres: daß alle Personen für verdächtig zu erklären seien, die bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode essen und die Krume liegen lassen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen später eine Anklage gegen Diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, besonders gegen die alten Weiber, die sich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage sendete die Polizei die Liste der gefangenen Personen ein. Deren Zahl belief sich auf 7090, beiderlei Geschlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erschossen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage später wurde beschlossen, daß das französische Volk ein höchstes Wesen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhause dem Kaiser Napoleon zur Feier seiner Krönung ein prächtiges Fest. Am 29. August 1814 gab genannte

gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Fest, seine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So ist Paris, so ist der Mensch, so ist die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erstemal, daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles war ich erstaunt, nicht erstaunt zu sein. Vielleicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden stille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu sein. Ich hatte keinen Maßstab für Talma's Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die Andern überrumpeln unser Herz und benutzen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsre Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. So lange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren der Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend Talma's Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden — wenn es solche gab. Denn nur wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen all spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer andern Gestalt. Unte

Deutschen, die hundert Geschichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter sein; es ist schwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Den Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da sie aber das Gedächtniß der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt Alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhmes nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienser Hamilkar gesprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage,
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — de Carthage,

sagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein paar Buchstaben in der Ueberschrift glücklicher Weise vergessen haben, so wird der Herr Corrector diese Charade der klugen Nemesis verstehen und den Druckfehler gewiß nicht verbessern wollen .... „Das ist eine kleinliche und heimtückische Kritik!" — denkt vielleicht der edelmüthige Leser,

Freilich ist sie das; aber in Geisteskämpfen auch ist die Art der Guerillas die wirksamste, wenn sich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutsche, die ihr Vaterland mit Verstand lieben, müssen es wissen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzosen erhebt. Es ist wahr: so ganz schlechte und so viele schlechte Bücher, wie in Deutschland, werden in Frankreich nicht geschrieben. Es ist noch wahrer, daß die Franzosen weit mehr große und viel größere Schriftsteller als die Deutschen haben. Beneiden wir sie aber nicht um ihre Vorzüge, sie sind zu theuer bezahlt. Wir Deutsche leben in einer literarischen Republik: wir sind geistesfreie Menschen; bei uns darf Jeder schreiben, und so schreibt nun auch Jeder, wie ihm die Natur die Feder geschnitten hat. Das ist freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da ist auch ihr Gebrauch verstattet. Die Franzosen aber siechen in einer literarischen Aristokratie; sie sind geisteigene Menschen; sie kriechen vor allen Regeln, und als literarische Höflinge denken, wollen und thun sie nichts Anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutschen sind Protestanten, die Franzosen sind Katholiken in Literatur und Kunst. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinseligmachenden Kunst und Wissenschaft nicht zu vereinen ist, so muß die politische Revolution der Franzosen auch eine literarische zur Folge haben, und diese Veränderung fängt schon an sich zu zeigen. Die literarische französische Welt theilt sich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und That für die classische, deren andere für die romantische Literatur streitet. Classisch nennen sie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantisch nennen sie jeden Schriftsteller, der seinen eigenen Weg geht, sich um Gesetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausspricht, als es im literarischen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber sowohl die Anhänger als die Gegner der romantischen Literatur wissen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantischen besteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, so nennen die Franzosen alle Literatur, die nicht französisch ist, romantisch, und da sie Nichts, was nicht französisch ist, verstehen,

so ist ihnen Alles, was sie nicht verstehen, romantisch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzosen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber sie haben kein Hofthor, sie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, ist ihnen romantisch. Da sie die Wolken für den Himmel ansehen, verschmähen sie oft den Himmel als Wolkendunst; und weil sie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, sehen sie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzusteigen höchst lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem man ja viel bequemer, so oft man Durst hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz schlägt nur bei der classischen Witterung der Monate September und Mai behaglich; steht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen sie ein oder trinken Limonade und verwünschen das romantische Wetter. Den Humor, diese wilde und launische Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe ist — kennen die Franzosen so wenig, daß sie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarscharf nach Norden, und sehen sie sie abweichen oder gar oscilliren, erheben sie ein Jammergeschrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Diese literarische Aristokratie, da sie, wie schon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich ist, mußte den Franzosen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftsteller werfen die Fesseln ab und suchen eine Freistätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt sich aber auch wieder eine höchst seltsame Erscheinung. Die Ultras nämlich suchen die romantische Literatur aufzubringen und befördern hierdurch den Protestantismus der Wissenschaft und Kunst; die Liberalen hingegen suchen den alten blinden Glauben an die klassische Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politische Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantische Literatur, weil sie glauben, die in romantischen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Gespenster, Kreuze und Jammer wären das Wesentliche dabei, und das Alles sei dienlich, das Volk furchtsam, abergläubisch, verliebt und dumm zu machen.

Aus denselben Gründen sind die Liberalen der romantischen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schicksal ein kluger Minister ist und das Schaukelsystem so gut versteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen so zu leiten, daß jede Partei die Absicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausschweifung ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutscher aber, der in Frankreich solches Treiben mit ansieht und wahrnimmt, wie so höchst geistreiche Menschen, als die Franzosen, in ihrer Volksthümlichkeit so tief verstrickt sind, daß sie nicht begreifen, was in Deutschland jeder Schuljunge versteht, — lernt endlich wählen und will lieber, wie deutscher Geist, nackt und barfuß sein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie französischer in engen Schuhen und Kleidern zusammengedrückt sein und glänzen. Freiheit ist das Schönste und Höchste in Leben und Kunst. Möge das deutsche Vaterland sich diese Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es stolz auf die Ungerechtigkeit sein, mit der es seinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es sich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weise ehrt. Daß Freiheit in deutscher Kunst und Wissenschaft sich erhalte, mußte der literarische Ostracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Capitel von der französischen Unromantik auszuführen, ist eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird sich bald eine schicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anständig gehalten, die Erlkönigliche Majestät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutsch der König der Erlen, soll so viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwischen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterschied stattfindet. Und zwar soll es heißen: der Goethesche Erlkönig. Den haben sie in einer Pariser periodischen Zeitschrift neulich übersetzt und sind dabei so ächt französisch verfahren, daß es den deutschen Lesern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Uebersetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantischen Schmutztheilchen befreit, so daß das reinste classische Wasser übrig geblieben ist. Uebrig geblieben ist eigentlich der

rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat sich die Masse des Gedichtes vermehrt, so daß die Uebersetzung noch einmal so groß als das Original ist. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit poi voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir ..... il a vu, sous le bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
Le monstre, au bord des précipices.
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a deployé les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
„Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?“

Jetzt folgt der eigentliche dramatische Theil des Gedichtes, wobei Goethe's Gediegenheit gehörig paraphrasirt und in schöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen und spricht:

„Mon père! ... il m'a saisi, je souffre ... ah! sauve-moi!“

Und nun der Hauptspaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
„Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!“

Da ist ächt französische angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebue'schen Posse sich an seinen Blitzen die Tabaks-Pfeife anzündet, hat sich nicht hausbackner gezeigt! . . . Am Schlusse des Gedichts steht die Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de Mr. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes plus distingués de notre temps.“ Goethe mag sich dafür bedanken, daß man seiner bei dieser Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Lesecabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Lesecabinet; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigstens eines fände. Gut, daß sie in den freien Tagen dafür gesorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszustande, worin sich diese jetzt befindet, wären sie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Lesen überhaupt, besonders das Lesen der politischen Zeitungen, hat in der Volkssitte tiefe Wurzeln geschlagen und man müßte den französischen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten.

Man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, daß es nicht blos eitle Neugierde ist, die sie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieses wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfter Betrachtungen als Geschichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles liest, Jeder liest. Der Miethkutscher auf seinem Bocke zieht ein Buch aus der Tasche, sobald sein Herr ausgestiegen ist; die Obsthöckerin läßt sich von ihrer Nachbarin den Constitutionnel vorlesen, und der Portier liest alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag sich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher sein Blatt, als bis er es selbst gelesen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais Royal in den Vormittagsstunden. Tausend Menschen halten Zeitungen in der Hand und zeigen sich in den mannigfaltigsten Stellungen und Bewegungen. Der Eine sitzt, der Andere steht, der Dritte geht, bald langsamern, bald schnellern Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht seine Aufmerksamkeit stärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzustellen, und steht einige Sekunden lang wie ein Säulenheiliger auf einem Beine. Andere stehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einschließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wischt sich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Pastetenbäcker läßt seine Kuchen kalt werden über dem Lesen. Wenn einst Paris auf gleiche Weise unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais Royal und die Menschen darin auf, und fände sie in derselben Stellung, worin sie der Tod überrascht — die Papierblätter in den Händen wären zerstäubt — würden die Alterthumsforscher sich die Köpfe zerbrechen, was alle diese Menschen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über sie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein sonstiges Schauspiel hatte die Aufmerksamkeit angezogen, denn die Köpfe sind nach verschiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde gesenkt. Was haben sie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: sie haben Zeitungen gelesen.

In den Lesecabinetten abonnirt man sich monatlich, oder man bezahlt für jeden Besuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man

findet dort alle Pariser, und in den bessern auch alle ausländischen Blätter. In dem Cabinette, welches der Buchhändler Galignani hält, das meistens von Engländern besucht wird, finden sich nicht blos alle englischen, schottischen und irländischen Zeitungen, sondern auch die aus den ost- und westindischen Colonien. Der lange Tisch, worauf die englischen Zeitungen liegen, gleicht mit seinen Riesenblättern einer aufgehobenen Speisetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt ist. An Größe übertreffen die englischen Zeitungen alle übrigen europäischen; nach ihnen kommen die spanischen, dann die französischen, auf diese folgen die deutschen, und die italienischen kommen zuletzt. Ich wollte schon den Satz aufstellen, daß man an dem Format der politischen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmessen könne, als mich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, die in Folio erscheint, von dieser falschen Theorie noch zeitig abhielt. In mehreren Lesecabinetten fehlt es auch nicht an deutschen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutschen nicht wenig schmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutsche Blätter in den Lesecabinetten eigens gehalten; sondern sie werden von den Pariser Zeitungs-Redactoren, nachdem sie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländischen Zeitungen werden den französischen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutschen aber werden als verschmähte Aschenbrödels behandelt und in einen dunkeln Winkel oder packweise in eine Mappe gesteckt. Diese so gutmüthigen, stillen und bescheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert und lieber verhungern, als versagen — wird der Himmel gewiß noch einst für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutsche Zeitungspack aus der Mappe hervor, so finden sich die Blätter zerrissen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verschiedenen Staaten und Städte sind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußischen Staatszeitung findet man überraschend eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung steckt ein Kunstblatt, der Nürnberger Correspondent schließt eine

Bauernzeitung ein, der österreichische Beobachter hält die Neckar-
eitung liebend umschlungen, und will man ein verlornes Stück
es literarischen Wochenblattes lesen, muß man ein Morgenblatt
erumdrehen, worin jenes, Kopf unten, steckt. Das Journal de
'rancfort ist in seiner wahren und natürlichen Gestalt selten zu
ehen. Es ist gewöhnlich ausgezackt wie ein Frisirkamm, weil die
Pariser Zeitungs-Redactoren, aus deren Büreau es kommt, die
eutschen Nachrichten abgeschnitten in die Druckerei schicken, und
ch dadurch die Mühe des Uebersetzens ersparen.

Es herrscht in diesen Lesecabinetten die feierlichste Stille.
icht das leiseste Wörtchen vernimmt man, obzwar dort nicht, wie
n musterhaften deutschen Lesegesellschaften, der Paragraph der
Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt ist,
och eine Schelle auf dem Tische steht, die Störenden zu mahnen.
Wenn Franzosen schweigen, so ist dieses ein unwiderleglicher Be-
weis, daß ihre Aufmerksamkeit eifrig und ernst beschäftigt ist; denn
ei den andern Gelegenheiten, wie an Speisetischen, machen vier
ranzosen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in
rankfurt am Main während der zweiten Meßwoche mit allen sei-
en Gästen. Die Zeitungs-Cabinette sind gewöhnlich mit Biblio-
heken verbunden, die von den Besuchenden mit wahrhaft jugend-
ichem Schulfleiße benutzt werden. Es ist dieses für unbemittelte
Studirende und Literaturfreunde, oder für Solche, denen es an
Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine sehr wohlthätige
Anstalt. Man bezahlt monatlich sechs Franken, und für diese ge-
inge Summe kann man den ganzen Tag in einem solchen Cabinet
rbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeltlich und alle
öthigen Bücher bei der Hand. Viele sind dort einheimisch und
erlassen das Cabinet blos, wenn sie zu Bette gehen. Auch sieht
an da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernst,
olz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabsehen
nd, weil ihr Mund zu schmeicheln und ihr Arm zu drohen ver-
chmäht, die Waffen mit den Wissenschaften vertauschen und, sei es
m Brod oder um Beschäftigung zu finden, den ganzen Tag emsig
esen, Auszüge machen und schreiben.

XI.

Das englische Speisehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutschen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Riesenjüngling, breite Brust, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais Royal, zittern die zarten Krystallscheiben der Läden und die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei sein, wenn er einem Mädchen sagt: „Ich liebe dich!" Sie hört ihn gewiß, und zwischen hören und erhören liegt in diesem Falle nur eine kleine Pause. In seiner zierlichen französischen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutscher Händedruck und — „wohin, mein Freund?" fragte ich. — „Zu Little Garravays!" donnerte er. — „Ist es ein der Little oder ein die Little?" — „Es ist ein der Little, ein englisches Speisehaus, wo man meisterhaft ißt; kommen Sie mit!" — „Gut, ich bin dabei."

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere solche stolze englische Lieder kamen mir sogleich in den Sinn. So bist du, England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte seiner Mähne ist oft genug. Die Franzosen essen am meisten mit den Augen. In ihren Speisehäusern ist das Erste, wonach sie sich umsehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tische dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Personen eingerichtet, stehen in gemeinschaftlichen Zimmern nahe bei einander; man sieht sich und wird gesehen. Hier bei den Engländern aber ist Alles ganz anders eingerichtet. Die Tische sind durch spanische Wände von einander geschieden, so daß Einem kein Fremder in den Mund sehen kann; der Saal ist in zwei Reihen Klosterzellen eingetheilt. So bist du, Engländer! Du willst allein sein und lassen, du mit deinen eigenen, Jeden mit seinen Launen; du bist ein unausstehlicher Mensch, du bist ein Republikaner. Du bist häuslich auch außer deinem Hause, du willst Etwas für dich selbst vorstellen, nicht blos ein Mauerstein am Staatsgebäude sein, unter einer gemeinschaftlichen Kalkdecke mit tausend andern Steinen begraben. Recht so! . . . Die Tische sind zwar

it Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch ist edem verstattet, das Tischtuch nach Belieben zu verwenden. Also ersönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte sie enn ausdrücklich fordern, und dann wird sie besonders bezahlt. as Essen beginnt mit Rostbeef, das sanft blutet. Es kommt aber icht, wie in französischen Speisehäusern, in elenden dünnen Schei= n auf den Tisch — ein Lurlei=Felsen wurde uns vorgesetzt, so och und steil, daß selbst die Riesenhand des deutschen Jünglings st hinanklettern mußte, um abzuschneiden. Ein herkulischer Sens, r auch den verstocktesten Augias=Kopf säubern könnte, begleitete is Rostbeef. Dann folgte Gemüse, woran, wie an hetrurischen asengemälden, nur die ersten naiven Regeln der Kunst sich aus= rachen. Es war nicht sauer, nicht süß, nicht gesalzen, und drang iemanden einen vielleicht unwillkommenen Geschmack auf. Aber ben dem Salzfasse steht auf jedem Tische auch eine Zuckerbüchse, daß man sich sein Gemüse nach Belieben zubereiten kann. Dann mmt eine Mehlspeise, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie sie sich r Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Chester=Käse, der er nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, llipsen oder andern winzigen Kreis= oder Kegelschnitten, sondern in nzen Hemisphären aufgetragen wird. Ein rasender Porter wü= et und schäumt in den Gläsern, und besiegt auch den Stärksten.

Der Habeas=Corpus=Acte erfreut man sich nirgends so sehr, s in diesem englischen Speisehause, und was dem Tische zur voll= mmenen englischen Verfassung fehlt, ist gerade das, was ihm am eisten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna arta, wie die französischen Restaurationen, wo die Charte payante mäßig groß ist. Der deutsche Jüngling glühte und zum Boxkampfe llte sich unwillkürlich seine Faust. „Freund!“ sagte ich, „wir wollen is heute nicht zanken, wie neulich beim Essen. Zwar bin ich selbst ller Muth, denn so ein Rostbeef ist ein wahrer Radikal=Reformer ner fehlerhaften Constitution; Sie aber haben eine von der Natur troirte, angeborne, alte Constitution, und das hat doch gleich ein deres Ansehen. Also Friede!“..

Aber um uns herum war Kriegsgetöse. Die Gäste, wenige nländer und viele Franzosen, lärmten, schrieen, lachten, schlugen

mit Messern und Gabeln auf den Tisch und klirrten mit den Gläsern. Die Sache ist auffallend und muß erklärt werden. In den Pariser Speisehäusern betragen sich die Franzosen so ruhig und bescheiden, als wären sie bei Privatpersonen zu Gaste. Diese englische Restauration aber ist neu, erst seit Kurzem entstanden, die Speiseordnung weicht von der französischen ganz ab, und da zeigte sich denn wieder die französische Nationalität. Nach Verhältniß des kleinen Schauplatzes betrugen sie sich eben so übermüthig, als im vorigen Jahre, da die englischen Schauspieler in Paris auftraten. Sie machten sich über Alles lustig, sie riefen: „Brott!“ womit sie auf englisch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tische saß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte sich sein Gemüse mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie stritten, welches besser schmecke. Ein Dritter sollte entscheiden und wurde aufgefordert, dieses mit Unparteilichkeit zu thun. „Seid ruhig“, sagte er — „je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, ob zwar Jeder wußte, daß dieses Witzwort aus einem französischen Vaudeville genommen. Es ist ein altes Stück, dessen ganze Handlung darin besteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verschiedenen französischen Provinzen sich streitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu strengem Rechte ermahnt, worauf er sagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß sich die Franzosen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es ist. Der Franzose ist nicht blos zu höflich, sondern auch zu gutmüthig, sich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Person etwas lächerlich erscheint. Er ist aber in seinen Nationalsitten so verwachsen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Masse begegnet, er auf einer Maskerade zu sein glaubt, und dann läßt er sich verleiten, sich Maskenstreiche herauszunehmen.

Die Deutschen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das englische Speisehaus besuchen, es ist der einzige Ort in Frankreich, wo man deutsche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die rsache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber hilosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg eworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über ie Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg icht ist, sondern der längste. Ich thue es blos aus einer hypo- ondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die ich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel hreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem anstecken- en Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird i diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszu- ülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die ancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris ngesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduld- mkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen itters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen ebeln ist man ausgesetzt, sobald man öffentliche Orte besucht; das Zuhausebleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn e emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man er gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch fährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauch- dner, Mouchard, Corbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil er des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne hilosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, vor einige: Unser Vaterland still herzubeten. Ich kann die eutschen versichern, daß sie Nichts verloren, seitdem ich in Frank- ich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt, und mit der ahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im ben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und ge- ähren Etwas, was den Franzosen mangelt: die Freiheit im enken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frank-

reich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht blos die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich, die Nichts wissen und Nichts lesen! Wäre mir Hirschfeld's Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Compendien der Aesthetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medicin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern

n Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben —
er kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich
o viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein
Petschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich
twas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der
Trunkenbold kam allmählig zu Verstand und ohne Aufsehen zu
rregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem
Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall
er Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierin
wäre eben so gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er englisch
wäre. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch
Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstcabinet
es Palais Royal schon nach wenigen tausend Schritten in das
laturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr,
hne Zwischen-Saiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts
um Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen
iner Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachti-
allen überspränge — wenn sich sein Auge vom Pharao-Tische zu
inem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten
Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kur-
irsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen,
plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte.
So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur
i einen Jardin Royal. Ich will den letzteren beschreiben, wie ich
n an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthen-
aub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen
och geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf wie Land-
äume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen;
as Kammermädchen im seidenen Spencer inwendig, die Herrschaft
nter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling
mmt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach
talien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisecasse eine
par- und Amortisationscasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger
chuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu
tten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen.

Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzutreiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! ... Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Rivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Palast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich! fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurde gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 178[illegible] bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neun Mal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes To

schentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers ein aufrührerisches Farben=Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Procurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel hanthiert, als sie es hier thun. Sie müssen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlands! Und dazu rechne man noch die Vielen, die im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten=Tod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehn=Stühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein junger Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris ankommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Wortes), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dies ist eine löbliche Sitte: denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt .... Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das so leicht ist, wie gebackene Luft. Es heißt Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schwebt sie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spaziren, so lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Wartet ihr drei bis vier Mal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden, im Lesen vertieft, dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft

denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag Keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfectur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach von zwei gemauerten Terrassen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palast der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Rivoli entlang und heißt die Terrasse des Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da bestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Coblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde in Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite Provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt hier nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptiv-Kindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptiv-Väter

anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstleben voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Abe auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatu nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man mu sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. A einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch und spring so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn ma tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgen stricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Stran gulat vom Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende i ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprünge haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden vo zwei Kleinen festgehalten werden und worüber alle anwesende Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, sprin gen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zu schauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährig Mädchen in der Koketterie debütiren und den Beifall der Umst henden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächel fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elyseischen Feldern die Sonne unte auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhig Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken b gegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt vo Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wir getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. S laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahr daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schrit der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann und stellen sich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch d ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit klein und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Z rück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Gart ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstil herrscht um den Pallast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsame oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während d

Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn in's Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volkes wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Axt freundlich wehrt und dem Sturme mit Macht widersteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif sein kann Jeder, aber es mit Grazie sein, das ist eine eltene Gabe. Wer diese schöne Kunst würdigen und bewundern ernen will, der komme und sehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menschen eine Maschine zu machen, st diesem Manne vollständiger als irgend einem gelungen, und enn er in einem niedrigen Range stirbt, so hat er es wahrschein- ich nicht besser haben wollen. Die Natur hat ihre künstliche Schlosser- rbeit ganz umsonst an seinem Körper verschwendet. Was sie be- estigt, macht er frei, was sie beweglich gelassen, befestigt er; er ffnet, was sie verschlossen, und was sie offen ließ, schließt er zu. Er bewegt seine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flech- en. Mazürier kann an allen menschlichen Todesarten sterben; aber en Hals brechen kann er nicht. Wie sich Mithridates durch häufige Giftversuche gegen Vergiftungen geschützt, so härtet sich Mazürier egen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er sich jeden Abend bt, seine Glieder zu brechen, ohne daran zu sterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariser, und in zwölf Tafeln der Mode- Gesetzgebung wurde eingegraben: „Une Dame ne pourra se montrer et été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation e Polichinel dans une loge louée par elle.“ Vor einigen Tagen

wohnte ich zum erstenmale einer seiner Vorstellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt: Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun spielt zwar die Handlung auf der Insel der Stummen, in einem Klima also, wo die Blutsauger ungemein gedeihen; aber Polichinel ist die beste Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn seine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen solchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Insel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel stürzt in's Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern festen Dingen zusammengesetzt ist; aber Polichinel schwimmt darin wie ein Fisch im Wasser, mit der anmuthigsten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier seine künstlerische Laufbahn. Er wird halb todt an's Ufer geworfen, legt sich zusammen wie ein Taschenmesser und läßt den Kopf hängen wie eine abgeschlachtete Gans. Dann ermuntert er sich, tanzt, springt und macht, so zu sagen, unmögliche Dinge. Zum Beispiel: er stellt sich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präsentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leser wolle nicht zu schnell über dieses Erzählte hinausgehen, sondern sich durch eigene Nachahmungsversuche überzeugen, daß beschriebenes Unternehmen höchst wundervoll ist. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet sich auf einen Baum und vertheidigt sich auf's Artigste. Ein andersmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern schlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — sein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt sich ohne Kopf. Wahrhaftig, es ist so! Polichinel sitzt erst und geht dann so vollständig ohne Kopf, daß er in diesem Zustande an manchen wichtigen Berathschlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich sagt die Logik: „Wahrscheinlich hält er den Kopf geschickt zwischen den Schultern versteckt, denn a. der Mensch kann sich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel ist ein Mensch und bewegt sich; also c. hat Polichinel einen Kopf." Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen sehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß sich Polichinel nicht anders zu retten als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breit

er Bühne, in das offene Fenster eines Hauses fliegt. Ein Draht
ag ihm freilich dabei behülflich sein, aber man sieht den Draht
icht — süßer Schauer durchrieselt den Busen aller Frauen, und
as männliche Entsetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatschen
us. Kurz, Mazürier ist ein Wunder, und daß ihm, als einem Nea-
olitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert seinen
uhm nicht; denn er springt über seine Nationalität hoch hinaus.
eutsche Hof- und Volkstheater könnten sich durch nichts mehr auf
ie Beine helfen, als wenn sie den genial hölzernen Mazürier zu
astrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erst,
ie sehr er sich dort in seiner Kunst noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auf-
itt, ist, wie sich erwarten läßt, die abgeschmackteste Geschichte von
er Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und
erfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt,
ine liberale Vorrede vorausgeschickt hat, worin er wie ein Demosthe-
es donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum ersten Male auf-
eführt wurde, ließ man einen gesprochenen Prolog voranschreiten,
elcher Prolog aber schrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter
agt: sein Prolog wäre ursprünglich himmlisch gewesen, aber die
ensur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er ver-
andeln müssen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin
abe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, sondern nur auf
inem Dragon. Dadurch sei alles Salz verloren gegangen. Die
ensur habe die schönsten Stellen gestrichen „phrases ultra-inno-
entes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les con-
eillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et
ans les avoir entendues“ . . . Es gibt nichts Komischeres, als
u sehen, wie alle dramatischen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke
nißfallen, dieses den Censoren zuschreiben, die sie für Genie-Räu-
er erklären. Wenn Censoren aus Büchern den Verstand wegneh-
nen, muß ihnen ein unwiderstehlicher Diebssinn angeboren sein;
enn daß sie aus Eigennutz stehlen, das werden ihnen ihre ärgsten
Feinde nicht nachsagen.

XIV.

Versailles.

„Diese beiden Paläste rechts und links von so edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine schöneren Tempel!" — Das waren die Pferdeställe des Königs. — „Und dort?" — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?" — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis sie ein Jahr alt und diensttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?" — Es enthielt tausend Zimmer, und zwei Tausend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüsseln, die unverzehrt von den Tischen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürstliche Haus?" — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, sammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre dem Staate vierhundert Millionen gekostet! — „Das auf der andern Seite?" — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon ist das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon ist man beschäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaste den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen kosten. Auch tritt man leise auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge sein, an dem sie sich zum erstenmale wieder im Oeil de boeuf versammeln! Wer kennt dieses berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutsauger dreier Menschengeschlechter durstig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüster der Verwunderung in der ganzen Gesellschaft zu hören, und auf manchem Gesichte sah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit bestäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerstörungswuth der ersten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts

nhaben und die Deckengemälde von Lebrüns Meisterhand nicht reichen. Daß die großen Künstler so kleine Menschen sind! Sie hmeicheln jeder Macht. Die sogenannten Großthaten Ludwigs XIV. nd auf allen Wänden mit knechtischer Verehrung dargestellt. Der önig als Mars, als Apollo, als dieser oder jener Gott, und auf em unsterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Wasser sprangen heute, als Vorfest des nahen Ludwigs=ges. Wohl sechzig Tausend Menschen waren von Paris herbei=eströmt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu sehen, die zu turz=Bächen vereinigt die Wasserkünste bildeten. Mehr als tausend illionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was seine Nach=lger gethan, auf Schloß und Garten von Versailles gewendet. uf diesem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reiches erzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. n Park abgebrannt, hatte sechs Millionen gekostet. Die Aufführ=ung jeder Oper im Theater des Schlosses kostete an Beleuchtung nd anderen Zurüstungen 100,000 Franken. . . . . Und man spricht och von den dummen Streichen, die das französische Volk während er Flegeljahre seiner Freiheit begangen!

XV.

Die Estaminets.

Das Wörterbuch der französischen Akademie sagt: „Estaminet t ein Ort, wo man sich versammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ ürre Worte! Saftlose Worte! Ihr müßt einen Deutschen fragen, as ihm in Paris ein Estaminet ist, Ihr müßt ein deutsches Herz ufschlagen; darin findet Ihr die bessere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die schmucken Pariser — sie sind aber auch arnach! Ist es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth it Kraft, wie der Münster zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu erbinden, zugleich hell und tief zu sein, wie — wie — ja, wie wer? ie was? Ich habe noch nichts gesehen, das zugleich hell und tief ar, als der Brunnen der Festung Königstein in Sachsen, da man

einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Wasser unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib sein, ein Deutscher oder ein Franzose? Wo ist die goldne Mitte, wo ist das schöne Rheinthal, in dem Ernst und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzosen rauchen nicht, denn Rauchen ist ein romantisches Vergnügen, eine Ossians-Lust, und die Franzosen lieben den Nebel nicht, dieses Salz der schönen Natur; sie mögen keinen grauen, sie mögen nur blauen Dunst. Der Deutsche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzose hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutsche raucht, denn er liebt zu schwärmen im gedankenlosen Denken; der Franzose aber denkt nur Gedanken, und fragt seinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Aussteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geschäften? Ach, ich werde es nie vergessen, wie es mir erging, als ich von Deutschland kommend, im Gasthause einer französischen Gränzstadt den kleinen Rest holländischen Tabaks, den ich kühn und listig durch die Cerberus-Schar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze seines Landes den stärksten Patriotismus hat — den schönsten hat es in der Mitte. Ich war an deutscher Gränze, und darum gröber und rauchsüchtiger als je. Die Wirthin des Gasthauses — oder war es die Tochter der Wirthin, sie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte sich auf französischer Gränze und hatte gegen Tabak den feinsten Pariser Abscheu. Sie war schön wie eine junge Rose und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich steckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entsetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksasche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erstickte ihre Stimme, sie konnte nichts weiter sprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerschaft wurde herbeigeschrieen; sie kamen mit Schaufeln, mit Besen, mit Tüchern, mit Sand, mit Wassereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaschen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu sehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöscht sei. Dann wurden alle Fenster geöffnet

nd tausend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiger
urcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd gestolpert.

Erst nachdem ich schon mehrere Monate in Paris gewesen,
ntdeckte ich eine der Freistätten, wo das sittenverbrecherische Rauchen
Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen solchen Ort nennt
an eben Estaminet. Ich stieg hinauf — ach, wie ward mein
erz erquickt! Ich sah Rauch, ich sah Deutschland wieder. Da war
icht die schwüle Stille, die man in andern Kaffeehäusern findet;
a wurde geschwatzt, geschrieen, da knallten die Stöpsel der Bier-
aschen, da schlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino-
nd Damensteine. Da sieht man nicht die augenkränkenden Taschen-
usgaben von Stereotypen-Phisiognomien, die man in Paris unter
llen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leserliche
olio-Gesichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpen-
esindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner,
olländer und jüdische Lieferanten, die aus Deutschland gekommen,
n Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochsen zu
ihren übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die
ellerjungen — o die glücklichen Südländer, sie sind unreinlich und
atürlich wie ihre Natur! — die Kellerjungen räumten die Pfeifen-
öpfe mit denselben Korkziehern aus, mit welchen sie die Flaschen
ffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man
nicht, daß Alles nordisch und deutsch gewesen; durch den
chleier der Rauchwolken entdeckte man französische Zierlichkeit
enug; der Essig deutscher Romantik war mit dem Oele französischer
lassicität im gehörigen Maße vermischt. Es waren glänzende
immer mit seidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vasen; ein
hönes Mädchen am Zahltisch; die ausgestellten holländischen
feifen waren in Fasces-Bündeln malerisch geordnet; die Cigarren
it ihren Strohspitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldge-
irbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den
Wänden, denn diese kann der Franzose nicht missen und er zahlt
ern doppelt für sich und für sein Bild im Spiegel, das mit ihm
ßt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Ro-
anze: Der Handschuh, in den Sinn, welche anfängt:

In seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine schnippische Pariserin — dachte ich — ihren Handschuh in ein Estaminet, in den dichsten Rauch, und spräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Ist euere Liebe so heiß, so holt mir den Handschuh!“ — wahrlich, das duftende Ritterchen würde sagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ ließ den Handschuh liegen und verließe sie zur selben Stunde. Sicher, die Pariserinnen wissen nichts von der grauen Pest, die in manchen Häusern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und spräche: „Hier, da ist ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcelona!“

Lichtenberg sagt, er habe noch kein Genie rauchen sehen. Es wäre schlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Tabak liebe, sondern auch für die sechs Herren dort am Tische, die Deutsch sprechen und alle rauchen. Ich will die Sache untersuchen. Ich trat an den vaterländischen Tisch — „Landsleute!“ rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechsen sahen mich verdutzt an — sie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der sechste aber, ein junger Arzt, wie ich später erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit gespieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, das schlechte französische Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tische gewahrte ich ein Päckchen Tabak, mit lieblich-schauerlichen holländischen Worten darauf. Wie ward mir der Mund so lüstern! Ich streckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ sagte der Eigenthümer und wälzte seine Hand über die meinige; die Hand war saftig und schwer und machte dem holländischen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von seinem Ueberfluß, und gequetscht und leer zogen sich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verständiger Mensch; wir sprachen über Allerlei. „Sehen Sie, sagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke saß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht sehr hold gemacht; er sprach immer von Kaffee und

uenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel
dete." — „Freund, erwiederte ich, thun Sie diesem Manne und
un Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Gesundheit;
e erworbene ist schön, aber die angeborne ist gut. Die Freiheit,
r die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt;
e Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten
eibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann sein Weib nicht liebt,
eil sein Herz still und friedlich ist? Laßt sie ihm untreu scheinen,
ie wird seine Brust pochen; laßt sie krank werden, und wäre es
ef im Winter der Ehe, Ihr werdet sehen, daß der Greis noch
iebesthränen hat und dem geretteten alten Mütterchen weinend
n den Hals fällt, wie in den schönen Tagen der heißen Bewer-
ung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an seine Freiheit tasten,
id Ihr werdet sehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem
chwerte greift, wie ein catalonischer Jüngling! Das Paradies
lbst ist ja nur des Glückes Gewohnheit. . . ." „Also wäre die
ölle des Unglücks Gewohnheit? — sprach der Arzt. Aber diesen
llischen Tabak, ich rauche ihn schon anderthalb Jahre, und ich
ibe mich noch nicht daran gewöhnt." — „O still davon, erwiederte
, denke ich daran, dreht sich mir das Herz um und um. Schönes
ankreich, glückliches Land! Wie ist dein Himmel so blau, wie ist
ine Erde so reich, wie ist deine Luft so milde! Wie wohlschmeckend
dein Brod, wie saftig dein Fleisch, wie feurig sind deine Weine!
eine Mandeln, deine Nüsse, deine Feigen, deine Orangen, wie
id sie so süß! Und Alles, was der Mensch erfindet und verfertigt,
e Stoffe, die Kunstwerke, die Geschmeide, wie schön, wie voll-
mmen, wie lockend und befriedigend ist Alles! Und Alles mit ge-
ngem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe
stellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menschenkunst
rdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieses eine unter allen
zeugnissen, das verdorben, theuer und ungenießbar ist, wird von
r Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es ist der
abak!" — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die
anzösische Regierung jährlich sechzig Millionen am Tabak ge-
innt, und daß diese Einkünfte zum Besten des Landes verwendet
erden." — „Nein, so ist es nicht ganz. Das rohe Einkommen

vom Tabak beträgt sechzig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber schon oft haben die Tabaksbauer, Tabaksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn sie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat sich aber dessen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet sie von den Tabaksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte und wenn das aufhörte, würde sich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das sitzende Heer schwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte sich an unsern Tisch gedrängt, und seinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen sein. „Seien Sie unbesorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutsch verstünde und ein Angeber wäre, der Polizeicommissär, dem er berichtet, versteht kein Deutsch und wie will er Stiefkönige übersetzen?" — „Er kann das nennen: Les Rois beau „paternels". — „O, dann hat es keine Gefahr. Die französische Polizei, ob zwar kosmopolitisch wie jede, ist doch vor Allem französisch, sogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß sie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchstens kann mir geschehen, daß ich, auf ein Gutachten der französischen Akademie wegen meiner linguistischen Umtriebe im Charenton eingesperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie sind ein Arzt und gewiß sind Sie schon dort gewesen. Sagen Sie mir, wie sind die französischen Wahnsinnigen? Die klugen Franzosen gleichen sich alle; ist das mit den Verrückten auch so? Sind sie classische Narren nach den Regeln des guten Geschmacks, oder sind sie romantisch toll, wie wir Deutsche? Ich bin sehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie sich umsehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen." — „Es bleibt dabei; auf Wiedersehen in Charenton!"

XVI.

Das Ludwigs-Fest.

Am Tage vor dem Feste freie Schauspiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um sechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine starken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte sich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Musikbanden verschiedener Regimenter spielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schlosses gaben die vereinigten Sänger der verschiedenen Opern ein herrliches Concert, hundertstimmige Lieder zum Lobe des Königs schlossen mit einem vive le Roi. Schade, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inschrift vive le Roi, vive le Duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gassenbuben verstanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber sah ich mit solchen Fähnchen in der Hand, sie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Festes, verschiedene Wachtparaden im Schlosse der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemustert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen seiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, streckte seine Händchen aus und rief, als die Musik aufgehört: encore, encore! Nachmittags Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher stand eine auf dieser Stelle länger als hundert Jahre, sie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten sie die Narren auf ihre eigenen Kosten wieder aufrichten lassen. Der König in römischer Tracht, auf dem Kopfe eine Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, sitzt auf einem wilden Pferde, das schnaubt und sich bäumt. . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — sagt die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und selbstgefälliges Gesicht, das zu sagen scheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte sich kein schmeichelhafteres Denkmal wünschen. Man hatte dem Künstler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Ge-

nannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieser Feierlichkeit ging es in die Elyseischen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würste und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten sich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir schien, als aus Muthwillen. Unter hundert tausend Menschen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch diese stammelten nicht einmal den schuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte Manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris hat an diesem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man sich in französischer, englischer und deutscher Sprache lustig gemacht: denn es war gar zu winzig. Und so endete das Ludwigsfest. . . . Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeisterung des Pariser Volks. Der Himmel weiß, wo sie alle die schönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzosen könnten mich mit ihrer „Gloire" in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung sonst keine Zuflucht übrig. Der deutsche Ruhm ist wenigstens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzosen aber ist eine so widrige, abgeschmackte und unverschämte Kokette, daß sie gar nicht zu ertragen ist. Geht hin und seht den verbannten Marius mit seinem Riesenherzen wehmüthig sinnend auf den Trümmern Karthago's — schön und erhaben ist der Anblick! Sieht man aber die Pariser bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weste ziehen, um ihnen Wange und Nase damit zu säubern. Menschen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wissen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, seine eigene verloren und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichsel ist, womit Münch

jausen den Bären gefangen! Die römische Geschichte wurde von
)en Franzosen dramatisirt, das Drama ist unter dem Namen:
Die Revolution bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge
und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die besten Schau-
pieler traten darin auf; Musik, Tanz, Decorationen und die anderen
Nebendinge waren auf das Schönste angeordnet — aber es war
Alles doch nur ein Schauspiel. Was in Napoleon Größeres und
Würdigeres gewesen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der
meisten Franzosen verloren. Komödianten sind sie, und Komödianten
)erden sie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu
aben, gefiel ihnen freilich, weil solche kriegerische Einzüge noch weit
rachtvoller waren, als die in der Vestalin und im Titus. Jetzt,
a der Vorhang gefallen (nicht das Stück, nur ein Act erst ist ge-
ndigt), jammern sie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es
ie Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten,
aß man ihnen die ganze Beute ihrer zahllosen Siege wieder ab-
enommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menschen, die
ie etwas geführt, als die Feder, und auch diese nur, seitdem keine
)efahr dabei ist — denn unter Napoleons Herrschaft waren sie
umm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn
iese verlornen Nationalruhm beweinen, so ist es lächerlich und ab-
schmackt. Daß sie wenigstens, was sie sich selbst als Ruhm an-
rechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen
ssen! Aber davon sind sie weit entfernt. Rußland, Oestreich,
reußen besiegt zu haben, scheint ihnen glorreich; daß aber die
ussen, Oestreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich ge-
mmen, erklären sie für gemein und niedrig, und sie reden davon,
s hätten sich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den
hen nach Paris geschlichen und hätten wie Diebe mit Nacht-
lüsseln die Thore der Hauptstadt geöffnet. Delavigne, ein
nger dramatischer Dichter, der alles Lob verdient und der unter
m Titel: Messéniennes auch ziemlich gute Elegien und Oden
rausgegeben, singt:

L'étranger, qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:

Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein andersmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
Vous, les témoins de notre deuil,
Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
Seconderait notre courage;
Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
De la défaite de Varus.

Kaiser Augustus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, stieß sich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht so gemein, um den Schmerz seines Gebieters zu beschwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu schimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüstung des Museums" singt. Daß man den Franzosen die Kunstwerke, die sie ja selbst als Sieger erbeutet, nachdem sich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieses um so schlechter und spitzbübischer, da die barbarischen Italiener, Deutsche und Engländer Kunst und Kunstwerke nicht zu schätzen wissen. Er sagt:

Muses, penchez vos têtes abbattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es ist gar nicht zu zweifeln, daß die Musen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetische Klage zu Ohren kam. Das

„ciel sans clarté“ und „froids Germains“ ist bemerkenswerth. Man rägt sich: wie ist es möglich, daß die Franzosen so wenig von der Geographie Deutschlands gelernt, da sie doch dieses Land fünf und zwanzig Jahre lang durchstrichen? Es scheint, daß man sie in hren Schulen nur das Deutschland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzose, dem Mozart's Figaro nicht übel gefallen und der, weiß er Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieser Tonkünstler n Wien gelebt, konnte sich nicht satt wundern, daß unter einem o rauhen Himmel so zarte Musik hat gedichtet werden können! Ich rinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzosen aus Deutsch= and nach Frankreich reiste. Es war im October, und das Wetter ar rauh.

Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein starker Regen; der nge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über as andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als ir auf der Kehler Brücke bei der französischen Schildwache ange= ngt, sprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte sich ie Weste auf und rieb sich mit derjenigen Bewegung die Hände, it der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem reien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne ist so erbost über die Plünderung des Museums, aß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen sagt, eil er sich auch, ohne sich zu wehren, hat fortführen lassen. Er richt zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrscheinlich Folgendes antwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen

Napoleon gehabt, ihr seid zu Hunderttausenden gewesen, euere Sache war's mich zu vertheidigen. Tröstet euch, so gut ihr könnt, ich gehe nach Italien und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich so feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; Keiner wird mir sagen, ich wäre la crême de la Scalpture; aber ein stiller Seufzer ist mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieser ihrer Gloire sind sie aber in der jüngsten Zeit gar sehr in die Klemme gekommen. Es versteht sich von selbst, daß ich hier blos von den Liberalen spreche; den was die Ultra's betrifft, so sind diese guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hauswesen und ihren Familienangelegenheiten beschäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere solche Allotrien bekümmern sie sich gar nicht. Die Pariser Liberalen also hatten, seit dem Sturze Napoleons, jede Anspielung auf den alten französischen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauspielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben sie nach italienischen, egyptischen, deutschen, spanischen und russischen Alterthümern. Das Herbarium vivum von ihren getrockneten Lorbeeren könnten hundert Packpferde nicht schleppen. Die arme Theater-Censur mattete sich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie strich und strich; aber wie wäre es möglich, einer so geistreichen und scharfsinnigen Nation, als die französische ist, und die ihren Geist überall in der Tasche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzustreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde sie daran festgehalten. Die französischen Komödien können so wenig, als die deutschen, der Lieutenants entbehren, und so oft sich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der spanische Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete sich. Von Gloire wollten sie nichts mehr hören, sie wurden fromm wie die Lämmer und fanden nichts lieblicher, als daß sich jedes Volk redlich im Lande ernähre und sich um fremder Völker Thun und Lassen nicht bekümmere. Es wurde also anbefohlen, ruhmvolle Anspielungen fortan mit Kälte aufzunehmen und sich von jeder Theater-Scene,

ie nach Pulver rieche, mit Abscheu wegzuwenden. Aber das Pariser Parterre läßt sich nicht so schnell unter einen Hut bringen, und in en ersten Tagen der neuen Ordnung klatschten die feurigen Pa= rioten, wie sie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der roßen Nation. War darauf in den liberalen Theaterzeitungen ein chrecklicher Lärm, und sie logen, daß man gar nicht begreift, wo ie die Unverschämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz eck: von der Polizei angestellte Leute hätten Kriegsscenen beklatscht, ie das Publicum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei ingegen, die Ober=Hofmeisterin der Prinzessin Europa, hat seit= em ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauscht. Zwar at sie durch den spanischen Krieg einige neue Aengsten bekommen. So mußte eine Mamsel Mina, die in einem Kotzebue'schen Stücke orkommt, in Caroline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! erwandelt. Im Uebrigen aber hat die Censur jetzt bessere Zeiten nd kann sich ausruhen. Von der Gloire, die ihr sonst ein Dorn n den Augen war, ist sie die beste Freundin geworden. Die Pariser Straßen sehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, lles behängt mit Bildern, versteckt hinter Büchern, umstellt von fenschirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle unde, tapfere Schulbuben; und selbst darauf wird nicht Rücksicht enommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten ar. Ich habe sogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung egen Spanien vier neue und schöne Reverbèren an den Winkeln er Vendomes=Säule aufgestellt wurden, — da wo sonst keine aren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln sehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber sind, vielleicht hätte eine kleine Beschreibung von dem hiesigen künstlichen Winter der inbildungskraft der deutschen Leser einige Kühlung gegeben, was

ihnen erwünscht gewesen wäre. Denn wie man mir aus Deutschland geschrieben, hat es dort diesen Sommer sehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht Alles! Aber den Engländern ist es nicht besser gegangen; auch sie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten sie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt; während sie sich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgestritten, ob diese Waare zu verzollen sei oder nicht, war der Gegenstand des Rechtsstreites zu Wasser geworden — ein Umstand, der bei Processen nicht selten eintritt. Noch größeres Mißgeschick hatten andere brittische Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeschickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannschaft und Ladung zu Grunde. Diese Gefahren hatte der deutsche antipiratische Verein wahrscheinlich vorher berechnet, sonst hätte er sicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiste seine, durch den Schrecken der Raubstaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutschen Bunde heilsame Abkühlung zu verschaffen! .... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis im Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wissen. Das beste Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die süße Noth, zwischen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will sie nennen: Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin besteht das Wesen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es ist eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich sein, es nach seinen Bestandtheilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmuth zu beschreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine französische Windbeutelei, dieser sogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis nur mit der Form und Farbe eines Biscuit sein! Ich genoß, und schämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biscuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambrosia munden. Aber Ambrosia ist auch nur ein Wort — man komme und schmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art Rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß eine wunderschöne junge Frau, die eifrig davon gegessen und ihr Glas schneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das seinige, in dieses

it ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, so daß der des Ent=
ickens ungewohnte Ehemann sich triumphirend herumgesehn und
len anwesenden jungen Leuten zu verstehen gegeben, sie sollten
raus entnehmen, wie wenig für sie zu hoffen sei — so sehr liebte
e junge Frau gefrornen Biscuit. — Diejenigen meiner Leserinnen,
e je in Paris, und während dem schön, oder jung, oder reich ge=
esen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man,
e Jugend nimmt sich dort Alles), die lächelten gewiß voll seliger
rinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens
sprochen. In schönen Sommernächten da sitzen . . . säuselnde
äume . . . umgaukelnde Bewunderer . . . von tausend Lichtern zau=
risch umflossen . . . eine herrliche Zither tönt herüber . . . drollige
avoyarden mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln
d einen Kupferpfennig . . . und dabei den süßen Schnee herab=
schlürfen, wie das köstlich ist! Ach, es denkt Keiner daran, wie
euer sich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menschlichen Lü=
rnheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur schon der Rührung frei, wie munter wollte
herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern
eine Augen — und sie haben weit zu sehen, über Frankreich weg,
s hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und
soll doch Kranken einen Heilbrief schreiben. Tausend frische
veige säuseln mich vom dürren Pulte weg, tausend Vögel zwit=
ern mich hinaus; denn sie säuseln, denn sie zwitschern: Rous=
au! Rousseau! Die Kastanienbäume dort, ernste Greise jetzt,
haben in schönern Jahren Rousseau gekannt und mit Schatten
wirthet seine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich
e in die Fenster — darin ist Rousseau's Stübchen; aber er ist
ht daheim. Dort ist der kleine Tisch, an dem er die Heloise ge=
htet; da steht das Bett, in dem er ausgeruht von seinem Wa=
n. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht

gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgestiegen, kein Gebüsch das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, di blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — sie sind ihn alle begegnet, und er hat sie alle gegrüßt und geliebt! Hier de Schatten vor meinen Augen — so, ganz so hat ihn die Frühlings sonne um diese Stunde auch seinen Blicken vorgezeichnet! Di Natur rings umher — die treulose, buhlerische Natur! In Liebes thränen lag er zu ihren Füßen, und sie sah ihn lächelnd an, und jetzt da er fern ist, lächelt sie an gleicher Stelle auch mir, und lächel Jeden an, der seufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris und eine halbe Stunde von Mont morency entfernt, liegt, zwischen den Dörfern Enghien und St Gratien ein See, welchen die Franzosen den Teich nennen, l'étang Darüber mag man sich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern die inländischen Tugenden und die ausländischen Fehler, müßte den See — sollte man meinen — das stille Meer von Montmo rency heißen, so groß und stattlich ist er. Wahrlich, als ich ihn ge stern Vormittag sah — das Wetter war etwas stürmisch — schlu er hohe Shakespeares-Wellen und war unclassisch bis zur Frechhei Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umrei ten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze schöne Stunde um schleichen. Herrliche Baumgänge umschatten sein Ufer, zierlich Gondeln hüpfen über seine Wellen. Diesem See nahe sind die Bade häuser angebaut, alle auf das Schönste und Bequemste eingerichte Die Bestandtheile des Wassers kenne ich nicht genau; die chemisch Analyse, die der berühmte Fourroy davon gegeben, habe ich nic gelesen; nur so viel weiß ich, daß Schwefel darin ist — dieses her liche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, z Arzneipulver gestoßen, kranke Menschen heilt. Wahrscheinlich h das Badwasser von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit de von Wiesbaden, welches, nach dem Conversations-Lexikon — dieser sächsischen Reichs-Vicar nach Ableben des deutschen Kaisers, d den deutschen Völkern geistige Einheit gibt und dessen zehn Bän das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreise mnemonisch bewah ren — kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, sal saure Kalkerde und Bittererde, Schwefelsaures Natrum und schwe

elsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum ufgelöstes Eisen enthält. Aber Montmorency ist ungleich wirk=amer als Wiesbaden und alle sonstigen Schwefelbäder Deutschlands nd der Schweiz. Die nothwendigste Bedingung zur Heilung einer rankheit durch Schwefelbäder ist, wie die Erfahrung lehrt — die rankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da, wo sie keine Krankheit orfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen eine zu schaffen. Paris egt aber so nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krank=eit auf das Leichteste zu haben ist. Aus dieser vortheilhaften Lo=alität entspringt für deutsche Curgäste noch ein anderer ganz un=hätzbarer Nutzen: daß sie nämlich gar nicht nöthig haben, sich auf er großen Reise von Deutschland nach Paris mit einer Krankheit u beschleppen, welches besonders bei Gichtübeln beschwerlich ist, ndern daß sie sich gesund auf den Weg machen und sich erst in aris mit den nöthigen Gebrechen versehen, von wo aus sie ge=ächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort eilung zu suchen. Sollten sie diese nicht finden, oder gar unglück=cher Weise in Paris sterben — denn es versteht sich von selbst, ß man dort alle seine Zeit zubringt und nur Sonntags zuweilen ach Montmorency fährt, um unter den Kastanienbäumen hinter r Eremitage die feine Welt tanzen zu sehen, — so hat man die eise doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres f der Welt, als in Paris zu sterben; denn kann man dort ster=n, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor len übrigen Schwefelbädern hat, sind noch gar viele, und ich erde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich n etwas Wichtigerem zu sprechen, nämlich von der zweimonat=hen Vorbereitungscur, welcher sich, besonders die deutsche weib=he Welt, zu unterwerfen hat, ehe sie die Reise nach Mont=orency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge auenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen und ob nicht gegen die Pathologie und Courtoisie verstoße, wenn ich eses als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, so entschuldigt ich meine gute Absicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend inge, die ich nicht bin: jung, reich, schön, verheiratet, gesund

und ein Frauenzimmer, würde ich, sobald ich im Morgenblatte di Anpreisung des Montmorency-Bades gelesen, wie folgt, verfahren Ich nehme an, ich lebte seit fünf Jahren in kinderloser, aber zu friedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wär nicht geizig, verwendete aber mehr auf seine landwirthschaftliche Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luftschlösser. Er liebte die Jagd sehr, mich aber nicht minder An Wochen- und Werkeltagen thät ich ihm in Allem seinen Willen und nur an Festtagen, die ich mir zu diesem Zwecke alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrschaft vor. Wir lebten zurück gezogen auf unsern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf seinen entfernten Meiereien, und wir hätten selten ehelich Zwiste. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Le serinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Person, wi Cäsar, und im Indicativ, wie die Weltgeschichte, von mir erzählen

An einem schönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallt schlaftrunken, der Himmel löste seine rothen Bänder auf, die Stern wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück In das Hofthor eingetreten, sprach er zu seinem Oberjäger: „Liebe Herr Walter, sein Sie so gut und lassen Sie meiner Frau sagen daß ich da bin.“ Der Graf war gegen seine Jagddienerschaft ei gar milder und lieber Herr. Im Gartensaale legte er seine Tasch ab und zog die Ladung aus der Büchse; die Jagd war sehr un glücklich gewesen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgestoßen Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam schüchtern herbe und sprach mit ängstlicher Stimme: „Erschrecken Sie nicht, Her Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen ist es vorüber Sie brauchen sich gar nicht zu beunruhigen.“ Der Graf stieß zor nig seine Büchse auf den Boden. — „Elster, Staarmatz, Gans, wa schnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber soll ic nicht erschrecken?“ Das Kammermädchen erwiederte: „Sie könne ganz ruhig sein, die gnädige Gräfin befinden sich etwas unwo und haben sich zu Bette gelegt.“ — „Schon gut, brummte der Gra schick' Sie mir den Heinrich.“ — Heinrich kam, seinem Herrn di Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er sich ungeschick dabei, und bekam einen leisen Fußtritt; so sanft hatte Heinric

den Herrn nie gesehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer seiner Frau. Die schöne Gräfin richtete sich im Bette auf; sie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?“ frug der Graf so zärtlich als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da bist, jetzt ist mir schon viel besser. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.“ Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauspielerin, die schon in bedeutenden Rollen aufgetreten, stotterte doch, als sie diese Worte sprach, und ward rosenroth im Gesichte. Der Graf — er besaß große Allodialgüter und war seiner ganzen Collateral-Verwandtschaft spinnefeind — als er seine Gemalin erröthen sah, faßte ein freudiges Mißverständniß, und drückte der Gräfin so fest und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Diese schrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Tact: Au! au! au! Au ist zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen schönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leserin brauch' ich es wohl nicht zu sagen, daß jenes Au nichts war, als die erste Scene einer kleinen dramatischen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht so spät in der Laube zu sitzen; du hast dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!“ Nach diesen Worten wünschte der Graf seiner Gemalin gute Nacht und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand sich die Gräfin beim Frühstück ein und erklärte sich für ganz wiederhergestellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man suchte darnach, es fand sich nicht. „Steht etwas Interessantes darin?“ fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, sie habe es gestern, weil sie sich zu Bette gelegt, nicht gelesen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und schlürfte ein Löffelchen aus der Tasse ihres Mannes, ehe sie ihm dieselbe einreichte, um zu versuchen, ob der Kaffee süß genug sei — eine zarte Aufmerksamkeit, die sie für feierliche Gelegenheiten versparte. Darauf brachte sie ihre eigene Tasse an den Mund, vermochte sie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitlosigkeit, und

daß ihr der Mund so bitter wäre. „Meinst du nicht, liebes Kind — sagte der Graf — daß es gut sei, den Arzt aus der Stadt ho len zu lassen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte di Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indessen, wenn es dich beru higt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, un nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Docto fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, schüttelte den Kopf Frank, sein Polarstern, zog sich hinter Gewölk, und vom menschli chen Herzen, diesem Compasse auf dem Meere zweifelhafter Geschich ten, verstand der gute Doctor nichts. In seiner Special-Inquisi tion erlaubte er sich verbotene Suggestionen; die Gräfin verwickelt sich in ihren Antworten, klagte über die widersprechendsten Leiden stotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals un sprach: „Herr Doctor, ich will Sie mit meiner Frau allein lassen.“

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der schöne Gräfin auch fort. Sie ließ sich vom Doctor die jüngsten Stadt neuigkeiten erzählen, und fragte diesen endlich: „Waren sie scho draußen auf dem Freihof beim Baron Habersack gewesen? Er i krank.“ — „Ich bin sein Arzt nicht“, erwiederte der Doctor seuf zend. — „Ich weiß das, sagte die Gräfin; aber ich habe vor eini gen Tagen mit der Baronesse von Ihnen gesprochen, sie wird Si rufen lassen.“ — Der Doctor machte einen Bückling der Erkennt lichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort Die Baronesse, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ih herstellen könne, aber der Baron ist eben so geizig, als seine Ge malin großmüthig ist. Sie verläßt sich auf Sie, daß Sie ihr eine Badereise als unerläßlich zu seiner Heilung vorschreibe werden.“ — „Gnädige Gräfin, eine Badereise wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.“ — „Meinen Sie, Doctor? (Das ausgelassen Herr machte den Doctor völlig zum Sclaven der Gräfin.) Abe welchen Badeort würden Sie empfehlen?“ — „Sind Sie für Wies baden, gnädige Gräfin?“ — „Ich will nichts davon hören, ma begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte sterben vo Langeweile.“ — „Was halten Sie von Ems?“ — „Man erkältet sic dort Abends zu leicht.“ — „Lieben Sie Kannstadt?“ — „Ich hatt mir dort sehr gefallen; schade nur, daß die Esel fehlen, welche di

Bäder in der Nähe von Frankfurt so lustig machen . . . Doctor, was denken Sie von Montmorency bei Paris? die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt, und scheinen mir für meine Umstände ganz zu passen." — „Ich kenne sie; glauben Sie doch der französischen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Wasser geworfen, und sich damit gewaschen, thut dieselben Dienste, wie das Bad von Montmorency." — „Aber, lieber Doctor, bedenken Sie die angenehme Reise, Paris, die Zerstreuungen." — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß sehr heilsam." — „Doctor, reden Sie mit meinem Manne, seien Sie geschickt, Sie werden Mühe haben." Gnädigste, ich führe eine Schlange in meinem Wappen." —

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doctor. Er machte große Schritte und rieb sich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch seinen nahbegüterten Collateral-Verwandten eine schadenfrohe Botschaft zu bringen. „Wartet nur, naseweiser Bruder" — sprach er lachend vor sich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zusammen essen, die gesalzen sein soll." Endlich kam der Arzt, er stürzte ihm entgegen, faßte ihn in beiden Händen und sprach: „Nun, lieber Herr Doctor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flasche Madera?" Der Doctor zuckte bedeutend die Achseln. — „Man kann noch nichts sagen, werthester Herr Graf. Man muß der Natur Zeit lassen, sich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verschrieben, zum Versuch blos." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es ist eine ausgebildete Gicht, die man zu befördern suchen muß." — „Gicht! Doctor. Meine Frau ist erst drei und zwanzig Jahre alt, so jung und schon die Gicht! Ich habe sie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreisen, von dem tagelangen Reiten." — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und stärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet sich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zucker-Wasser-Trinken." — Graf Opodeldoc ließ sich das gesagt sein; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menschheit in ihrem gesunden und kranken Zustande wußte er nicht viel. Nachdem

der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimme seiner Frau, ergriff beide dort stehende vollgefüllte Zuckerdose und schüttete ihren Inhalt zum Fenster hinaus. Alles Hof-Geflüg kam herbei geflattert und schlich langsam und verdrießlich wiede fort, als sich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechselte die schöne Gräfin Opodeldo zwischen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunst un Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb Endlich schien die Arznei anzuschlagen — sie mochte wohl sympa thetisch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegt ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon seit acht Tagen wa keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpsichor hatte diese glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn an neunten Tage schickte die Baronesse Habersack Einladung zu einen Balle, auf dem sie vor ihrer Abreise in's Bad alle ihre Freund vereinigt sehen wollte. Die Gräfin schmückte sich auf's Herrlichste sie war schön wie — ein Engel. (Warum ist die christliche Mytho logie so arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen stand, wie Pygmalion vor seinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunstwerk ihrer Hände und flehte die Götter, sie möchten die Gräfin beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf selbst zeigte starke Spuren inneren Wohlgefallens beim Anblick seiner Gemalin; denn die Hoffnung, daß seine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas bersten würde vor Neid, hatte sein ästhetisches Gefühl ungemein geschärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, sie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menschlicher Seelenstärke, einzig in der Weltgeschichte! o glorreichste Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Rosen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunst und Natur bis zum Blenden umschimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tausend süßen Triumphen . . . stieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus und wollte zusammensinken. Der Graf stützte sie und fragte: „Was hast du, mein Mäuschen?" Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte sie die Treppe

ieder hinauftragen. Sie legte sich zu Bette. Sophie, ob sie zwar
ls Kammermädchen hinter den Coulissen stand, ward doch über-
ascht von dem Staatsstreiche ihrer Gebieterin, dessen Geheimniß
e nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligstes
atte, in das auch die Priesterin Sophie nicht treten durfte, sondern
ur sie selbst als hohe Priesterin. Der kranke Fuß wurde bis zur
nkunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der
octor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unter-
dung. Vor dem Weggehen begab er sich zum Grafen und sagte
t feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht,
nen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen lassen.“ —
och einen? rief der Graf. Ein Congreß! Steht es so schlimm
t meiner Frau? Ist eine gefährliche Revolution in ihr vorge-
ngen?“ — „Nein, werthester Herr Graf, so schlimm ist es nicht;
er die gnädige Gräfin scheinen kein Zutrauen in mich zu setzen
d wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemalin
e Badecur verordnet, aber sie will nichts davon hören. Sie
t, das Geräusch der Badeorte sei ihr verhaßt, und sie hat mir
boten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu sprechen. Aber meine
icht . . .“ — „Herr Doctor, ich liebe die Badeorte auch nicht;
nen Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?“ — „Wer-
ter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der
t und die kranke Natur sind der Blinde und der Lahme; die
tur zeigt uns den Weg, den wir sie tragen sollen. Um einen
nken zu heilen, müssen wir in ihm den gesunden Punkt, den
kt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel ansetzen. Die
ht ist eine Krankheit, die sich auf's Hartnäckigste vertheidigt,
st mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen sie auch im
versations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . .“
Doctor sprach noch länger als eine Viertelstunde gelehrt und
erständlich, um der Gräfin Zeit zu lassen, ihre Rolle zu recapi-
en. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?“
Nein, Herr Graf, das Wasser ist zu stark.“ — „Oder Ems?
t wahr, Doctor, Ems, das hilft.“ — „Trauen Sie ihm nicht,
Graf, das Wasser allein thut's dort nicht; die Nachtluft —
Nachtluft ist dort schädlich.“ — „Welches Bad rathen sie denn?“

— „Das zweckmäßigste wäre Barrège in den Pyrenäen.“ — „Träumen Sie, Herr Doctor? Wollen sie meine Frau der Armé de foi zuführen? Soll uns der Trappist attrapiren?“ — „Freilich Herr Graf, Barrège hat seine Bedenklichkeit. Das Wasser vo Montmorency bei Paris ist ungefähr von gleicher Beschaffenheit. — „Herr Doctor, wenn unser Einer nach Paris reist, so kostet da gleich ungeheures Geld. Muß es denn sein? Thut es kein andere Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?“ — „Schon Hyppokrates in seinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Mont morency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemalin i nicht zu bewegen.“ — „Das wird sich finden; wenn ich will, mu sie wollen; ich bin Herr, Herr Doctor.“

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, sein Gemalin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen Endlich willigte sie ein. „Ich will deiner liebevollen Besorgni dies Opfer bringen,“ sprach sie mit matter Stimme. Sie war täglich schwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind — sagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich wil dir die Putzmacherin herausschicken, du wirst für die Reise noc Allerlei bedürfen.“ — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin das Nöthigste habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie sich Alles in mir auflöst, bald schließt mich der Tod i seine kalten Arme.“ — „Kinderpossen! Du wirst in Paris wieder auf leben; dann brauchst du Flitter genug, und dort ist Alles doppel theuer.“ — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? La mich den Blick abwenden von allem Irdischen, laß mich gegen de Himmel meine Gedanken richten!“ — „Wie du willst!“ — brummt der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reise waren getroffen, da Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Na poleons sehr, doch, als guter Deutscher, nur im Pluriel. Di Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tag fühlte sie sich gestärkt, und in Straßburg vermochte sie mit Leich tigkeit den Münster hinaufzusteigen. Oben auf der Platte-Form sagte der Graf: „Mäuschen, du blühst ja wieder wie eine Rose.“ Die Gräfin erschrak, bedachte, wie wenig entfernt sie noch von der Heimat wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihr

Wangenröthe hinter dem Widerschein der Abendgluth zu verstecken. Als sie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutschland kommend, in Paris einfährt, wollte der Postillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus bestellt war. Aber die Gräfin befand sich plötzlich so übel, daß man sich entschließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für une fièvre non maligne und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adressen abzugeben, machte Besuche, empfing Besuche; nach einigen Tagen war die Gräfin hergestellt und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutsche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße restaurirt. Der Graf selbst fing an, sich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenschaftlicher Jäger war und der ihm Gelegenheit verschaffte, seine Lust zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom ersten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt und da sie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieses zu häufigen Zwistigkeiten mit ihrem Manne. „Er ist ein wilder Mensch!“ sagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute sind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbst nahte heran, die Rückreise konnte nicht länger verschoben werden. Der Wagen war angespannt, der Colonel umarmte seinen Freund. „Adieu, mon ange!“ sagte er zu Sophie, ihr die Wangen streichelnd; aber vergebens suchte er unter Scherzen seine Rührung zu verbergen, Thränen entstürzten seinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, sie zu küssen, diese zog sie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als sie im Wagen saßen, sagte der Graf: „Du hast dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er ist ein herrlicher Mann, ein ächt deutsches Herz.“ . . . Während auf der ersten Station hinter Paris die Pferde gewechselt wurden, schlug sich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Rein vergessen!“ Mit freudigem Schreck frug die Gräfin hastig: „Deine Brieftasche? Ich habe sie auf dem Kamin gesehen. Laß uns schnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergessen;

wenn wir nicht eilen, ist Alles hin." — „Die Brieftasche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergessen uns in Montmorency umzusehen." — „Ueber's Jahr!" lispelte die Gräfin mit einem leisen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, dessen goldene Kuppel in der Abendsonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleise auf seinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariser Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Diese hatte sich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm ist, in Paris zu sein, ist es für Frauen noch angenehmer, dort gewesen zu sein und davon zu berichten. Die Herbstwinde raschelten, die Blätter fielen. Es kam der erste November, des Grafen fünfzigster Geburtstag. Der Graf schlief an diesem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu seiner Ueberraschung Zeit zu lassen. Er ging hinab in den Saal und wünschte seiner Gemalin mit erkünstelter Gleichgültigkeit und Kälte einen schönen guten Morgen. Bei seinem Eintreten sagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!" indem sie ihr einen sanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Gesichte und schlüpfte lachend hinaus. „Väterchen!" sprach die Gräfin mit entzückender Holdseligkeit — der Graf kam näher — „Väterchen!" — der Graf stand vor ihr — „Petit Papa" — Sie ergriff seine Hand, drückte sie fest und zärtlich, er zog sie zurück; sie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich so!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß sehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger französischer Schriftsteller begegnet, welche Beschreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bau-

verke, in neuerer Zeit entstanden, erregen und verdienen die Bewunderung Aller; aber wie davon sprechen? Napoleon hat sie geschaffen. Um dieser stechenden Wahrheit auszuweichen, sieht man ene armen Herren sich wie Raupen krümmen. Sie reden in manherlei Windungen und stellen für schreibende Höflinge die schönsten Styl-Muster auf. Sie sagen: alle Bauwerke der kaiserlichen Regierung wären schon unter Ludwig XIV. beschlossen worden, Ludwig V. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe seines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die enachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. sei auf Gleiches bedacht gewesen, habe es aber unterlassen, um seine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beschweren. Dann sagen sie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen lassen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm so viele und große Werke entstanden, der Bewunderung zu entziehen, sagen sie: Buonaparte habe zu Pferde der Unsterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunstwerke größeren Nachruhm bringen würden, als seine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit seiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er sich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulassen. Endlich, weil sie fürchten, noch nicht genug geschmeichelt, Napoleon noch nicht genug gelästert zu haben, sagen sie: Er habe die Baukunst nicht geschätzt, die Baukünstler nicht ufgemuntert, nicht belohnt, sie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant gewesen, ein Architect wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieses wahr ist, muß man sich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchst wahrscheinlich eine dieser Personen irgend ein Pätschchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule sagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajan zu Rom sclavisch nachbilden lassen, weil er den Künstlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungstriebe zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wissen wir ausreichend genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künstler unserer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwischen hölzernen Stäben

eingesperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Untersuchung geschützt — das ist ihr höchstes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzustellen, Allen verständlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen sie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohlgethan, eines ihrer Werk nachzuahmen. Die Vendome-Säule ist das schönste unter allen Bauwerken Napoleon's; unter solchen nämlich, die eine sittliche Vorstellung ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thierischen Menschen gewidmet sind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuser, die der französische Kaiser aufführen ließ, so muß man gestehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome soll, wie bekannt, die Siege der Franzosen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie ist rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein schönerer Baustoff, als den der türkische Kaiser zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutsche Zeitung schmunzelnd erzählt hat, bei seinem Barte geschworen, in Griechenland eine Moschee von Christenschädeln aufrichten zu lassen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons stand. Sie war, wie ihr Urbild, so fest auf den Beinen, daß man sie absägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde später das Pferd gegossen, worauf Heinrich IV. auf den Pont-Neuf sitzt. Eine finstere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand steigt man den ängstlichen Weg hinauf, der so eng ist, daß man dem Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei sich Begegnende könnten sich nicht ausweichen. So sind die Wege des Ruhmes! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde sich vor einigen Jahren herabgestürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Last. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelstichen der Polizei nahm

er feig die Flucht. Von dieser Säule des Ruhms schaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutschen wohl thun würde, wenn es die Binse größer und stärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben sie, um die Weltgeschichte Höflichkeit zu lehren, die Inschrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Bestimmung ausdrückte. Die Inschrift war in lateinischer Sprache, und die Wenigsten hatten sie verstanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer lesen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutsche Advokaten — — — — Wenn man Gefühl hat, oder das erste Kind in der Wiege liegt, gelingt es selten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuspinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen schreit und weint und zappelt! Du lauderndes Räthsel, ich verstehe dich doch nicht — wer sagt mir ein Wort? Du süßer, gährender Most, welchen Wein wirst du mir bringen? Wirst du glücklich sein und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die rasche Hand des Schicksals bricht oder der Herbst sanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erstarren, daß der Tod nichts mehr zu tödten findet? Wird dein Geist auf dem stürmischen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inseln schiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung schließt? Wirst du der zarten Bitte weich entgegenkommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Bösewicht werden? Wirst du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirst du flink der Gewalt ausweichen, und schmeichelnd den Uebermuth entwaffnen? Wirst du ein Lehrer der Weisheit werden, wirst du Unglückliche trösten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur?

Alles was der Himmel will! — nur daß er Eines nicht wolle
Wüßte ich, Junge, du würdest einst Advokat, mit diesen meine
Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelnden Mutt
keine Sylbe des Trostes geben und ihr zuschreien: Schweig, thi
richtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer! Sparta, nu
das Vaterland seiner Kinder, hat schon die getödtet, die mit ver
krüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meine
Sohnes, sollte seine verkrüppelte Seele aufkommen lassen? So
ich dieses blühende Leben hinabsteigen sehen in die Bleibergwerk
giftiger Hanthierung, und dem Grabe zuschleichen mit ausgetrock
neten Adern, oder das Herz, aufgedunsen von geiler Geldlieb
einen breiten Sarg ausfüllen? Soll sich unser Sohn mästen mi
dem Schweiße der Noth, und seinen Durst löschen mit den Thräne
der Witwen und Waisen? Soll er ein kalter Schachspieler sein
gleichgültig, ob er mit den weißen oder den schwarzen Steinen ge
winne? Soll er das geschriebene Recht des Wucherers in Schu
nehmen gegen das verwischte Nothrecht des Leichtgesinnten? Sol
er ein Kuppler sein jeder lüsternen Habsucht und der Verführe
schwacher Richter? Soll er im Dickicht verstrüppter Gesetze au
sorglose Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der Besten einer
wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden ver
wester Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich diese junge Wurzel aus
der lockern Erde!.. Doch wie? Hast du nicht noch eine lange
Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir
das Vaterland wachsen? Ja, du sollst Advocat werden!... Der
Schelm ist eingeschlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher
Vater! Er hat schon Geschmack, und gibt mir Ruhe, meinen Satz
zu endigen. —

Deutsche Advokaten, Notare, Gerichts-Präsidenten und Räthe
Gerichts-Secretäre und Pedellen haben schon manche Versieglung
mit Vergnügen veranstaltet; aber die eines bürgerlichen todten
Herzens ist ihnen sicher noch nicht vorgekommen. Sie überlassen
mit Recht dergleichen romantische Streiche der Jugend und den
deutschen Calderonen. Ich aber habe eine solche Versieglung mit
angesehen, und sie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe
von Paris, früher von Rousseau bewohnt (ihm war die ganze Welt

eine), kam später in den Besitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und starb daselbst. Im Garten liegt sein Herz unter einer gestutzten Marmorsäule begraben, die seine Büste trägt und die Inschrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais ist sehr schafig; die Franzosen können eine Grabschrift machen, sie verstehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, so viel man es ohne diesen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtspersonen aus Paris, mit schweren Acten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte schon — und es war eine süße Mai-Dämmerung — aber weder dieses, noch der Gesang der nahe nistenden Philomele konnte die Priester der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juristische Bänder aus der Tasche, umschlangen damit Gretry's Grabsäule, knüpften sie an das umherlaufende Geländer fest, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und siegelten gehörig. Es war dieses der letzte Act eines romantischen Proceß-Dramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juristischen Lesern, daß sich die Proceßkosten auf zehntausend Franken belaufen, so wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug mischen, daß sie sich meine Zeichnung selbst werden ausmalen können.

Gretry starb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, seiner testamentarischen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaise begraben. Vor dessen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemal einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man solle das Herz des Verstorbenen herausnehmen und einbalsamiren; aber einige Glieder der Familie widersetzten sich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab gesenkt, bis das Gewölbe, das sie aufnehmen sollte, vollendet sein werde. Nach zwei Monaten, als dieses Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Diesen Umstand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erführen, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalsamiren und in eine zinnene Büchse legen, die er in Verwah-

rung nahm. Darauf schrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe b
seinem Leben den Wunsch geäußert, daß sein Herz in seinem Ge
burtsorte ruhen möchte, und dieses Wunsches gedenkend, sei e
bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt schrie
zurück: Er nehme das Geschenk an, und man solle es ihm durc
den nächsten Postwagen schicken. Er soll auch hinzugefüg
haben, er erwarte das Herz portofrei; indessen wird diese
komisch-ökonomischen Verhältnisses in den Proceßacten nich
gedacht. Der Lütticher Maire glich in diesem Verfahren den edelste
der alten Römer, die dem Dienste des Vaterlandes jede Empfin
dung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand
zischte auf und dampfte, als der kalte, prosaische, kanzleistylisch
Brief sich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt
das Herz. Noch andere eingetretene Umstände hatten seinen frü-
hern Entschluß abgeändert. Erstens hatte er unterdessen die Ere-
mitage an sich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung
war: das war also der angemessenste Platz für Gretry's Herz.
Zweitens war Lüttich von Frankreich abgerissen worden und an
das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte
mit Recht, der Pariser Friede sei hart genug, und er wolle nicht
la France auch noch des kostbaren Ueberrestes eines seiner großen
Männer berauben. Er ließ also im Garten der Eremitage ein Denk-
mal setzen, worunter das Herz gelegt werden sollte. Ehe dieses aus-
geführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum zweiten
Male nach Paris und breiteten sich in der Umgebung aus. Herr
Flammand flüchtete sich und sein Herz vom flachen offenen Lande
in die sichere Stadt, wo der Palais Royal auch Baschkiren zähmt.
Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutschen Truppen,
die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremi-
tage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit
Schonung behandelt und gegen jede Zerstörung bewacht und geschützt.
Er eilte froh mit seinem Herzen hinaus und traf zwei junge preu-
ßische Officiere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt
er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jüng-
linge vor Rousseau's Denkmal gekniet, das sich, von der Epinai
eiteln Sorgfalt aufgestellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich

am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigesetzt.

Die Stadt Lüttich schien ihre alten Ansprüche aufgegeben zu haben und ließ sich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erst im Jahre 1820 brachte sie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieser beantwortete den Brief nicht. Darauf schlug der Bürgermeister von Lüttich einen schlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiselle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geschäften von Lüttich nach Paris reiste, dem Herrn Flammand auf diese oder jene Art sein Herz zu entreißen. Demoiselle Keppenn, in solchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuversichtliche Modehändlerin verkannte den Geist der Zeit, ob sie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen sollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus sei, und als sie nun mit ihren Absichten und Reizen vorrückte, wurde sie zurückgeschlagen. Da nahm sie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'sche Familie zu entzweien, und sie wußte sich von einigen Gliedern dieser Familie die schriftliche Erklärung zu verschaffen, daß es ihr Wunsch und Wille sei, daß Gretry's Herz nach Lüttich geschickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den französischen Gerichten und verlor den Proceß in der ersten Instanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hatte sich jetzt Herr Flammand an das Cassations-Gericht gewendet, doch ist zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form ist gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug ist.

Glücklich diejenigen, deren Herz erst nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieses hatte vor zehn Jahren aufgehört zu schlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in seinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es sieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es seine Ruhestätte verlassen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geschieht aber mit

der Grabsäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne fut qu'ici umzuwandeln. Es wäre dieses nicht das erste Beispiel einer conjugirten Grabschrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat weil sie Leben in den Tod bringt. Auf Rousseau's Grabmal in Ermenonville standen die Worte: Ici repose l'homme del la nature et de la vérité; nachdem aber während der französischen Revolution Rousseau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inschrift das Wort repose in reposa. Herr Flammand ist übrigens Willens, Gretry's Grabschrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbessern, sondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die französischen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutsche Lapidar-Stylisten werden ersucht, mir darüber ihre ästhetischen Vorschläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anschlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld (doch trifft das Eine seltner ein, als das Andere), kann man sich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienenden öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anschlagzettel, die man ganz unentgeltlich zwar nicht benutzen, doch lesen kann. Paris hat, wie jede deutsche Stadt, seine Intelligenz-Blätter, petites affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derselben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein protestantisches Dienstmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen sucht, wo sie „ihrer Religion obliegen könne". Es ist leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfnisse in diesen petites affiches nicht angeboten werden. Erstens, weil sie von Fremden und höhern Ständen wenig gelesen werden, und zweitens, weil sie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, sich gehörig auszusprechen. Die Pariser loben ihre Waaren und andere Kunsterzeugnisse niemals im Lapidar-Styl, und wenn sie, weil ihnen

twas gelungen, sich selbst loben, sagen sie nicht wie Cäsar: „Ich am, sah, siegte!“ — sie sind zu bescheiden — sondern sie gebrauchen iele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umständlich. Die Anschlagzettel sind ihre Commentarien. Man findet diese an undert Häusern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier sind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ondern sehr kluge Leute. Sie wissen nämlich, mit wem sie es zu hun haben — mit Franzosen, die mit ihren Augen nicht blos ehen, sondern auch hören, riechen, fühlen und schmecken. Darum nd die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche erselben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, an brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. uch bedienen sie sich seit einiger Zeit der großen englischen Buch- aben von durchbrochener Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den schwarzen Balken als egyptische Hieroglyphen räth- lhaft erscheinen. Ich will einige Muster von diesen Anschlag- etteln zur Kenntniß des wißbegierigen Lesers bringen und dabei en Text mit den nöthigen moralischen Anmerkungen begleiten.

Die erste Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil e nur auf einem Folioblatte gedruckt war; sie leuchtete durch ihre Bescheidenheit hervor. Sie bietet Schreiblustigen Plumes sans fin n, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich schreiben — ine in Deutschland längst bekannte Erfindung. Schriftsteller, die ch ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu sorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, so fließt diese us einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder an- eschraubt wird unaufhörlich von selbst zu. So oft die Feder trocken eworden ist, gibt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und ann rollt sich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und er- cischt sie.

Neben diesem Zettel breitet sich ein anderer aus, der zwei llen feine Holländische Leinwand lang ist. Die Buchstaben wechseln n allen Farben des Regenbogens ab, die schwarzen ungerechnet. Oben stehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mord- rennerischer Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutschen Ländchen würde das als ein Aufruf zur

Empörung gegen die Behörden angesehen werden; hier aber durf man so etwas sogar unter Aufsicht der Polizei drucken lassen! Do scheint es, daß sich die Pariser Polizei auch später eines Besse besonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zette heißt es nicht mehr: A bas les perruques! sondern, zwar ironische aber minder staatsgefährlich! Adieu les perruques! Der Perrücke Tödter macht bekannt: „Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse d Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convainc que cette eau fait croître les cheveux sur les têtes les plus chau ves, les conserve et les empêche de blanchir.“ O du Haarkräusle was hast du gethan! Du hast die weißen Haare zerstört, d Schneedecke des Lebens weggezogen — woran soll man künfti Jünglinge von Greisen unterscheiden? Wo soll man Weisheit, w Schönheit und Stärke suchen? Was soll Mädchen und Fürsten i ihrer Wahl leiten? Das hättest du Alles wohl bedenken sollen, Haar kräusler! — Diesem Zettel schließt sich verwandtschaftlich folgende an: „Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur d prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveu blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville si les Dames le désirent.“ Der gefühlvolle Leser wird schon vo selbst wissen, was er hierbei zu denken hat. — Nützlicher ist di folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Caléfacteur genannt. Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quel ques centimes de combustible, continue sans feu et sans soin pendant six heures, au bout desquelles le liquide l'abord bouillan ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.“ Ein schöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann sich zwar vor wie nach erhängen, erschießen vergiften; aber ersäufen kann er sich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberschrift: On ne peut plus se noyer Eine neuerfundene Schwimm-Maschine verhindert dieses. Diese Maschine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Person, die sich ihrer bedient, so daß sie immer den fünf und zwanzigsten Theil des Körpergewichtes schwer ist. Nach diesem Verhältnisse kostet sie 30 bis 180 Franken. Leichtes

Volk erhält sich also wohlfeil über dem Wasser, wichtigen Leuten aber kostet dieses viel. Auf dem festen Lande ist es gerade so.

„Gallerie métallique de la fidélité.“ Was heißt das? Es wird zur Subscription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzosen abgemünzt werden sollen. Da werden sie viel zu thun haben; die fidélité métallique ist gar groß in Frankreich. Der Prospectus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verstehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menschen sind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — kostet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — kostet 3 Franken, also das Doppelte. Ist das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder ist die Kunst, mit Männern glücklich zu sein, eine schwerere Kunst, die sich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eines von Beiden muß wohl der Fall sein. — Gravatiana . . . Das Uebrige kann ich nicht lesen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrscheinlich ein Lehrbuch über die Kunst, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigsten der freien schönen Künste! Die Sibyllinischen Bücher der Pariser Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Consulat, wäre einst ein schöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel gestanden und habe versucht, sich das Halstuch malerisch umzubinden; es sei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall sei ein Gott gewesen. Nie früher habe die langsame Kunst so Herrliches zu Stande gebracht, als hier der rasche Geist der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des schönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erstens, einen dunkelgrünen Papagei — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 0 Franken angeboten. Man ersieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet und daß das Elfenbein theuer ist in Paris. . . . Ein junger Mensch „au déséspoir“ hat 8000 Franken verloren — wer

sie zurückbringt, erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit groß Buchstaben steht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscienc Man hat aber wenige Beispiele, daß dieses Appellations-Geri das Urtheil der ersten Instanz, welche entschieden, der Finder so das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei ist eine ande Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Fra ken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuschicken, die übrigen 5 Franken aber könne er für sich behalten. Es muß also in Par doch nicht ganz an Beispielen von ehrlichen Leuten fehlen, der sonst würde man die Druckkosten zu solchen Anschlagzetteln nic verschwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß das Geld verspielt. Erst kürzlich wurde ein wohlgesitteter jung Mensch von seinem Principal mit 50,000 Franken ausgeschickt. Zu fällig führt ihn sein Weg durch das Palais Royal. Der böse Gei kommt über ihn, er spielt, verliert das Geld und stürzt sich in d Seine. Ueber eine Naivetät der französischen Regierung konnte i mich nicht genug wundern. Neulich erschien die amtliche Statist der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nic mehr wie vielen hundert Selbstmorden, die sich im vorigen Jahr in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielsucht gewesen. Un das erzählen sie selbst! Als wenn die Spielsucht wie die Schwind sucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie sage zwar: öffentliche Spielhäuser wären nothwendige Uebel in Paris, denn ohne sie würde heimlich gespielt werden und dann könne di Polizei keine Aufsicht halten. Das sind aber leere Ausflüchte! Di Polizei könnte eben so gut jedes geheime Spielhaus entdecken, al sie Jeden, der ihr politisch verdächtig geworden ist, ausfindig mach wenn ihr an dem einen so viel gelegen wäre als am andern. Di Sache liegt daran: erstens zieht die Polizei jährlich fünf Millione Spielpacht, welches Geld sie auf ihre eigenthümliche edle Art ver wendet. Zweitens werden die Spielhäuser als die Kloaken ange sehen, wo alles schlechte Volk zusammenfließt, die also die Rein haltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuser

er Polizei als Sklavenmärkte, wo sie ihre geheimen Agenten an= oirbt und zusammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutschen. Was will der? Er bietet seinen Unterricht in der deut= hen, englischen und italienischen Sprache an; die Stunde zu Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Mo= aten finden werden, daß sie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutsche Treue! — Madame Garnerin steigt den ächsten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schau= iel selbst mit ansehen; am Zettel ist nur das merkwürdig, daß e ersten Plätze 40 Franken die Person kosten. — Dort das Riesen= att mit einem großen Holzschnitte am Kopfe? Es ist ein Kapaun n Bratspieß .... Nein, es ist ein ungeheures Ochsenauge, von nem Messer durchstochen, welches eine Staarnadel vorstellen soll. in médecin oculiste bietet seine Dienste an. Gut, daß Blinde den ettel nicht sehen können; das Schwert im Auge würde sie ab= recken. Der Oculist bemerkt schlau: „Rien sans lui!“ Er führt it Namen und Wohnungen eine Liste der Personen an, die er erirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die dern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optischen Waaren d gibt nicht blos die Gläser, sondern auch die Augen dazu her. hatte eine „Collection considérable d'yeux artificiels humains, i imitent parfaitement la nature.“ Wer sie in Dutzenden kauft, hält sie wohlfeiler. Da der Oculist auch Thränenfisteln heilt, so hört seine Ankündigung in das Fach der romantischen Literatur. Ein Zettel in englischer Sprache lautet wie folgt: „Should the lowing lines be seen by the young Gentleman, who was drinking Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is st earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. e de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much onished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.“ Sehr hselhaft! Ist es eine Männer= oder eine Weiberstimme? Ist es e Herausforderung? Ist es ein Sirenenlied? Ist ein Engländer glücklicher Weise seiner Frau begegnet, die ihm von Douvres hgeschifft, und ist er schnell und erschrocken an ihr vorbeige= üpft? Doch, was es auch sei, konnte eine gefundene Stricknadel

dem Kotzebue Stoff zu einem Schauspiele in fünf Acten geben, so ist diese Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italienischer Sprache fehlt es nicht; aber deutsche Ankündigungen habe ich noch nicht gesehen. Die einzige öffentliche deutsche Inschrift, die mir in Paris vorgekommen, steht in goldenen Buchstaben an der Glasthüre eines Kaffeehauses und lautet: Deutsches Frühstück. Wahrscheinlich ist dieses Frühstück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es bestehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Biersuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalité.

„Sie stirbt daran . . . Vielleicht besser so, daß ihre Leiden enden . . . Wir brauchen eine von Erz . . . Ihr werdet sehen, es ist ihr Salto mortale . . . Er liebt die Wüsten, wo man horcht der Stimme der Natur . . . der Silberstimme der Natur . . . die Schande? Eine Flasche Jordan-Wasser wäscht alle Flecken rein." — Die Reden wurden immer saurer, Adele's Blicke auf Alphons immer süßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein stilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt und sie klopfte manchmal an, zu hören, wie es ihm ging. Auch jetzt horchte sie und fragte ihre Mutter: Mama, was ist denn die Septennalité? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und sie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für sich allein glich an Emsigkeit einem Ameisenhaufen. Zucker, Salz, Essig, spanischen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald Dieser bald Jener reichte, mischte sie zusammen, eine schmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend gestern war köstlich! — „Mama!" — Frau von Beauvais begnügte sich, ihre linke Hand auszustrecken, doch ohne dieser nachzusehen, und sprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte sie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgestreckten Zeigefinger warf zwei Strah-

len, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milchlampe erhellt, wie im Mondlichte schwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöse der streitenden Zungen uns nicht störe. — Ach die häßliche Zeit, wo schöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken und ohne Furcht mit uns allein sind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was ist die Septennalité?" — Zum Glücke schlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu besinnen. Der letzte Schlag war schon fünf Minuten ausgeklungen, und ich sah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr stand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel saß auch Adele in einer Bergère. Wer dieses Mädchen einmal sah, wünschte sie immer zu sehen oder sie nie gesehen zu haben. Maler würden ihre Pinsel und ihre Palette wegwerfen und Raphael einen Stümper schelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Criminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu sein! — „Nun, mein Herr? ... Sie seufzen? ... Sie sind nicht wohl?" „Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die gesprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen bösen Traum.... „Glauben Sie an Träume, mein Herr?" — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böse König?" — Sie müssen mich besser hören, Adele; ich sprach von keinem bösen König, ich sprach von des Königs bösem Traum.... Er träumte, er stünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Flusse stiegen sieben Kühe, die waren fett. Dann kamen sieben andere Kühe, die waren mager.... „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!" — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich sagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertausend Jahren lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu diesem sprach eines Tages sein alter Vater: — Hast du nie geliebt? ... „Nie, mein Herr.... Nie, mein Vater," erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — ... So

gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob seines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durstig war, hörte er eine Quelle murmeln und er folgte ihrer Stimme. Er sah ein Mädchen, das sich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verschlossen. Jakob nahte sich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete sich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsstrahl spaltete sich, zündete in Beider Herzen, und sie sanken sich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerst aus dem Entzücken, schaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und sprach: Wie nennst du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — Ich bin der Sohn Isaak's und Rebecca's, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an seine Brust, und sprach: Hier, hier, wo die Seele sitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, süße Freiheit! Du, Rahel, reichtest mir der himmlischen Lust unvermischten Trank. — Rahel sprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen schlägt, ach, da war es mir so bang und düster! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es ist mir nicht mehr dunkel. — Willst du mein Weib sein, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und sprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter seinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen sprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban und sprach: Gottes Segen über Euch, Herr Fürst! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und schlimmer Herr, und der Zorn kochte in seinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm und er lächelte nur. — Herr Jakob, sprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, so nehmt sie, und mit ihr Knechte und Heerden, so viel Ihr begehrt. — Herr Fürst! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach Rahel

eht mein Sinn. — Guter Jakob, sprach Laban sanft und lächelte
ieder, Ihr seid zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter
eworden. Dient mir sieben Jahre, treu, wie es einem Knechte ge-
emt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun,
err Fürst! sprach Jakob; und treu diente er seinem Herrn. Jakob
nd Rahel liebten sich, sie sahen sich, und ungezählt gingen sieben
ahre vorüber. Aber die tückische Lea, tückischer, weil sie verschmäht
ar, kränkte oft ihre Schwester, verleumdete Jakob bei ihrem
ater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienstzeit ging zu
nde, und der verheißene Tag seines Glücks kam. Die Flamme
oderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier ver-
üllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, stand davor; der Priester
prach den Segen. Während dieser murmelte, vernahm Jakob eine
weinende Stimme. Es ist Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft be-
rübt; doch sie ist unglücklich; ich will ihr Freund sein. — Der
Segen war gesprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf
— Jakob trat blaß und erschrocken zurück. Es war nicht Rahel, es
war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er
vernommen, war der getäuschten Rahel ihre. Laban der Schelm,
hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand
vom Altare und stürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch
Laban war alt und schwach, und dem Jüngling sank der drohende
Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und sprach: Seid nicht böse,
guter Jakob! Ihr seid zu alt für meine Rahel. Dient mir sieben
andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachsen, dann sei sie Euer.
— Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein.
Laban lächelte. Auch diese sieben Jahre gingen vorüber; doch
Laban verschob von Morgen zu Morgen seiner Pflicht Erfüllung.
Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er sprach: Gewalt gegen
Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg,
soviel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle fol-
gen wollten, denn sie liebten ihn, eine auserlesene Schaar, und
entfloh mit Rahel. Laban der Schelm setzte ihm nach. . . „O bitte,
mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen."

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch
viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in

den Saal. Man stritt noch immer; Frau von Beauvais wirthschaftete so emsig wie zuvor; man lachte, scherzte, aß Gefrorenes und spielte Karten. Aber Adele saß am Fenster neben Alphons, und kos'te die letzte Wolke der Eifersucht von seiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergessen. Glücklicher Alphons! Liebe ist noch schöner als Freiheit. Liebe, Alphons; und wenn du satt bist — hasse!

XXIV.

Aristokratismus des Geistes.

Der Franzose von heute (traue ein Anderer diesem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politischen Aristokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er sie finde, mit Spott zu verfolgen, wo er sie sucht. Daß er aber in Verhältnissen, die den Menschen so viel näher angehen wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umschließt wie die Stadtmauer; daß er in seinem geistigen Leben einer Aristokratie unterworfen ist, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unser freiheitsliebender Franzose nicht die leiseste Ahnung. Im Reiche der französischen Kunst und Wissenschaft herrschen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und schnurgrader Anstand unbestritten und ungeneckt. Jeder Grundsatz wird nach seinem Wappen, jede Kunstregel nach ihrer Familie gefragt, ob sie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herstammen, und haben sie nichts als ihren selbsteigenen angebornen Werth, werden sie mit Naserümpfen abgewiesen. Man lese ihre neuesten Tragödien — da ist noch ganz der bestäubte Kanzleistyl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, sie bewegen das Haupt noch immer so musterhaft und schwer als früher, da eine Allongeperrücke auf ihm lastete. Vergebens schweben ihre verliebten Schönen im griechischen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbrust, den Reifrock der Frau von Pompadour — man sieht sie nicht mehr, aber man

hört sie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenschaft — sie sind wie Schönheitspflästerchen angebracht und geordnet. Der Geschmack ist ihr Despot, vor dem sie kriechen. Man lese ihre Werke über Gott und Menschheit; euer Geist fordert Brod, und man gibt ihm gepeitschte Sahne. Noch immer glauben sie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenschaum der Philosophie abzuschlürfen, und es sei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die besten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — diese theatralischen Stellungen, diese Koketterie, diese Galafarben, diese geschnörkelten Faltenwürfe, diese frisirten Haare — es ist ganz der alte Hofpomp von Versailles. Wer ist der große junge Mensch auf dem Schlachtgemälde dort, der sich für den Ersten hält, weil er vorn steht, der sich spreizt wie ein Bühnenkönig und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Ist es der Tambour-Major der alten französischen Kaisergarde? Nein, es ist Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künstlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichste aller Geistes-Sünden, weil das Verderben, das sie anstiftet, nicht wie bei Shakspeare, Beethoven und den altdeutschen Malern, ein Austreten des Genius, sondern dessen Dürre zum Grunde hat — dieses manierirte Wesen durchfröstelt die Franzosen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Musik machen und dieses mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme spüren, aber es ist keine Sonnenwärme, es ist Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünstelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häusern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man statt mit Backsteinen mit Laub ausgefüllt, und statt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte so kommen! Seit Franz I. haben die französischen Könige und ihre Hofleute die Wissenschaften und Künste begünstigt, und diese suchten, wie alle Günstlinge, ihre Gunst durch dieselben Mittel zu erhalten, wodurch sie sie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundsätze, Neigungen, Leidenschaften und Launen ihrer Beschützer. Dieses hat sich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrscht der Hof Frankreichs Geister,

nur daß dieser Hof größer geworden ist, daß ihn, wie sonst die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umschließen. Die Aristokratie der Hauptstadt läßt in Frankreich keine Geistesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grunde zu richten. Da hier das geistige Leben sehr theuer ist, muß man, um Alles zu genießen, sein Capital angreifen. Da der wohlverdienteste Ruhm sich nach acht Tagen verjährt, und Jeder vergessen ist, von dem man eine Woche nicht gesprochen, muß der geistreiche Mensch seinen Schatz zu Goldschlägerblättchen dünn schlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung stattfinden? Alle Werke der französischen Wissenschaft und Kunst werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, sondern auch beurtheilt, so daß sich Richter und Partei in einer Persönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung stattfinden? Aber den unseligsten Einfluß auf Kunst und Wissenschaft üben die politischen Parteien aus. Diese Parteien recrutiren sich, wie sich sonst die Heere recrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt, wer fähig ist eine Flinte zu tragen und sie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftsteller und Künstler der ihr gegenüberstehenden herabsetzt, das versteht sich von selbst und schadet nicht viel; denn unverdienter Tadel ist mehr geeignet, aufzumuntern als niederzuschlagen. Das Verderbliche ist darin, daß jede Partei die Werke der Künstler und Schriftsteller, die unter ihrer Fahne streiten, unverdient lobt.

Was sich die Ultras hierbei zu Schulden kommen lassen, braucht nicht gerügt zu werden; denn diese Partei ist so alt wie die Welt und ihre Fehler sind zu tief gewurzelt, als daß sie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung ist und deren Schwächen neu sind, muß man diese vorhalten. Sie sollte wissen, daß es ihr Zweck sein muß, dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle, dem frischen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Gesetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der Sieg schon halb errungen ist, wenn sie den Feind dahin gebracht, mit den Waffen des Geistes zu fechten. Warum also die Künstler und Schriftsteller, die auf der Seite der

Ultras stehen, herabsetzen? Da sie mit dem Geiste streiten, streiten sie auch für den Geist, für die Wahrheit also, sie mögen es wissen oder nicht, sie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, ist der schon gerügte, daß sie alle ihre streitbaren Talente in der Hauptstadt zusammenhäufen, daß sie, statt gegen die Aristokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn sie sie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es ist zu wiederholen: die Franzosen sind einseitig, und dieser Fehler tritt gegenwärtig um so stärker hervor, gerade weil sie sich bemühen, sich davon frei zu machen. Die Sprache, diese Kleidung des Geistes, ist ihnen zu frühe angemessen und gefertigt worden, und da sie täglich wachsen und vollkommener werden, werden sie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten sie statt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, so würden sie zwar langsamere Fortschritte, aber auch keine Rückschritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die englische Schauspieler-Gesellschaft.

Der Einfall eines englischen Schauspieler-Trupps in das Gebiet der französischen Eitelkeit war seit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons," sagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieses Blatt, eines der schlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimnissen ihrer Gebieterin. Zwar machte es später ein gar frommes Taubengesicht und sagte: Freilich müsse jeder brave Franzose die Engländer hassen, aber Künstler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwischen den französischen und englischen Schauspielern müsse ja Allen erwünscht sein, da nicht zu zweifeln wäre, wie sie ausfallen würde; man möge also so gut sein und sich ruhig verhalten. Aber dieser dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunsch und Erwartung durchleuchten, man werde die englischen Schauspieler mit Händen und Füßen

zurückweisen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anschreiben. — Und es geschah.

Die englischen Schauspieler hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf sechs Vorstellungen abgeschlossen. Die erste Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: „By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare." Diese marktschreierischen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauspieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eifersucht des Othello, die der Franzosen zu sehen war Jedermann gespannt. Das Gedränge vor dem Hause war unbeschreiblich, und das Heer von Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug gewesen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzosen zu beobachten. Jeder strengte sich mit Händen und Worten an, sich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenstöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die gesprochenen Grobheiten waren wie in Musik gesetzt. Endlich ward auch ich in das Haus gefluthet und im Orchester hart neben dem Soufleur-Kasten ausgeworfen. Die Vorsehung hatte mir diesen Platz angewiesen, denn ich war von ihr bestimmt, am heutigen Tage eine der ersten Rollen zu spielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als sogleich das Schauspiel begann; nicht das Schauspiel, welches die Schauspieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) sondern das, welches die Zuschauer gaben. Man übte sich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen acustischen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuschlagen gedachte. Ein frommes deutsches Ohr, wie das meinige, von der zartesten Kindheit an gewohnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erschrocken zurückzufahren, war ganz erstaunt zu hören, daß man sich in Gegenwart der Gensdarmen so viel herauszunehmen wagte. Diese aber bewegten sich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des ersten Ranges mit lauter

Stimme „la Canaille“ rufen. Da ward das wüthende Geschrei noch allgemeiner und stärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tausend Stimmen. Dieser Söldling der Aristokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und stolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeschrei verachten; er zog die Achseln und blieb. Aber er war kein Römer, und Die, welche schrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten sich, diese Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu lassen, und man bestand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handschuh wurde ihm in's Gesicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatschen im ganzen Hause. Jetzt erhob sich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachspotten der breiten und zähen englischen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer sein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obst, Sousstücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauspieler. Diese aber zeigten eine unerschütterliche Festigkeit und spielten fort, als herrschte die aufmerksamste Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime gespielt. Ich bemerkte nur sehr wenige Zuschauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute sich doch dieses bürgerlichen Schauspiels, das hier mit so vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger sauberer Mensch, der neben mir saß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den englischen Othello mitgebracht, wahrscheinlich um sich in der richtigen Aussprache zu üben, denn er folgte den Schauspielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geschrei Nichts hören. So oft nun die Insurgenten irgend ein losgelassenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Mensch außer sich und sprach ironisch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutschen von der französischen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur sporadischen Respect vor meinen Landsleuten zu begegnen,

zeigte mich dankbar, indem ich sein Klagelied mit sang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — sagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjective, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte sich Othello bis zur Mitte des dritten Actes mit Mühe und Gefahren durch. Da entstand ein Wortwechsel zwischen zwei Zuschauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, panischer Schrecken ergreift Alles, das halbe Parterre wälzte sich zum Orchester hin, sprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bässe, und schickte sich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um diesem bösen Beispiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erste, der auf die Bühne sprang, die andern hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gensdarmen füllten die Scene, um das fernere Voraufstürmen der Zuschauer zu verhüten. Auf der Insel Cypern war ein tolles und lustiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, schäkernde Schauspielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Gesichtes abgeschwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikanische Wange; die sanfte Desdemona schimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingestreckt; Iago trug einen Frack über seiner Ritterkleidung und schien mir die beste Seele von der Welt zu sein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende gespielt; nur daß die Hälfte des dritten Acts und der ganze vierte Act ausgelassen wurden. Man begnügte sich, Desdemona ohne weitere Umstände erwürgen zu lassen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauspieler, es schrie, pfiff und lärmte bis an's Ende. Von sehr komischer Wirkung war es, daß in einem kleinen Lustspiele mit Gesang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Gesängen Theil nahmen und die Stimmen der unerschrockenen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erschallen. Die Liberalen entschuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menschenfreundlicher Nachsicht. Mit Unrecht. Der Jugend ist wohl Verblendung zu verzeihen, weil sie von zu starkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas na-

ional," wären etwas zu weit gegangen — sagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariser Jugend einen so schlechten Tisch führt, jene Horreur ist eine Speise, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meisten erstaunen muß man über die grauen, erfahrenen französischen Freiheitsmänner, die doch sonst so argwöhnisch auf alle Schritte der Macht, und so scharfsichtig sind, ihre Listen zu entdecken — daß sie sich hierin so zum Besten haben lassen, nicht einsehen, daß jene Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen ist, genährt, die Völker feindlich auseinander zu halten, um sie getrennt so leichter zu beherrschen, und daß sie vergessen, daß zu allen Zeiten die Herrschsucht die Leidenschaften der Freiheit benutzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die aristokratischen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig und nannten die jungen Menschen, die sich herausgenommen ihn auszupfeifen, Jacobins, régicides, Séides dune faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l' état. Daß übrigens beide Parteien in ihrer literarischen Kritik des Othello übereinstimmend behaupteten: freilich könne man Shakspeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der englische Dichter sei doch nicht ohne Gutes — das versteht sich von selbst: wenigstens das Erstere.

Zwei Tage später wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Lustspiele von Sheridan, welches in Deutschland unter dem Namen die Lästerschule bekannt ist. Man hatte die Preise der Plätze erhöht und glaubte damit etwas sehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menschenclasse. Ich war dieses Mal so vorsichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz und besah das Schlachtfeld aus der Vogel-Perspective. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwischenspiele. Er ließ sich sehen, und à la porte Martainville, à la porte le vil Martain, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da schickte man sich an, seine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob sich der Vorhang; aber sei es, daß die Engländer

muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, um ihm zu widerstehen — nicht die erste Scene konnte ausgespielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den französischen Schauspiel-Director, der so unfranzösisch gewesen, Engländer auf seiner Bühne erscheinen zu lassen. Der Gerufene kam. Nüsse, Talglichter, Handschuhe flogen ihm in's Gesicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Director sprach Einiges, das ich nicht verstand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortspielen oder nicht? Und ein donnerndes „non" erschallte, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es sich die besteingeübten Chöre in der Braut von Messina hätten zum Muster nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, schrie es von allen Seiten. Der Director versprach ein französisches Stück und trat ab. Der Zorn legte sich und ein Lustlärm begann. Das Parterre stimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jetzt traten die französischen Schauspieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeschrei empfangen, jedes Wort wurde beklatscht. Bravo, ce sont des Francais, ce ne sont pas des beafstecks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, schrie das Parterre und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende gespielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergestellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelassen, der geforderte Directeur erschien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergesehen haben, denn man hörte Waffengeräusch hinter dem Vorhange, man sah die Instrumente aus dem Orchester wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrscheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob sich das ganze Parterre, stürzte in's Orchester, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf sie dem Hute nach. Jetzt erhob sich der Vorhang, das Schauspiel begann, und mit solcher natürlichen Natur wurde noch nie gespielt.

ne Compagnie Gensdarmen stand in Schlachtordnung auf der
ühne, vor ihnen ihre Officiere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten stand diese Streitmacht unbeweglich stille und
rsuchte ihre Medusenkraft. Aber dieser Anblick machte die Wuth
r Zuschauer nur flüssiger. Die Stühle flogen den Gensdarmen
die Köpfe, und als die Stühle erschöpft waren, riß man die
inke los und schleuderte sie hinüber. Staubwolken und Angstge=
rei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt commandirten die
ficiere zum Angriffe. Die Gensdarmen mit gefälltem Bajonette
ngen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf sie
abgeworfen, viele stürzten und wurden verwundet. Allgemeine
ucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war
Letzte, der blieb, um das Schauspiel bis an's Ende zu sehen.
stürzten drei Riesen auf mich los und stießen mich mit ihren
ntenkolben hinaus. So unschuldig ich auch war, murrte ich den=
h nicht über diese Behandlung; ich nahm das reuig hin für
ine Gedankensünden und verehrte in meinem Herzen die
s erforschende Nemesis.

XXVI.

Die Industrie-Ausstellung im Louvre.

Die französischen Blätter, welche mit sympathetischer Dinte
eiben, nämlich im guten Geiste — was wir so nennen — mal=
wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das
d aus, wie in den Spielen der Völker sich immer der Ernst
s Lebens verrathe. So bei den Griechen in den Olympischen,
mischen und Nemäischen Spielen; so bei den Römern in ihren
diatorenkämpfen; so in den Ritterspielen des Mittelalters; so
en Spanischen Ketzergerichten; so im Venetianischen Carneval;
ndlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche seit zwan=
Jahren in Frankreich eingeführt und deren Schauspiele in dieser
en Zeit erneuert worden. Die Vergleichung ist wichtig und er=
eßlich; nur muß sie das Urtheil bald zur gehörigen Gleichung,

bald zur gehörigen Unterscheidung führen — welches aber jener Blättern nicht immer gelungen ist. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, sie waren Früchte ihres Ernstes. Bei diesem glücklichen Volke saß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunst noch Wissenschaft, noch sinnlicher Genuß alleinherrschend auf dem Throne des Lebens; sie strebten nach einer allgemeinen Ausbildung das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und sie erfreuten sich einer reinen Demokratie aller sinnlichen und geistigen Kräfte aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerschaften Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele schickten ihre Abgesandten und Vorfechter nach Olymp. Es war ein Erntefest, wie wir seitdem kein zweites sahen. Rom, von einer Wölfin gesäugt, war raubgierig bis zu seinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Rachsucht blieb, nur daß das listige Fischernetz an die Stelle des offendrohenden Gebisses kam. Im Kriege tauchte Rom sein Schwert, im Frieden seine Blicke in Menschenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterspielen war das Spiegelbild nicht eines schönen, doch eines würdigen Ernstes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer, die eines hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer schöner, als eine spätere; denn es ist besser, daß Viele vieles, als daß Alle nichts sind. In den Lustfeuerwerken der spanischen Inquisition leuchtete der gräßliche Widerschein eines gräßlichen Ernstes. Das spanische Volk, wahnsinnig fromm, begoß mit Menschenblut die himmlische Palme. Und man wolle nicht sagen, nicht das Volk habe das gethan, sondern die geistliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es selbst, und es hat sie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden steht Schwäche auf der ersten Sprosse, Feigheit auf der zweiten, und über diese weg muß die Macht schreiten, will sie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei sitzt. Der venetianische Carneval war, abgerechnet was christlicher Cultus überall in diese Lustbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eifersucht und der Untreue, der

Herrschbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrscher und Unterthanen vermummten sich, jene, um zu lauern, diese, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verschieden, sind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzosen auf dem Felde des Kunstfleißes anstellen. Dort war es immer ein sittlicher Zweck, ein guter oder ein schlechter, ein schöner oder ein häßlicher, der spielend erstrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entsagung, oder der Wahnsinn der Selbstverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrscherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird Nichts getrieben und verfolgt, als der Verstand des Eigennutzes. Zwar bemerken die liberalen tückisch und schadenfroh: im Flore des französischen Kunstfleißes zeige sich die Frucht der Macht, die sich seit der Revolution der Bürgerstand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich ist es so. Ist das aber ein erquicklicher Zustand? Ist das ein wohlthuendes Schauspiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geschenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verschmähete; jetzt ist die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das positive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerstrebung in der Regierung — wie es auch die ursprüngliche und einzige Bestimmung jeder Regierung ist, sich dem Mißbrauche der Freiheit zu widersetzen. Jetzt aber ist die Regierung das Positive und das Volk das Negative, der Wille ist in der Regierung und das Hinderniß im Volke, und wir Alle sind so gut erzogen, daß selbst die heftigsten Liberalen ihre Wünsche zu nichts Höherem hinaufschwindeln, als nur eine recht starke Opposition zu haben. Ist dieser Kriegszustand ein erfreulicher? Ist es erquicklich, zu sehen, daß ein Volk die Macht belagert und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und ist das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des französischen Bürgerstandes jenen Fortführern einflößt, dann sind sie sehr genügsam, oder sehr unverständig.

Will man genau ausmessen, wie weit die Wettkämpfe der Franzosen von denen der genannten alten Völker an sittlicher Be-

deutung abstehen, so vergleiche man die Preise, die hier und do
den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreises ist gleic
gültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern —
waren alle sinnbildlich. Aber wie verschieden ist die Wirkung, d
sie hier und die sie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagor
von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden u
Geburt, führte zwei seiner Söhne zu den Olympischen Spielen u
sie gewannen beide den Preis. Kaum hatten sie die Krone erlan
als sie sie auf das Haupt des alten Vaters setzten, diesen auf il
Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge heru
trugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Va
und Kinder, und Einige riefen: „Stirb, Diagoras; du hast Nic
mehr zu wünschen!“ Und auf dieses Gebot starb der Greis, nied
gedrückt von der Last seines Entzückens..... Ein Anderer h
im Wettrennen gesiegt; aber die Richter versagten ihm den d
dienten Kranz, weil er seinem Mitbewerber ein Bein untergest
welches gegen die strenge Ordnung war. Ueber diese getäus
Hoffnung verlor der Unglückliche den Verstand, stürzte in Wa
sinn in eine Kinderschule, warf die Säule um, die das Dach t
und sechzig arme Kinder wurden zerquetscht! — Mehr als hun
französische Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medai
erhalten; aber gewiß hatte Keiner unter ihnen einen Vater,
aus Entzücken, daß sein Sohn et Compagnie im Wollentüc
Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tau
andere Fabrikanten, die sich um den Preis bewarben, haben
nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen
Verstand verloren und in seinem bedauernswürdigen Wahn
unter dem Fabrikpreise verkauft. Das ist der Maßstab für S
und Jetzt.

Treffender ist eine andere Vergleichung, welche jene Bl
angestellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der älte
sondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft
Lesers in die Mitte eines Ritter-Turniers am französischen H
Der König auf seinem Throne; die herrlich schönen Frauen; all
lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die schimmernden Waffen,
Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeschirr, den g

enden Stahl, die stolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter ist ein bleiches Volk in Lumpen! Aber iese Waffen, diesen Sammt, dieses Gold, dieses Pferdegeschirr, diesen Stahl, diese Reiherbüsche, diese kostbare Seide, dieses Leder sogar – Syrien, Persien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien haben as alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankeich von Franzosen verfertigt. Am Hofe war Laster, List und eichthum; im Volke war Unwissenheit, Tölpelhaftigkeit und lrmuth.

Fast merkwürdiger, als das Schauspiel, dünkte mir der Schauplatz der Industrie-Ausstellung. Im Louvre fand sie Statt; in iesem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigsten Könige der Welt ewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn ekommen sein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttausende on Bürgern und Handwerkern gingen nun mit bestäubten Füßen n den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen so beihmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen rstaunen preisgegeben, und sie sahen von dort auf den Platz nab, von welchem fünf Menschengeschlechter nur immer ehrrchtsvoll hinaufgesehen! Das französische Volk hat sich die Ehre es Louvre genommen — das ist nicht Etwas, das ist Viel.

Das ganze erste Geschoß des ein Viereck bildenden Louvres, essen vier Seiten den Hof einschließen, war den Industrie-Erzeugissen eingeräumt. Sie füllten zwei und fünfzig größere und klieere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde sowohl zur equemlichkeit und Sicherheit der Zuschauer, als zur bequemen nd gefahrlosen Aufstellung der Waaren getroffen, war musterhaft. nter dem östlichen Thore des Palastes waren zwei gegen einander ber befindliche Thüren für den Eingang, unter dem westlichen hore, ebenso, zwei für den Ausgang bestimmt; so daß die Komenden und Gehenden nicht auf einander stoßen und sich hindern nnten. Obzwar die Säle des ganzen Geschosses alle in Verbinung stehen und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzuhren, so war doch, um den Strom der ungeheuern Menschenenge zu theilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte

der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabsteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufsteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Producte waren längs der Wände aufgestellt, und durch starke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zusammengestellt. Jeder Fabrikant hatte auch seine eigene Nummer, und diese Nummern und Classifications-Tafeln correspondirten mit dem gedruckten systematisch eingerichteten Katalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den ästhetischen Grundsätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlassen, und hier zeigte sich überall die Gefallsucht und der gute Geschmack, welche den Franzosen so eigen sind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligencapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau ganz theatralisch ausgeschmückt. Kein Product war so schön, daß sie es nicht durch eine schickliche Umgebung noch zu verschönern wußten; keines war so unbedeutend, daß sie nicht verstanden, ihm durch eine gewisse Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eisernen Feilen, die man zu großen strahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt, war Alles eingerichtet, die Sinne zu bestechen und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführerischste drapirt, und manche schöne unschuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Industrie-Ausstellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An diesen Tage nämlich konnte man nur vermittelst einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es Jedem leicht, sich eine solche Karte zu verschaffen, bis die Zahl erschöpft war; indessen befliß sich die vornehme Welt, sich nur an diesen Galatagen im Louvre zu zeigen. Diese Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum so getroffen, um den reconvalescirenden Parisern nach und nach wieder Geschmack für aristokratische Kategorien beizubringen.

Eigentlich ist die Industrie-Ausstellung bestimmt, Muster von neuen, von vervollkommneten, oder solchen Waaren zu ver-

ligen, die bei gleicher Güte sich durch wohlfeilen Preis auszeich-
ten. Eine Jury in jedem Departemente entscheidet, was würdig
ei, zur Ausstellung zu gelangen. Indessen soll sich diesesmal die
Jury nicht sehr anspruchsvoll bezeugt haben, so daß Manches zur
Preisbewerbung zugelassen wurde, was diese Ehre gar nicht ver-
iente. Auch hatte die oberste Verwaltungsbehörde den Präfecten
hr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements
u vermögen, daß sie ihre Erzeugnisse nicht blos in eben zureichen-
en Mustern, sondern in ganzen Stücken und in Menge aufstellten.
uf diese Weise hat die Industrie-Ausstellung, die bei weitem nicht
glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 gewesen, dennoch
nen doppelt großen Raum eingenommen, und sie ist zur wahren
este geworden. Die liberalen Blätter sagten, dieses sei geschehen,
n der Aufmerksamkeit der Pariser, die man von dem spanischen
riege abziehen wollte, ein breiteres Schauspiel zu geben, und auch
n zu verbergen, welch einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf
andel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben
er nicht, daran ist nichts gelegen. Ist im prosaischen Klima un-
es Welttheils Industrie die Wurzel der Freiheit, so ist es gleich-
ltig, ob die Hofgärtner für das Interesse des Tags, oder für
dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl das
bstbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte
rkt auch hier die List des Himmels, spottet der betrogenen Be-
iger, und sagt dem Vertrauten leise und lächelnd in's Ohr:
Vorsehung fischt wieder im Trüben!

Daß die französischen Fabrikanten, welche an der Industrie-
sstellung Theil genommen, an Gewinnsucht und Eitelkeit mit
ander gewetteifert haben werden, das läßt sich wohl denken. Auch
es so leicht zu erklären als zu entschuldigen. Ist ein einzelner
nsch eitel, mag man es verzeihen; hat er Verdienste, wer gibt
die Mühe, unsere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht
st thun? Hat er keine Verdienste, dann läßt uns das die Güte
Natur mit Dank erkennen. Dem Einen gibt sie bare Vorzüge,
Andern das Papiergeld der Einbildung, und so wird Jeder
rieden gestellt. Ist aber ein Volk eitel, so ist das abgeschmackt
gar nicht zu entschuldigen; denn jenes Surrogat's der guten

Eigenschaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold seiner eigenen Verdienste zu sein, weil Neid und Eifersucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu stellen. Darum sind die Franzosen mit ihrer Nationaleitelkeit so unerträglich; darum sind ihre liberalen Schriftsteller, die diesen National-Egoismus zu erhalten und zu verstärken suchen, so sehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Industrie-Ausstellung haben sie bei jeder Gelegenheit auf die Geschmacklosigkeit der Engländer einen hämischen, auf die niedere Bedeutung deutschen Kunstfleißes einen stolzen Blick geworfen. Man könnte sie fragen: ist dieses Silbergeschirr geschmackvoller weil es in London minder geschmackvoll verfertigt wird? ist dieses Zeug besser, weil ihn die deutschen Fabrikanten nicht so gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerstören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; sondern im geselligen Frieden, wobei sich die Völker gegenseitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauschen und ihre Mängel wechselseitig ergänzen — suchen die liberalen französischen Schriftsteller ihr Volk im Hochmuthe zu isoliren und da ihnen hierbei kein böser Wille zuzuschreiben ist, sondern nur Unverstand, so möchte man sie lieber schon Vormittag, als erst Nachmittag in ein Tollhaus sperren. Aber sie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einst in diesem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde sie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzosen benutzen, sie zu Eroberungen nach dem verhaßten England oder dem verachteten Deutschland zu führen, und das leichtsinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erst, nachdem es siegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden daß man unterdessen das Kartenhaus ihrer Constitution tückisch umgeblasen.

Ehe ich zu dem Einzelnen der Industrie-Ausstellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet, zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darstellung dieses wichtigen Schauspieles gar viele Kenntnisse fehlen. Zu einer solchen gebührlichen Beschreibung müßte man

as Fabrik- und Maschinenwesen verstehen; man müßte die ver-
rbeiteten Naturproducte kennen; mit dem innern Verbrauche und
er Ausfuhr der Waaren bekannt sein. Um der französischen In-
ustrie in ihrer jetzigen Beschaffenheit den gehörigen Rang anzu-
eisen, dürfte auch Einem die der übrigen Länder nicht fremd sein.
nd gar viele Einsichten würden noch erfordert, die mir mangeln.
ndessen beruhigt mich der Gedanke, daß eine solche gründliche
ational-ökonomische Darstellung zu einem Ernste führen würde,
elche den Lesern, für welche diese Blätter bestimmt sind, nicht will-
mmen wäre. Ich werde von solchen Dingen sprechen, die auch
dem Andern auffallen würden — weil sie glänzen, weil sie schön
nd, weil sie zu täglichem Gebrauche bestimmt, eine ungewöhnliche
orm haben, oder weil sie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche be-
immt sind; von Dingen endlich, die man gern selbst besitzen, oder
eben Freunden und Freundinnen schenken möchte, wenn man
eld genug hätte, sie zu kaufen. Wer aber die Industrie-Ausstel-
ung gesehen und nicht im Stande war, sich manches Gefällige an-
eignen, der durfte doch zwei kostbare Erfahrungen ganz unent-
eltlich mitnehmen: wie Vieles der Mensch nicht entbehren, und
ie Vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Concerte der Eitelkeit und der Gewinnsucht hat Ternaux
n Solo gespielt, und es gebührt ihm daher eine besondere Er-
ähnung. Da aber, was man nie vergessen darf, in Paris die
arktschreierei ganz geschwisterlich mit dem wahren Verdienste
bt, so soll zuvörderst von Ternaux's wahren Verdiensten gesprochen
erden. Er ist der erste Fabrikant in Frankreich und beschäftigt
ölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in
uviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival
nd Paris. Ihm am meisten verdankt Frankreich die Vervollkomm-
ung des Fabrikwesens seit dreißig Jahren, und er war der erste,
r die hydraulischen Maschinen der Engländer einführte. Er war
eimal in diesem Lande, um dessen Fabriken kennen zu lernen.
ernaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkstätte (atelier
épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er ver-

schwendet auf die Versuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten hat er Handelshäuser errichtet, die sich nur mit dem Vertriebe seiner Producte beschäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er seine Waaren auf Credit gäbe. Auf seinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen, und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Cachemirs gibt und welche Ternaux zuerst aus Persien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls werden sogar im Orient begehrt und die Schönheiten des Serails in Constantinopel, die indischen Bajaderen und die Frauen in Persien schmücken sich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verständiger Industrie eine Vorstellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane confiscirt worden sei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwischen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confisciren, die von dem Einführer zwölf Procent unter dem Preise angegeben würden. Ternaux habe aber bewiesen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis sei, und daß er noch dreißig Procent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus diesem Grunde eine Confiscation seiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Proceß gewonnen.... Früher gab Ternaux zehntausend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maschinen, beschäftigt er nur noch sechstausend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienst links zu sein. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu sein und nebenbei ungeheuer reich. Man ist dann im Besitze einer sehr romantisch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcelona und erquickt sich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in seine Cassenstube und tröstet sich mit seinen Millionen. Auch zeigen die Pariser Handelsleute bei jedem kosmopolitischen Unglücke eine Seelenstärke, die sie den weisesten Männern Griechenlands gleichstellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und druchdrungen von Ehrfurcht, als ich a

age, da man erfuhr, Cadix habe sich übergeben, einen liberalen ankier besuchte und ihn so ruhig und gefaßt gefunden, daß er it fester Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausstellung seiner Fabrikate, gleich den brigen Fabrikanten, seinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiisch merken, daß der angewiesene Raum wirklich eng war und es ochte hierbei von Seiten der Behörde eine jener kleinlichen eckereien Statt gefunden haben, die man sich im vorigen Jahre, i Gelegenheit der Gemälde-Ausstellung, gegen Horace Vernet laubt hat. Dieser nämlich, weil er mit der linken Hand malt, nnte auch für seine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. ier ist Alles Links oder Rechts und die Menschen werden, wie im jüngsten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten stellt. Es lohnte sich wohl der Mühe, sich hinter einen aristokra- chen und einen liberalen Kammerdiener zu stecken, um zu er- hren, ob ihre Herren, je nach ihrer politischen Gesinnung, auf r rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es ist cht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal grö- ren Raum bekommen hätte, dieser doch für seine vielen und nnigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war o der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber rnaux half ihm selbst ab, indem er in seiner eigenen Wohnung e Privat-Ausstellung veranstaltete und bei dieser Gelegenheit ch seine Waaren im Detail und zum Fabrikpreise verkaufte. e Ausstellung wurde von seinen Gegnern, ohne alle Rücksicht auf s Wörterbuch der französischen Akademie, eine Contre-Expo- tion genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. rnaux's Freunde erhoben dessen Ausstellung sehr und widmeten in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vor- fflichkeit, die Wohlfeilheit seiner Waaren. Unter andern bemerkten : Ternaux verkaufe seine feinsten Wollentücher zu 45 Fr. die e; die Schneider aber (es ist in Paris üblich, daß die Schneider den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ßen sich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die selbst Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede seiner un- ständigen Freunde gelesen, mochte er sehr erschrocken sein;

denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein tuchhändlerisches Herz nie groß genug ist. Er übernahm also selbst die Vertheidigung der Schneider; er sagte: die Herren Schneider wären die ehrlichsten Leute von der Welt, und wenn sie statt 45 Fr. 65 Fr. forderten, so habe das die und die Ursachen. Ternaux gebrauchte aber in seiner Schutzrede so zweideutige, so sophistische Wendungen, daß sie schwer zu fassen waren. Nur so viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen diese zu Felde, und zwar schaarenweise, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemirhändler und die übrigen Ellenritter, alle in besonderen Abtheilungen. Sie sagten: Ternaux habe seine Privat-Exposition aus Eigennutz veranstaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Messe — ein Verfahren, das zu bezeichnen sie sich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, seit Anbeginn der Welt zwischen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, untersage jenen, ihre Waaren im Ausschnitt zu verkaufen; und dieses Naturgesetz habe Ternaux schmählich verletzt. Ferner: wenn er seine besten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, so beweise das nur, daß er keine feinere zu höheren Preisen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Uebertheurung beschuldigt werden, wenn sie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie sagten weiter: Ternaux's Preise wären höher als die andere Fabrikanten, und es sei ja eine bekannte Sache, daß die französischen Handelsleute sich aus Ternaux's Fabriken gar nicht versorgten und daß deren größter Absatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieser Behauptung läge darin, daß Ternaux sich im Stand gesehen, in seiner Ausstellung für zwei Millionen Waaren zusammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Bestellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin scheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu sein. Ternaux erwiederte auf diese Beschuldigungen: nicht aus Gewinnsucht, sondern darum habe er seine Haus-Exposition veranstaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preisen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehre

preisvertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rücksicht; wie könne sie sich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Mustern beigefügten Preisen wirklich verkauften, wenn sie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldene Medaille sei es ihm zu thun gewesen. Die gegnerischen Handelsleute schlugen auch diese Entschuldigung zurück, und so wurden einige grause Federschlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux den entscheidenden Schlag. Sie sagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnsucht unsere Exposition veranstaltet — ist das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war sehr vernünftig gesprochen, und es ist hiergegen nichts zu bemerken, als daß sie so wie sie geendigt, hätten anfangen sollen; der gerade Weg ist überall der beste.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte oder ihres niedrigen Preises Aufmerksamkeit erregt, soll am gehörigen Orte Erwähnung geschehen.

2. Graphische Künste.

Wie der Mensch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Thieren zerstreuten Sinne und Kräfte in sich vereinige und so über alles Erschaffene herrsche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort sei, wo sich ein Mensch befindet — so wurde von den Menschen die Buchdruckerkunst, die späteste unter den Künsten, erfunden, damit sie alle vertheilten Bildungen der Andern versammle und für sich allein darstelle. Darum gebührt ihr, wie überall, so auch hier der erste Platz. Sie ist die Erblichkeit aller hinterlassenen Güter und die wahre Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. Sie ist die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Rathgeberin der Fürsten. Sie ist die Posaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenschaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künste je nach den schnellen oder langsamen Fortschritten, die sie seit ihrer Entstehung gemacht, so findet man, daß diejenigen am langsamsten fortgeschritten, die ein noth-

wendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthschaft und die Arzneikunst. Es erklärt sich dieses leicht. Jede Kunst, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfnisse abhilft, läßt Dem, der sie ausübt, nicht die Zeit, auf ihre Vervollkommnung zu denken, und sie gibt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß schweigt, so bald es für den Augenblick befriedigt ist. Diejenigen Künste nur, welche die Menschen zu ihrer Lust erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerstreut und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einschläfert; denn jede Lust ist unersättlich. Auch die Buchdruckerkunst hat seit ihrer Erfindung keine bedeutenden Fortschritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckclavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte sogleich abdruckt, so hat das erst den Wunsch in uns erregt, was die Buchdruckerkunst noch werden möchte. Bis jetzt war sie nur eine Staatskunst, das will sagen eine solche, die nur in einer geselligen Vereinigung der Menschen ausgeübt werden konnte, weil sie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine persönliche Kunst werden, eine, die jeder Mensch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erst, und wenn der Jugend wie das Schreiben, so auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre diese Kunst eine königliche zu nennen, weil sie aus jedem Bürger einen König machte, der seine Gedanken ausschickte, daß sie in seinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die französische Typographie ist anerkannt der deutschen weit vorgeschritten. Diese ihre Ueberlegenheit erklärt sich, so viel das Technische der Kunst betrifft, leicht dadurch, daß sie, wie kein Handwerk und keine Kunst in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptischen Deutschland geschieht, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach seinem Absterben wenigstens einbalsamirt wird, damit es noch seine tausend Jahre räumlich fortbestehe und den Lebenden den Platz wegnehme. Das schwächere Wachsthum der deutschen Buchdruckerkunst hat aber auch noch eine andere Ursach

ie als eine sittlich gesellige von größerer Bedeutung ist. Es hängt ämlich mit der deutschen Volksbildung zusammen. Die wissen- haftliche Bildung der deutschen Gelehrten ist unstreitig größer nd gründlicher, als die der französischen. Wahrscheinlich ist mir uch, daß in Deutschland die wissenschaftliche Bildung verbreiteter t als in Frankreich und daß sie tiefer zu den untern Volksclassen inabsteigt; doch kann wenigstens ich darüber nicht entscheiden, da h die französischen Provinzen nicht kenne. Eines aber ist das Ge- isseste: daß die gebildeten Classen in Frankreich, diejenigen ämlich, die in der Mitte zwischen Gelehrten und Volk stehen, die eamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker, gebildeter als Deutschland sind. Sie lesen mehr, sammeln sich mehr Bücher, nd dieses muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunst natürlich nen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker üssen suchen dem Geschmacke reicher Leute zu schmeicheln und sich ber bemühen, ihre Gewerbe und ihre Kunst zu vervollkommnen. s fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichnissen, sonst ürde ich vergleichen, wie sich die (Bände-) Zahl der jährlich in rankreich erscheinenden Bücher zu der in Deutschland erscheinenden rhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris rauskommt und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frank- ich erschienenen Werke verzeichnet stehen, ging den 15. November genwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu e noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs und bringt an in Berechnung, daß von allen in Paris erscheinenden, aus ehreren Bänden bestehenden Werken, wenigstens zwei Theile zu- eich herauskommen, die aber unter einer Nummer stehen; weiß an, daß im vorigen Jahre für drei und eine halbe Million ranken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man ezu, was in Paris selbst verbraucht worden und was in den rovinzen gedruckt wird — so hat man einen Maßstab, die fran- sische Literatur nach ihrem arithmetischen Umfange mit der deut- en zu vergleichen. Aber die Zahl der kostspieligen Werke, deren bsatz für die Bildung der reichen Volksclassen ein gutes Zeugniß legt, ist in Frankreich ungleich größer als in Deutschland. Gau's eisebeschreibung von Nubien, welche in der Cotta'schen Buchhand-

lung erscheint, ist, so viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das seit einigen Jahren in Deutschland herausgegeben worden. Solche Werke aber erscheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen gerade vor mir liegenden Prospectus des Buchhändlers Masson in Paris sind folgende fünf Werke angekündigt: 1) Eine „voyage pittoresque en Autriche". 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die bessere auf 900 Fr. 2) „Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg." 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beste 1905 Fr. 4) „Les monumens de la France." 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigstens aus 50 Bänden bestehen wird, kostet in der besten Auflage der Band 48 Fr., so daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu stehen kommen wird. Von diesem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen lassen, wovon der Band 600 Fr. kostet, das ganze Werk also 30,000 Fr. kosten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieser Summe drei Viertheile rein gewönne, so bliebe die Summe seiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß sich nicht denken ließe, er hätte diesen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei ist freilich auch zu bedenken, daß während die deutschen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren persönlichen Credit beschränkt sind, die französischen zu jeder kostspieligen Unternehmung Actionärs und Capitalien genug finden. Dieses ist aber weniger eine Ursache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Capitalist in Paris schon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Procent ganz sicher aus seinen Capitalien zieht, so muß der Gewinn in literarischen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer sein, wenn man seine Capitalien daran setzt.

Den Kunstwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß sich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt sich denken. Dieser ganzen Familie ist Kunst-Geni

erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 32 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuschendste nachgeahmt, zur Ausstellung gebracht. Firmin Didot ist zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftsteller. Er brauchte seine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszustrecken, nämlich bis zur Censur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literarische Welt wieder bevölkern zu können. Erst vor einigen Wochen hat er eine von ihm selbst gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Uebersetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erschien, sind die Worte zu lesen: „Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.“ Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindschaft unter einander und führen in öffentlichen Denkschriften einen sehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen sich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchstaben wechselseitig streitig. Ein schöner Wetteifer, der am meisten dazu beigetragen, die Menschen blind zu machen! Es ist mit solchem kleinen Drucke, in Deutschland wie in Frankreich, etwas sehr trostloses, und die Polizei, die sich doch sonst um Alles bekümmert, sollte eines ihrer hundert Augen auf diesen Gegenstand richten. Wenn in deutschen eleganten Blättern comme il faut die Correspondenz-Artikel klein gedruckt werden, so ist hierbei nichts anders zu bedauern, als daß sie nicht noch kleiner gedruckt sind, damit es gar nicht möglich sei, sie zu lesen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutschen Lesewelt, welcher zu Gefallen sich jene eleganten Zeitungen auf das fadeste parfümiren, muß man es gerade herausjagen, daß es ihrem Geschmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn sie den deutschen Komödianten eine so lange und breite Aufmerksamkeit schenkt. Ein armer Schelm von Schauspieler, der nicht begabt oder nicht beliebt ist, muß auf seinen Kunstreisen durch jene hundert Blätter Spießruthen laufen, und ganz zerfleischt kehrt er in seiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauspieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie sie hier den Peter, dort den Hans gespielt, und wie oft und wie stark sie beklatscht

worden. Solche Klatschberichte mögen immerfort klein gedru werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Conversation Lexicon, sollte man kleinen Druck nicht verstatten, und würden d Bücher viermal theurer; denn es ist, national-ökonomisch betrachte immer noch besser, ein Volk ist geistig als körperlich blind. Mc sollte typometrische Censoren anstellen, die Alles, was sie nicht ve stehen, nämlich nicht lesen können, ausstreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgestellt, bemerke mc auch Titelblatt und Vorrede des Boissere'schen Werkes über d Kölner Dom, das im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung e scheint und sich ganz herrlich ausnimmt. Es ist in deutscher Sprac und mit deutschen Buchstaben gedruckt, und mit einem ganz eigen Gefühle muß man sich bei diesem Anblicke gestehen, daß in Fran reich schöner deutsch gedruckt wird, als in Deutschland selbst. V den mancherlei typographischen Curiositäten, die zu sehen ware will ich nur eines Testaments Ludwigs XVI. gedenken, das, a einem sehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wan verzierung eingerichtet, mit „caractères funèbres“ gedruckt wa Worin die typographische Traurigkeit eigentlich liegt, läßt sich nic beschreiben; es ist aber wahr, der Druck hat einen wahren Leiche geruch. Unter den Schriftgießern zeichnete sich Mole der jünge aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Gri chischen, die man sich nicht schöner denken kann, hat er auch arabisc und persische Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung d Orientalisten Langles verfertigte. Die Buchstaben sind so bestimm reinlich und heiter, daß sie das Verwirrende, mit welchem d Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erscheint, ganz ve lieren und man sich sehr verwundert, daß man diese so deutlic Schrift dennoch nicht lesen könne. Didot hat die Modelle aller z Papierfabrikation nöthigen Maschinen ausgestellt, worunter au die Maschine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Län sich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier sch im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunt auch auf Seide abgedruckte, ist zu gedenken. Die von Didot m beweglichen Typen kenne ich nur aus Andrer Beschreibung; i habe sie übersehen. Sie werden sehr gelobt, und es soll ihnen, u

n Brauchbarkeit den gestochenen Charten gleichzukommen, nur noch was an der Illumination fehlen.

Hier schließt sich die Lithographie an, deren Werke sich in aris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueste da=n, was zur Ausstellung kam, ist großen Theils schon im Stutt=rter Kunstblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographische bdrücke in Oelfarben werden wohl in Deutschland auch schon kannt sein. Honoré in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die thographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde m darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche technische aterialien zur Lithographie waren in großer Menge zu sehen: essen, Muster von lithographischen Steinen aus allen Gegenden ankreichs. Sennefelder zeigte seine bekannte tragbare Presse und n Steinpapier. Dieses Erfinders der Lithographie wurde in den nzösischen Berichten über die Industrie=Ausstellung kaum gedacht. erhielt nur ein Winkellob, das in einem Postscriptum nachhinkt, d auch dieses nur, um, wie jene Berichterstatter selbst sagen, „ihre parteilichkeit zu zeigen". Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die zum Verdienste anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, s ihr freigestanden.

Ein kalligraphisches Werk fand großen Beifall, nämlich e, auf einem Imperial=Foliobogen geschriebene französische Charte. e Schrift gleicht dem schönsten Drucke, ist aber auch nicht schöner, daß sie vom Drucke schwer zu unterscheiden ist. Der Verfertiger 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet und bemerkt: der ganze Hof habe diese Charte (nämlich die kalli=phische) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur au gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, ist Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren ucht, in Paris nicht besser und nicht wohlfeiler als in Deutsch=d. Das zum Drucke bestimmte Papier aber (Druckpapier darf nicht genannt werden, weil solches, das man in Deutschland so nt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigsten Preisen hen wird) ist anerkannt in Deutschland geringer und theurer in Frankreich. Man möchte wohl wissen, woher das kömmt.

An dem rohen Materiale zum Papiere fehlt es in Deutschland g
wiß nicht;*) welche andere Verhältnisse sind es also, die dort a
diesen wichtigen Zweig der Industrie nachtheilig einwirken? D
deutschen Fabriken sind nicht einmal im Stande, den nöthig
Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schw
viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutsch
Buchhändler klagen, daß sie beim Drucke ihrer Werke oft du
Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl d
starke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld sein? Dieses
wohl möglich, ja es ist wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß e
verwickelter Criminalproceß, der in Frankreich innerhalb drei M
nate geendigt wird, in Deutschland erst nach drei Jahren z
Entscheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, Schreiben u
Leben synonyme Wörter sind .... Unter den übrigen ausgestell
Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegella
von allen möglichen Farben, weißes sogar. Diese Producte müs
wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da der
Fabrikant bei der vorletzten Ausstellung die Ehren-Medaille beko
men hat. Dann sah man durchsichtiges Siegellack, das zur V
siegelung von Flüssigkeiten, die man gegen Verfälschung sich
will, empfohlen wurde, durchsichtige Oblaten, und Oblaten „à
mées". Nämlich auf länglichtrunden Oblaten aller Farben si
weiße erhabene Figuren cameenartig angebracht. Diese werd
nicht unter, sondern auf dem Papier geklebt. Eine schöne Erfindun
Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Cameen, die zu A
güssen benutzt werden können, wird sich für gemüthliche Br
immer eine entsprechende Figur finden, das Herz des Empfäng
auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man e
Schachtel solcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabe
der Liebe und überhaupt für alle schönen Verhältnisse des Leb
ausreichen.

---

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich so sei und es
Deutschland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber
mich sehr wunderte.

Endlich ist hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten obe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, auerhaftigkeit, Geschmack und gelegentlich auch Pracht des Einandes, findet sich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetste Buchinder in Paris, hat in dieser letzten, wie in der vorigen Exposition ne Medaille erhalten. Die Preise des Einbandes steigen von) Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die jwache Neigung für Bücher, die man in Deutschland unter manen Menschenclassen findet, zu verstärken, wenn die Buchbinderei, e sich dort in einem sehr schlechten Zustande befindet, verbessert ürde. Es wäre aber sehr leicht, eine solche Vollkommenheit herbeiführen, indem man die deutschen Buchbindergesellen veranlasse, r Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutscher uchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Theile des nversations-Lexicons, dessen frühere Theile er gebunden aus eutschland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden ssen, aber nur mit der größten Mühe einen deutschen Winkelchbinder ausfindig gemacht habe, der es verstanden, jene lechten Muster treu nachzuahmen.

3. Mechanische Künste.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter dwirthschaftlicher Werkzeuge bringen Demjenigen, der in solchen ngen keine nähere Kenntniß hat, wenigstens den Gedanken bei, ß die nothwendigsten Ackerbau-Geräthschaften wohl keiner Verkommnung fähig sein mögen, da der Pflug aus den Zeiten siods und Virgils dem heutigen fast ganz gleich kam. Eine Handhle, mit welcher eine Person in jeder Stunde zwanzig Litres treide mahlen kann, schien mir das Werk verbesserter Einrichtung sein. Sie kostet 200 Franken; und eine für zwei Personen, die dlich 40 Litres mahlt, kostet 300 Franken. Feuerspritzen, sonstige chgeräthschaften, wie auch sehr zweckmäßige Rettungsmaschinen, ren in Menge zu sehen; doch habe ich unter letzteren keine bekt, die nicht in Deutschland auch schon bekannt, wenigstens vom uptmann Neander in Berlin in Vorschlag gebracht worden wä. Nur war hier deren Gebrauch anschaulicher gemacht, da sie

mit dem Modell eines Hauses in Verbindung gesetzt waren . . Wer Schneiders griechisches Lexicon besitzt, kann sich erklären, w „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Ken niß der griechischen Sprache sehr viele ausgestellte Sachen gar n verstehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Find kinder machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeck mit Windladen versehenen Wagen waren zwei Reihen Hängemat von Packleinwand, denen in Seeschiffen gleich, angebracht, und Aufnahme der armen Würmchen bestimmt. Es ist nämlich zu wis daß in Paris, wo Alles im Großen und fabrikmäßig getrie wird, eigene Postwagen für Ammen und Findelkinder eingeri sind, die täglich zur bestimmten Stunde abfahren, und welchen m auf den Landstraßen oft begegnet .... Das Modell einer Norm Küche war appetitlich anzusehen. Nicht weniger als fünfzig Spe können darin gleichzeitig gekocht werden .... Ein anderes Mo zu einem Amphitheater für chirurgische Operationen war nach e vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauspi auf solchen Bühnen nicht völlig zufrieden stellen: aber für die quemlichkeit der Zuschauer ist auf das Beste gesorgt. — Das erfundene „Instrument destiné à remplacer les sangsues“ kenn nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es seine Bestimmung erf ist es von national-ökonomischer Wichtigkeit und kann, allge eingeführt, große Ersparnisse in den Staats- und Privat-H haltungen bewirken.

Der rühmlichst bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeste chischer Hof-Mechaniker, der seit mehreren Jahren in Paris und durch seine Metronomen mit deutscher Beharrlichkeit d sorgt, daß die Franzosen im gehörigen Tacte bleiben, hat nicht diese seine bekannten Tactmesser, sondern auch weibliche Pu zur Schau gestellt, die jede unter einer Glasglocke, still und scheiden auf kleinen Stühlchen sitzen und in verschiedenen Lan trachten gar herrlich geputzt sind. Aber nicht blos in ihren sch Gesichtern und Kleidern besteht ihr Werth, sondern darin, da sprechen können. Sie können Ja und Nein ganz hörbar s Die Franzosen machten sich über diese Wortkargheit lustig wollen daraus auf eine gewisse Geistesarmuth schließen; abe

chtsinnigen Spötter vergessen, daß selbst den geistreichsten Staats-
innern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es selten
lingt, Ja oder Nein deutlich auszusprechen. — Bedeutender als
ie weiblichen Puppen ist ein männliches Puppenspiel, das einer
r ersten Pariser Mechaniker verfertigt hat; nämlich ein vollstän-
ges Regiment französischer Lanzenreiter, die mit Pferden und
affen alle Bewegungen der menschlichen Lanziers machen und
ren Trompeter ganz gehörig dazu blasen. Der kleine Herzog von
rdeaux hat dieses Spiel am vorigen Weihnachtsfeste von seinem
niglichen Großonkel zum Geschenke erhalten, und der Hof war so
fällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exposition zu
icken. Unglücklicher Weise aber habe ich das Kunstwerk nicht in
ätigkeit gesehen, denn es war immerfort von einer solchen Men-
enmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe
das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maschinen
enschen macht, so tröste ich mich damit, daß ich schon ein größeres
under gesehen.

Von den vielen ausgestellten Uhren will ich nur zwei er-
ihnen. Das Werk der einen war in einem von vergoldeter Bronze
ön sculptirten Blumenkorbe ganz versteckt, und die jezeitige Stun-
nzahl zeigte sich im Kelch einer halbgeöffneten Rose. Deutsche
nbons-Devisen versichern: „Zeit bringt Rosen;“ hier aber sind
Rosen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk ist sehr
nstreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, so daß der Zeiger
selbst treibt. Dieser Uhr-Zeiger, oder diese Zeiger-Uhr, kann,
ne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man
n Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen
rden. Schon im vorigen Winter sah man diesen Uhrzeiger an
ier Spiegelfläche der französischen Oper, auf welcher man den
tundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt sowohl Stun-
n als Minuten und ist von überraschender Wirkung. — Wer in
nem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten
ll, der konnte sich in der Exposition Planetarien nach Belieben
swählen. Man sah sehr große von Holz, und auch kleine, zierlich
n Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-
locke bergen konnte. Mehrere astronomische Uhren versprachen viel;

wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob sie Wort halten! S wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunde Minuten, Secunden, den Wechsel der Jahreszeiten, den Lauf d Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und e Zeiger übernahm sogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jah den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgestellten Schlosserarbeiten zeigen, daß dies Zweig der Industrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebrac worden. Man sieht die schönsten und zweckmäßigsten Werke, u das Eisen ist so vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl ve wechseln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsschlössern h der Argwohn allen seinen Witz verschwendet. Schön und kostb verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einschließe um sie reinlich zu haben. Eiserne Fingerringe gegen Migräne u zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutschen unt dem Namen Gichtringe längst bekannt, wurden hier als ei neue Erfindung angepriesen. Bratspieße, die sich „nach kosmisch Gesetzen" bewegen, sind so nährend als belehrend. In einem v kostbarem Holze verfertigten Kasten sah man eine vollständi Sammlung aller für Schlosser nöthigen Handwerkszeuge, auf d Zierlichste gearbeitet. Auf einer messingenen Platte las man d Worte eingegraben: „offert au roi pour le duc de Bordeaux." We fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schlosse arbeiten eine so leidenschaftliche Liebhaberei hatte? Daher ist wahrscheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechanischen Werke ausfüllte sah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundrisse Bauwerken, die theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, thei darum einen komischen Eindruck machten, weil die unglücklich Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführe Der Eine wollte schon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; trat die Revolution dazwischen. Ein Anderer wollte während d Revolution einen Tempel bauen; da kam die Usurpation und ve hinderte. Ein Dritter wollte während der Usurpation ein Theat aufführen; da sprach die Restauration: Halt! — und so wurde de armen Schelmen, so oft sie in den Tempel des Ruhms eintrete

wollten, die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Unter anderen war das Modell einer Säule zu sehen, die ein Baukünstler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorschlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendome-Platze gleich; nur hatte der Künstler die Neuerung angebracht, daß sie von eben so vielen Fenstern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden sollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauersteine übrig geblieben wäre. Diese Glassäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet sehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelassene arc de Triomphe de l'étoile steht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen sollte. Napoleon hatte diesen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee bestimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu lassen. Kaum hatte jener Baukünstler sein Modell aufgestellt, als im Moniteur eine königliche Verordnung erschien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es ist nämlich nach Beendigung des spanischen Krieges beschlossen worden, das siegreiche französische Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Ober-Officiere betrifft, die wußten, was sie haben, classisch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und andern soliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantisch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher also hat das neckische Schicksal wiederum geprellt.

Kleidungsstoffe, Kleidungsstücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magistratspersonen und die Bürger der niedrigsten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unsern Nachtmützen glich; doch schläferig waren sie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünscht, bei seinen Besuchen im Louvre ein solcher spartanischer Mensch zu sein, um sich um so stärker verwundern zu können und alle die Herrlichkeiten mit größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige

Leonidas und Agesilaus dort vor hundert Dingen überrascht stehen geblieben, an welchen jetzt selbst der ärmste Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich schreckt ein französischer Schriftsteller, der neulich die Gegner des Luxus „les Jansénistes de la Fabrication“ gescholten. Einen guten Flötenspieler hat man vor einigen Tagen „le Raçine de la Flûte“ genannt, und aus diesen zwei Beispielen kann man sehen, daß wir Deutsche auf unsere gefrorene Musik gar nicht stolz zu sein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geschienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundstoffe einzutheilen; es herrscht aber an sehr vielen eine so verwegene Mischung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren, die Mesallianzen zwischen Kette und Einschlag sind so häufig, daß eine Absonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es ist bequemer, jene Zeuge am menschlichen Körper selbst zu betrachten — an diesem Sammelplatze ihrer Bestimmung, an diesem Abgrunde aller erschaffenen Dinge, an diesem reißenden Thiere, das, schlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logische und anatomische Eintheilung des Fabrikwesens in Kopf, Leib und Fuß wird Niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, sollen diese in einem besonderen Capitel abgehandelt werden. Es geschieht so, um das religiöse Gefühl der Weiber zu schonen, welche die französischen Shawls nicht zu den irdischen Dingen zählen, sondern zu den himmlischen.

Kleidungsstoffe. — Die Franzosen haben es noch nicht dahin gebracht, die französische Wolle besser als die sächsische zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend ist nur, daß sie, ohne alle Rücksicht auf den Rheinbund und auf den deutschen Bund, die sächsische Wolle immer noch „laine électorale“ nennen und daß sie sagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur,“ als wären alle sächsischen Schafe Eigenthum des Landesfürsten . . . Feine deutsche Herren, welchen das Tuch in Deutschland nicht theuer genug ist, können sich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und schwarzen Casemir zu 34 Fr. die (französische) Elle kaufen . . . „Etoffes écossaises à

arreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; lles sont d'ailleurs légères et solides.“ Diesen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'schen Romane werden ihn zu schätzen wissen ... „Drap nousseline,“ ist wegen seiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich... Spitzen-Garn aus phormium tenax, iner in Neu-Seeland einheimischen Leimpflanze bereitet, ist ein eues Fabrikat... Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf er Kehrseite rosenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht urchscheinen und sich nicht wechselseitig nüanciren, muß diese Zweieutigkeit nur gemacht worden sein, um den Launen des Windes u schmeicheln... Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, sind theurer als Pelz, also auch chöner... Köchlin aus Mühlhausen, der erste Kattunfabrikant in rankreich, hat — nichts zur Ausstellung gebracht. Der Chef es Hauses sitzt seit sechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er n Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigste, schönste und wohlilste Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur diese Gabe ersagt, oder wer sie verlebt oder verscherzt, der muß zu Perücken seine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren sie in Menge nd Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht achdenken, mußten sich gewundert haben, dort eine so große Zahl riseurs zu sehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalkonomischen Wichtigkeit ist und die mit ihrer breiten, marktschreierischen und prunkenden Ausstellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publicisten aber wußten uns as zu erklären. Die Pariser Haarkünstler nämlich sind nicht in der roßen Welt, aber in der hohen sehr beliebt wegen ihrer musterhaften Gesinnung. Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die französische Revolution zu bemerken vergessen, daß ei der Bestürmung der Bastille sich nicht ein einziger Friseur befunden. Damals kamen mit den Brutus-Herzen auch die Brutusköpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen sein konnten, nd sie sind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariser Friseurs sind noch aus einem andern Grunde

beliebt. Sie kommen in alle Häuser und Familien, und zwar in den ächt kritischen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei diesen und jenen Zunge und Herz im Negligé findet; sie erfahren also viel; sie wissen also viel zu erzählen; sie sind also angenehme Gesellschafter; sie wissen sich also bei allen bedeutenden Männern einzuschmeicheln, welchen, ihrer anstrengenden Berufsgeschäfte wegen, jede Zerstreuung eine Wohlthat ist; sie wurden also von der Polizei, die in Frankreich wie überall die Regierung regiert, begünstigt; sie konnten sich also im Louvre nach Wunsch ansiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter sah man: Perruques pylogènes, für Professoren der Philologie bestimmt; perruques imperméables, für solche beschäftigte Männer, die von lästigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünstlers Allix müssen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieser würdige Mann schmückt die Köpfe nicht blos von außen, sondern auch von innen; er ist Philosoph, Arzt und Naturforscher. Es gibt nichts Belehrenderes, als den Prospectus, den er austheilt. Nachdem er die Geschichte der Perrücken mit philosophischem Geiste abgehandelt, sagt er: „Es gibt sehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als sie solche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungestüme der rauhesten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weise verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängstigung. Ich habe hundert Versuche gemacht, wie diese Reizbarkeit zu schonen sei, ich habe nach dem Beispiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegossen und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu studiren. Ich muß gestehen, daß die Vorstellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menschheit und überwand meinen Abscheu. Die Schläfe ist derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt untersucht habe; ihre äußerst große Empfindlichkeit machte mich stutzen.“ Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf diese Stellen die Congestionen nach dem Kopfe verursachte; er habe durch ein neues Verfahren diesem Mißstande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt

der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier studirt.“ Diese folgt im Prospectus in 6 Capiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, sich französischen Spitzbuben anzuschließen; ich kann mir nicht denken, daß diese viel zu leiden haben werden. Sie sind so lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos selbst wird lachen müssen.

Von andern Kopfbedeckungen sind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkischen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angepriesen; aber in Wien sind sie wie noch viele andere türkische Artikel schon längst Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fischbein, das Schönste, was sich in dieser Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze sind bekannt. Von diesen Blumen werden in Paris von zweitausend Menschen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern schien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leibbedeckungen. — Roben von „tissu circulaire“ waren eine auffallende Erscheinung. Sie haben keine Naht und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenschneidern! Nur noch zwei Schritte auf diesem Wege, und ihre ganze Kunst ist entbehrlich geworden. . . Die Corsetts der Madame Meier gewannen sich tausend freundliche Blicke. Sie hätten so viel „Grace“, diese Corsetts, sagten sie; und dann lächelten sie und schwiegen. . . Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Naht von „tricot circulaire“. Sie kosten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch sprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Webestuhl webt in jeder Minute 10,920 Maschen an diesem Zeuge. . . Spitzen und Blonden sah man, daß Einem die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaschen, erschienen so jung und frisch wie Hebe, wenn sie aus dem Bade steigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur in einem Glashause war ganz in Spitzen gekleidet. Sie saß auf einem Stuhle, rührte sich nicht und sprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzig-

tausend Franken werth, und sie wurde beneidet. . . Stammler von Straßburg verfertigt Herrenwesten von Metallgespinnst, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maschen sind sehr eng, und Amor muß sich spitzere Pfeile schmieden lassen, will er ein so umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. — Die unglücklichen Pariser Frauen sind verdammt, an den Festtagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erscheinen, die nichts anderes sind, als eine künstliche Epidermis. In unserm Vaterlande sind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen schwarzseidene durchbrochene Strümpfe, daß man sich schämt, solch einem seidnen Geschlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariser bilden sich ein, sie wohnten unter einem südlichen Himmel und sie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmsten Häuser, sind mit Stein gepflastert, in den Schlafzimmern selbst vieler reichen Leute findet man keine Federdecken und zarte junge Herren, die im Geheimen frieren, schlafen, wie Krieger im Feldlager unter ihren Mänteln. Deutsche Reisende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüsse gefroren, man gibt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten sie den Vesuv im Leibe. Die erwähnten Bettsocken, die ihre Wärme sympathetisch weiter verbreiten, sind daher eine sehr wohlthätige Erfindung. . . Strümpfe von Cachemir-Gewebe habe ich zu sehen und zu betasten versäumt. . . . Bas jarretières, so genannt, „parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus par la seule force de l'élasticité de la maille," sind gesunde Strümpfe. Gut ist es aber doch, daß man diese Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in seiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entstanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchlerische Kunst, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, ist in Paris zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiischen deutschen Manne glauben: die deutschen Schuhe, auch die besten, können sich selbst mit den gewöhnlichen

Pariſern nicht vergleichen. Die Letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinſel eines Malers könnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Souschaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingenen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren.... Bei naſſem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären Sie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab in die Ebene ſpazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht. Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. „In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.“ .... Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que mois dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht euch ruf' ich an, ihr Musen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erst in der Bedrängniß an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verschlossen; immer ging ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jetzt, da ich sie preisen möchte, mein Herz leerer als eine Cisterne in heißen Tagen und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen und du auch hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht blos für deine eigene Lust, sondern auch für Anderer Noth, so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brod gibt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang spinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das asiatische Gespinnst, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Gespinnst 109,250 Ellen. Isot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Procent wohlfeiler als die asiatischen, und sie erbieten sich, wenn man ihnen die Hälfte eines indischen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterschied merken solle. Ajac von Lyon verfertigt seit 1815 Shawls von Flockseide, den Cachemirs mit großer Täuschung nachgeahmt. Dieser Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig so ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockseide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beschäftigt und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation

er flockseidnen Shawls ist in acht Jahren so schnell in Flor ge-
ommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beschäftigt,
ie auf 1800 Stühlen jährlich für 5,400,000 Fr. Waaren liefern.
– Vielleicht frägst du mich, cachemir- und wißbegierige Leserin,
arum wir Deutsche nicht auch so schöne Sachen verfertigen können,
ie die Franzosen? Ich will dir erklären, woher das kommt.
Dumme Leute haben das Glück, und die Franzosen sind dumm.
Denk dir nur liebes Kind, dieses Volk ist noch so ungebildet, daß
s nicht einmal Zünfte und eine Censur hat; so roh, daß unter ihnen
eute ohne alle Herkunft Minister werden können; so dumm, daß sie
ie wichtigsten Processe öffentlich verhandeln, eine Jury haben und
ogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten!
Dieses Volk ist so einfältig und in den ernsthaftesten Dingen so leicht-
nnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger, als
ier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrtesten Juristen anderer
Völker darin übereinstimmen, daß man nur zur gründlichen Unter-
uchung einer erstochenen Fledermaus wenigstens vier Jahre brauche.
ber die dummen Franzosen haben das Glück, und werden reich,
ährend andere verständige und tugendhafte Völker es zu nichts
ringen. Ja, was noch am wunderlichsten ist: die Franzosen haben
re Cachemirs und tausend andere schöne Sachen nur an ihren
eierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis
dunkel ward, mußten diese geplagten Leute die Welt erobern!
ber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein
ann bist und an nichts anderes zu denken brauchst, als wie du
den Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zusammen-
legen hast.

Ternaux's scharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (so genannt,
eil Talma aus Sylla in der Tragödie gleiches Namens zum
stenmale einen solchen trug) — sind sehr schön und viel besser als
r Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemir aus-
hängt, der 5000 Fr. kostet. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen,
eil er sechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andäch-
gen Zuschauerinnen umstellt war. Einen andern Cachemir des
mlichen Fabrikanten habe ich gesehen, der aber nur 1500 Fr.
stet. Er ist weiß, hat eine einfache Bordüre und ist so wenig

glänzend, daß ihn gewiß Keiner kaufen würde, wenn er wohlfeile wäre; solchen Dingen gibt der Preis den Werth. Ein schönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemi in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! ach wie leicht!" – „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er ist nicht leicht, er ist seh schwer. Versuch' es, stell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nim eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale diesen Cachemi in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutte liebe und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Me schenlebens hemmen oder in Bewegung setzen — und du wirst sehe wie schwer der Shawl ist!" Das liebe Kind verstand mich nich Möchtest du das nie verstehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die schönsten Tischlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, Werne geliefert, ein Deutscher. Wie die Katzen sind die französischen Berich um diesen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten sie nich daß ein Ausländer die Franzosen übertroffen; aber eingestande haben sie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werne wäre seit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieser allgemeine Kunstschule Europa's, die Jeder besuchen müsse, der sein Tale ausbilden wolle. So schwer fällt es diesen Menschen, einem au ländischen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und leicht machen es die verrückten Liberalen Denen, welchen dar gelegen ist, die profane Allianz zwischen Volk und Volk, vor d man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle seine Möb von französischem Holze, von Esche, Pappel, Ulme, Erle, Ahor und Citronenholze aus der Provence. Dieses macht sie aber darn theurer als die von ausländischem Holze verfertigten, weil bei d letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des kostbare zu belegen, das französische Holz aber sich zu solcher Plattirung nic eignet und man daher genöthigt ist, die Möbel ganz von diese Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vo theilhaft bekannt sein, denn er arbeitet für den russischen und de bairischen Hof.

Ein Pariser Tischler ließ sich beifallen, einen Lehnstuhl im Geschmacke des Mittelalters zu verfertigen. Dessen Grundbau ist von Acajou, Eben- und Citronenholz zusammengesetzt und an der Lehne sind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verschiedenen launischen Bildungen eingelegt. Der Sitz ist mit silbergesticktem Sammt überzogen. Dieser Sessel ist freilich sehr geschmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn sie den verdienten Tadel ausgesprochen. Doch die Pariser Liberalen sind über diesen Feudalstuhl vor Wuth außer sich gekommen. Wie einst Nicolai überall Jesuiten roch, so riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie sahen mit prophetischem Geiste in jenem Sessel einen absoluten König sitzen. Das mit Lilien umkränzte gestickte H. bestärkte sie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tischler hart zu Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was soll dieser Stuhl? Für wen ist dieser Stuhl? Ist er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Mensch! Heraus mit der Sprache!“ ... Lacht Freunde; aber lacht mich nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die *eisen* Narren. Im verflossenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdisches Getöse. Und alle Pulse der Reinblütigen schlugen heftiger! Und die ganze Doppel der hohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich die geheime Werkstätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehrlicher Pastetenbäcker, der in seinem Keller nächtlicher Weile *Talmouses* gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren *Brioches*. Sie sind aber beide sehr schmackhaft.

Schön war ein runder Eßtisch mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmsten Stücke spielt. Es wäre sehr zu wünschen, daß man solche Tische in allen deutschen Gasthöfen einführte, damit man die dort grassirenden Tafel-Musikanten los würde, die unbarmherzig, erst nach sieben jämmerlichen musikalischen Gerichten, beim Dessert den armen Gästen den Gnadenschuß geben. .. An einem andern Tische hing ein Zettel mit den Worten: „Table en bronze, goût du siècle de Louis XIV., exécuté

pour Mr. le duc de —“ Der Gedankenstrich sollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuschreiben wagte, mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tisch so bestellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzosen aber stellten sich dumm und als glaubten sie, dieser altmodische Tisch sei bestellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, sich über den schlechten Geschmack eines fremden Fürsten lustig zu machen... Secretäre, Bettstellen und andere Möbel von lackirtem Bleche waren häßlich; aber mit großem Lobe ist einer Badewanne zu gedenken. Man könnte sie eine amphibische nennen, denn sie befriedigt alle Bedürfnisse, die im Wasser und auf dem festen Lande entstehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Wassers ist an der Wanne angebracht und wird von dem Badenden selbst in Thätigkeit gesetzt. Das Wasser bleibt sieben bis acht Stunden warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem sie steht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, gibt ihm die Bequemlichkeit, sich selbst sein Frühstück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chocolade, Cottelets, oder wozu er sonst Lust hat. Er hat sogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, lesen kann; kurz man kann in dieser Wanne leben und sterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieses Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tausendkünstler dieses Badewerks war unglücklicher Weise abwesend, als ich es in Augenschein nahm, und ich fand Keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrscheinlich aber wird das Wasser durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt... Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung bemerkt man daran labyrinthische bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulett-Teppiche. Das Spiel sieht sehr zeitvertreibend aus und kann Menschen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tischler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr und sonstige Marmorarten täuschend nachahmt. Diese Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung wider-

steht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht sich so stark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. . . . Ein Anderer macht Stein-Pappe (carton pierre), die zu allen Arten architectonischer Verzierungen, Candelabren und zu Abgüssen von plastischen Kunstwerken gebraucht werden kann. Sie ist wohlfeiler als Holz und ausdauernder als Gyps. Diese Erfindung ist nicht neu, sondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die schon unter Heinrich II., also vor 180 Jahren, verfertigt worden und die mit Steinpappe, welche nicht die geringste Beschädigung erlitten, verziert waren.

Unter den Möbelstoffen bemerkte man durchsichtigen Taffet (taffetas diaphane), zu Fenstervorhängen bestimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy wird ein durchsichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenster gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von schöner Wirkung sind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochsenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Naht und in haltbaren Farben, kosten, ohne Unterschied der mehr oder minder schönen Zeichnung, 5 Sous der Quadrat-Schuh. Diese Decken sind in England sehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in diesem Lande verfertigt. Jetzt führt sie Frankreich sogar nach Nord-Amerika aus. . . . Die Herzogin von Berry hat einen von ihr selbst gestickten Fußteppich zur Ausstellung hergegeben. . . Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den schönsten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber, in den Gebäuden jener Fabrik einen noch schönern gesehen zu haben, der für die Kaiserin Maria Louise bestimmt war. Der früher hier anwesende persische Gesandte hat gesagt, daß in seinem Lande selbst nichts so Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht sind, wird er nicht gebraucht und er liegt in einer Kammer zusammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder ist — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabren.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönere Hälfte war:
So ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben sich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man schon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartien eingeladen, und superfeine Leute gehen erst um Mitternacht, nach Beendigung der Oper in Gesellschaft. Schreitet diese schöne Sitte noch etwas vor, so muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Gesellschaften geht und sich Abends um sieben schlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariser schon zu dieser ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie essen um elf Uhr Morgens zu Mittage, und spätestens um sieben Uhr Abends nehmen sie das Nachtessen. Freilich nennen sie ihr Mittagessen Frühstück, und ihr Abendessen Mittagessen aber Worte ändern die Sache nicht. Selbst in den Speisen fängt sich die ungekünstelte Natur zu zeigen an. Bei den feinsten Pastetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz so derb ist wie Pumpernikel. Als ich das erste Mal, überrascht von dieser Erscheinung, den Küchenkünstler fragte, was das wäre? antwortete er, dieses Brod sei sehr rafraîchissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariserinnen von höherm Stande haben im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag; denn sie kleiden sich erst aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten sich ankleidet, und bis sie nach dem Erwachen sich die Augen gerieben und gefrühstückt haben, ist die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Classen ahmen das vornehme Nachtleben wenigstens symbolisch nach. Den ganzen Tag sitzen sie in ihren Läden in Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erst wenn es dunkel geworden ist, putzen sie sich und lassen sich frisiren. In den Kaffeehäusern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen sind sie den Tag über, an ihren Büreaux sitzend, ganz hausmütterlich

mit Nähen beschäftigt und reden kein Wort mit den Gästen. So=
bald aber die Lichter angezündet werden, schmücken sie sich auf's
herrlichste und fangen an geistreich und liebenswürdig zu werden.
Man kann sich also denken, welch eine wichtige Sache in Paris die
Nachtbeleuchtung ist. Die durch Gas breitet sich täglich mehr aus.
Wenn es die Menschen dahin gebracht haben werden, die atmo=
phärische Luft von ihren Stickstoff=Theilen zu reinigen, dann wer=
den sie das Verderben vollendet haben, das sie durch die Gasbe=
leuchtung angefangen. Das Gaslicht ist zu rein für das mensch=
liche Auge und unsere Enkel werden blind werden. Merkwürdig
ist, daß trotz jener guten Eigenschaft der Gasbeleuchtung die Ultras
ihr dennoch feind sind, wie ihnen wenigstens die Liberalen vor=
werfen. Daß dieser Vorwurf ganz ohne Grund sein sollte, kann
ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch
gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet ist, weiß
ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra=
blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung gelesen zu haben. Dieser
Widerwille wäre in der That ein psychologisches Räthsel, an dessen
Auflösung sich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels
willen, hängt die Aristokratie mit Wasserstoffgas zusammen? In=
dessen gibt es noch mehrere solche physikalische Räthsel. Wie hängt
die französische Geistlichkeit mit den Kuhpocken zusammen? Man
hat neulich die fürchterliche Berechnung gelesen, wie die Zahl der
an den natürlichen Blattern Gestorbenen in Paris seit einigen Jahren
gestiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Ster=
befälle über tausend. In gleichem Verhältnisse, als sich die Kuh=
pocken=Impfungen vermindern, vermehren sich die Dotationen und
Vermächtnisse, welche die Geistlichkeit sich zu verschaffen weiß. Sie
betragen jetzt schon viele Millionen. Wie hängt das Alles zusam=
men? Ihr Antiquare, die ihr alte gute Kunstwerke an ihrem edlen
Roste erkennt, ihr Winkelmänner — seid so gut und erklärt uns
das! Woher kommt es, daß, seitdem die Pariser Gassen mit Geist=
lichen wie besät sind, so viele Kinder an den natürlichen Blattern
sterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beob=
achtet, daß über dem Pont=Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel
und ein Abbé gegangen. Ich habe das optische Experiment nach=

gemacht und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetz die Gendarmen getreten; sonst aber noch Alles so ist, wie es ehe mals gewesen.

Geräthschaften zur Beleuchtung, sowohl durch Gas, als Oe und Wachs: Lüstres, Lampen, Candelabren waren in der Ausstel lung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu sehen. Wa sich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce Krystall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ei Paar Gasleuchter, in Form von Karyatiden oder Atlanten, welch krystallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihre geographischen Eintheilungen, auf deren anderer die Sternbilde eingegraben waren. Ein Schuster hat in seinem Laden zwei gros Stiefel von Krystall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzschneide in Sargemünd verfertigt unter vielen andern Dingen auch Can delabren von künstlichem Porphyr, von sieben Fuß Höhe. Dies von Utzschneider erfundene Porphyr ist dem natürlichen so täuschen nachgemacht, daß einer der berühmtesten französischen Mineraloge dem man ihn zur Untersuchung gab, ihn für einen natürliche gehalten und gefragt hat, in welchem Departement er gegrabe werde . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Latern für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung is Ihr Licht kommt an Stärke dem von zweitausend gewöhnlichen Lam pen gleich und verbreitet sich acht Stunden weit. Wären alle Leuch thürme mit solchen Laternen versehen, so würden schon viele her zerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden sein.

Auch die Wachskerzen hat man sehr verbessert. Die vo gereinigtem Wachse verfertigten „bougies diaphanes“ sind durch sichtig und gleichen dem Alabaster. Ein Kerzenfabrikant hatte da Brustbild des Königs, von solchem Wachse durchsichtig gemodel in seinem Laden aufgestellt. Man sah auch rothe, gelbe, blau grüne Wachskerzen. Daß sie keine schwarze, zu Trauer-Bälle verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerding haben sie in der Rue de la paix einen Putzladen, „Grand Magazi de deuil“ genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkle dungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! D Parze selbst schneidet den Begehr! . . . Wer eine gelehrte Hau

hälterin hat, der man lateinische oder griechische Aufträge geben kann, der schicke sie hin, „bougies soléraphlites“ zu kaufen. Das Pfund kostet zwar nur 1 Fr., denn sie sind von gewöhnlichem Lichtertalge; sie haben aber folgende gute Eigenschaften: die Flecken, die sie auf Kleidern und Möbeln machen, kann man durch Weingeist reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält sich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; sie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgische Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden seines Zeltes und spielt mit seinem Knaben Knabenspiele. Da treten die Abgesandten des byzantinischen Kaisers herein und legen sich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu seinem Sohne spricht: „Siehst du, Irnack, daß Eisen besser ist als Gold? Mit Eisen hol' ich's.“ Dieser Attila war ein Hunne. Aber die Attila's in seidnen Strümpfen sitzen auf Sammt und Gold, und wenn sich ihnen unüberwindliche Festungen übergeben, sagen sie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold stärker ist, als Eisen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die sich mit dem Eisen nähren und wehren, ihren Wohlthäter so wenig achten — wie sollten wir ihn schätzen, die ja gar nicht besser sind, als Jene, sondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köstliche? D'rum nichts von Pflügen, Eggen, Sensen, Schaufeln und andern solchen Dingen, die in Menge ausgestellt waren. Lassen wir das Eisen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder rostig vom Herzblute seines jungen Sohnes, der es vergossen, einen gefangenen Tiger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unsern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Grenze des Ernstes liegen die damascirten Klingen, die man jetzt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indessen gebrauchen wir sie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unser Heldenblut für eine schöne Casino-Sache versprützen. Die Franzosen hatten einst in Aegypten große Furcht vor diesen Damascenerklingen.

Sie sagten: so ein Mamlucken-Säbel spalte Einen entzwei wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte sie aus, sagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbst die Rasiermesser werden jetzt damascirt; große Zurüstung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt sah man in der Industrie-Ausstellung die Rasiermesser mit großer Ernsthaftigkeit behandelt. Man sah deren von gegossenem Stahl; andere „à dos métalliques", erfunden, (wie der Fabrikant sich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux". Wer also mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne sich mit solchen Rasiermessern. Eine dritte Art Rasiermesser, deren Klinge zwischen einer Scheide steckt und nur so viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man sich verwunden kann — ist Solchen zu empfehlen, die während dem Rasieren an ihre Schulden, oder an die Auflösung einer Charade zu denken gewohnt sind.

Der Fabrikant Alard hat ein eisernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieses Metallgewebe ist so fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maschen kommen. (Scheint etwas gelogen zu sein!) Es werden Lichtschirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Astrallampen; Schüsseldecken, welche die Luft durchlassen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Diese letztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit so großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten sechs und fünfzig tausend Stück davon verkauft hat... Bettstellen von Röhren, aus Eisen, Messing und Kupfer, sind so leicht und so bequem eingerichtet, daß sie in einen Mantelsack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten, sie zusammenzusetzen oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz Recht, wenn er von ihnen sagt: „Ces lits peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en campagne." Diese Feldbetten, oder Constitutions-Betten, oder Prokrustes-Betten kommen nicht sehr theuer zu stehen; der Schuh Röhre kostet, je nach deren Diameter, $1\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Franken... Von gegossenem Eisen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüsse plastischer Kunstwerke, Relief-Abgüsse von berühmten Gemälden, Tabaksdosen, so leicht wie die von Papier-Maché und

andere solche Dinge... Das Eisen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Ragusa kam, wurde sehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgestellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn sie das bare Geld lieben; es ist immer gut, sich marschfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke gesehen; doch war ein goldener Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von schöner Arbeit, und gothischer mit modernem Geschmacke glücklich daran verbunden. Der Koffer ist bestimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutsch-französischen Wörterbuche steht Sainte-Ampoule übersetzt: „Das Oelfläschchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs." Eine Wörterbuch-Versicherungsanstalt wäre etwas sehr Nützliches... An Kirchengeräthschaften von Gold, Silber, Messing, Krystall, an Altarleuchtern, Bischofsstäben, Kreuzen, Monstranzen, gestickten Fahnen, Bischofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle diese Arbeiten geschmacklos wären, und sie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben solle. Denn — sagen sie — bei einem gebildeten Volke, wie das französische, könnten die Apostel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn sie — zeichnen könnten!

9. Parfümerie.

Die Natur selbst braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie sollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen sie ihn durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerst dem Luftstrome der gelehrten Frau Delacour, dieser zweiten Madame Dacier, aus. Sie sagt in ihrer Auto-Biographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si

elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakspeare hat kühne Bilder in seinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß ist noch von keinem schönen Mädchen gedruckt oder gesagt worden: sie habe Lyoner rosentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert. . . Fargon der jüngere nennt sich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d' Asie et de leurs cours.“ Er verkauft: Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athénes. Dieses letztere ist eine grüne Schminke, die erst auf den Wangen roth wird. . . . . Treten wir jetzt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort schimmert's wie in einem Feenmärchen; es ist zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer ist nicht glücklich unter seinen Schätzen; er ist, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgesetzt. Es wird ein „Imprimé calomnieux“ gegen ihn verbreitet, „dicté par l'Envie et la Jalousie.“ Aber Herr Mayer weiß seinem Gegner zu antworten und sagt dem „auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,“ was sich gehört. „Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!!“ Darum wolle er mit den „Suffrages d'augustes personnages“ sich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und seine Parfümerien mit denen seines „pâle imitateur“ zu vergleichen. Es wird Keinen gereuen, dieser Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die sich nicht gern den Kopf anstrengen, können im Bazar des Herrn Mayer in weniger als einer Viertelstunde auf die angenehmste Weise die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Asien. Schade, daß Herr Mayer keine Producte von den Südsee-Inseln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Absatz würde es ihm nicht fehlen und seine geographische Be-

lehrung würde hierdurch vollständiger werden. Dagegen findet sich bei ihm „Parfum des Salons, én grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs“. Ferner: eine „Composition accélératric“, welche grobe deutsche Postillone Wagenschmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit schlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesschnelle. Endlich hat er auch ein rothes Kölnisches Wasser für blasse Leute. Ueberhaupt ist Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Diese selbst hat nur den Menschen zu schaffen; für das Uebrige, was zwischen Wiege und Sarge zu thun ist, sorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachsen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereignisse des Lebens: Salben, Pulver, Essige, Seifen, Oele und Wasser.

Einen Gegenstand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunst gehört. „Sièges inodores“, waren in der Industrie-Ausstellung von sehr verbesserter Art zu sehen. In Deutschland fehlt es noch sehr hierin. Wahrscheinlich ist man dort nicht gehörig belehrt, wie das „gaz hydrogène“, eine „cause permanente de graves maladies“ sei.

10. Chocolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch schriebe: „Über den Einfluß der Religion auf die Chocolade“, der hätte keine Satyre geschrieben, sondern nur abgeschrieben. Seit der Restauration der Heuchelei werden aus Chocolade: Kreuze, Rosenkränze, Crucifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienstes verfertigt und verkauft, und man hört keine Missionäre gegen solche Entweihungen eifern! . . . Doch lassen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke sich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Coursen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferstiche versehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darstellt — und man hat eine typographische Vorstellung von dem Prospectus, welchen der Chocoladen-Fabrikant

Debauve im Louvre vertheilte. Herr Debauve ist kein gewöhnlicher Chocolademacher; er bringt Alles in Chocolade, und Chocolade in Alles; er chocoladisirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen medicinischen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin seine Fabrikate angepriesen werden. Dabei zeigt er sich so dankbar, daß er alle Pariser Aerzte, die seine Chocolade gelobt, gleichfalls rühmt, und sie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt sogar eine Beweisstelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris", der seiner Chocolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten selbst vor siebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er ist nicht blos analeptique, sondern auch béchique und confortatif. „Il a rendu en peu de temps la fraîcheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontain de Jouvence." Er wird von einem berühmten Pariser Arzte den Gelehrten empfohlen, „qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint" (die ehrlichen deutschen Schriftsteller mögen sich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chocolade das Beispiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der sein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, seit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Tassen dieser Chocolade getrunken. Ferner fabricirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, coeurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objects de formes agréables — alles aus Chocolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale," mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verschiedenen Arten, die Chocolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich

die Nonnen damit verfahren. Da diese nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten sie sich vorsorglich schon den Abend zuvor ihre Chocolade, und wärmten sie des andern Morgens wieder auf. Diese klösterliche Chocolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehre Zuckerbäcker hatten ihre süßen Kunstwerke zur Ausstellung gebracht, und Kunstwerke sind sie allerdings zu nennen, da sie mehr für das Auge als für den Gaumen bestimmt sind. Die Franzosen sind zu loben, daß ihnen die Optik die erste aller Wissenschaften ist, und Acustik die zweite. Der Adel eines Menschen zeigt sich darin, daß er im Hause der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöse, feste Nahrungen in flüssige, flüssige in ätherische, ätherische in geistige verwandele. Herr Vernaut, Hoherpriester „au Temple de Pomone“ . . . „qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectioner les procédés de l'art du confiseur,“ hatte sein Museum mit den herrlichsten Bonbons geziert. Kunstfreunde bewunderten besonders die pastilles d'Ambroisie, „qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.“

11. Nachlese.

Ich will noch von einigen Gegenständen sprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergessen, theils nicht verstanden habe. Gar mannigfaltig sind die Bedürfnisse und Neigungen der Menschen. Nicht Alle haben sich bestimmte Organe zu fester Wohnstätte gewählt; sondern viele ihrer halten sich nach Landstreicherart an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die schon längst mit dem Erröthen abgekommen, sind seit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer theuer. In der Ausstellung sah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. kosteten. In heißen Sommertagen eine Reise nach Havre oder Dieppe, sich an der Seeluft zu erfrischen, käme viel wohlfeiler zu stehen. Polichinel-Vampyre sah man oft auf Fächern abgemalt. Dieser beliebte Hanswurst wurde auf alle mögliche Art bildlich dargestellt. Battist-Taschentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel

gestickt war. Andere Arten von Taschentüchern wurden unter dem Namen Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Composition werden falsche Edelsteine (pierres adamantoides) verfertigt, die sehr schön sind. Man muß ein Kenner sein und sie in die Hand nehmen, um sie von den ächten zu unterscheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhause nicht damit erscheinen darf — ein Versammlungsort, den in Paris Frauen von den höchsten Ständen in ihrem reichsten Schmucke besuchen . . . die guten Seelen, wie leicht sie zu befriedigen sind! Eine beliebte Bandschleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geschlungen, nennen sie „parfait contentement“. . . . . Poupart de Neuflige, ein Tuchfabrikant, hatte zwischen seinen Waaren sechs Gemälde aufgestellt, die sechs Fabrik-Gebäude nebst ländlichen Umgebungen, welche er in verschiedenen Departementen besitzt, vorstellten. Der König, dem diese Gemälde wohlgefielen, hat sie von dem Eigenthümer zum Geschenke angenommen. . . Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, ist ein nützliches Werk. . . . Unter dem Namen „Caecographe“ wurde eine Maschine gezeigt, vermittelst welcher Blinde in ganz geraden Linien schreiben können. Der einfache Apparat ist sehr zweckmäßig. . . . Vermittelst der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueste bestimmen. Aber Frauen von Gemüth werden sich wenigstens der letztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift sagt: du sollst dem Ochsen das Maul nicht verbinden, wenn er drischt. . . Allerlei Comestibilien, auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund frisches Fleisch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, so wie auch gekochtes Rindfleisch in einer hermetisch verschlossenen Flasche aufbewahrt, soll sich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, und Nudeln davon wurden zu Sparsuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers hat mit Napoleons Herrschaft in Frankreich nicht aufgehört. Besonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Ragusa kommt, so daß der Sturz Napoleons dem Marschall Marmont keinen Schaden gebracht. Das

Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends
n Frankreich nachzuahmen weiß, soll nur darin bestehen, daß
iese Confitüren mit Runkelrübensyrup bereitet werden. . . .
Bäcker hatten neue Versuche mit Brodarten zur Prüfung auf-
estellt; man hat in Paris das beste Brod, aber kein gutes. . . .
ein sehr schönes Schmuckkästchen von natürlichen Zähnen, zur
achtherberge für künstliche bestimmt, zeigte der Zahnarzt Desi-
abode. Das ist der kühne Humorist, der sich im vorigen Jahre mit dem
algen geneckt, indem er, um Aufmerksamkeit zu erregen, Adressen,
anz in Form von Bankzetteln, vertheilte. Er hat bewiesen, daß ihm
ie Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm heraus geholfen. . . .
on dem vor Kurzem entdeckten neuen Metalle, Palladium ge-
annt, wie auch von Platina, waren schöne Medaillen zu sehen.
uch in Krystall hat man Medaillen gegraben, die das Ansehen von
erlmutter haben. . . . Eine sehr nützliche Erfindung sind die Län-
maße von seidenen Bändern , welche seit einiger Zeit in Paris
lgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes ist
as übliche metrische Maß in seinen kleinsten Abtheilungen, auf der
idern Seite sind die verschiedenen ausländischen Maße gezeichnet,
daß man beide auf das Bequemste mit einander vergleichen kann.
icht blos Schneider, Schuster, Waarenhändler bedienen sich dieser
aße, sondern auch Tischler, Zimmerleute, Maurer und andere
andwerker, die im Großen messen. Die Pariser Schneider, wenn
das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen sich also nicht der
Deutschland üblichen knisternden Papierstreifen, in welche man
it der Scheere räthselhafte Zeichen schneidet, sondern gebrauchen
zu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größen-
rhältnisse in ein eigen dazu bestimmtes Buch unter dem Namen
s Kunden ein. Dieses Buch ist ganz eingerichtet wie ein Paß-
egister. Es muß bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß die
nzösische Polizei, welcher das scharfe Augenmaß der Deutschen
geht, den Reisenden, der einen Paß fordert, an einer Art Recru-
maß abmißt. An der Gränze, wo man seinen vaterländischen
ß gegen einen französischen vertauscht, wird das heimatliche Maß
das metrische gebracht und ich habe in Straßburg die unschul-
gsten deutschen Frauenzimmer schamroth am metrischen Pranger

stehen sehen. Und der alte Vater Rhein (so hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) schweigt zu solchem frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräischen Schule bringt sie alle Verhältnisse in Größen und Zahlen. Personen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preise addirt, nummerirt, subtrahirt, dividirt, einregistrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde gestorben, und die hinterlassene Menschheit sollte versteigert werden!

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt, den 29. April 1830.

Du närrisches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten nd von neuen Sachen, und du hörst mich geduldig an und gibst ir Recht wie immer.

Krank sein, gefangen und gefesselt schmachten und Alles ge- uldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann on Ehre sollte sich schämen, krank zu sein länger als vier Wochen. ch war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das ns doch so wenig liebt und das wie ein gezähmtes wildes Thier inen Herrn vergißt und hinausspringt in's Freie, sobald es den äfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfrischen die eele nicht mehr. Es ist kein Gewitter, das den Durst der jugend- ühenden Natur löscht — es ist der Herbstwind, der herabjagt, as noch grün an den Bäumen war; alles raschelt und ächzt wie e Brust eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im turme zerstreut.

Einst in schönern Jahren ... ich hatte mich einer Rose genaht id mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krank- it meine Seele. Und als ich aufstand, war auch die Natur genesen. eggeschmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich tte Alles vergeben, Alles vergessen. Meine Brust war offen wie e Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling lustwandelte in ir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Genesung und der Frühling ben sich wieder begegnet; aber es ist ganz anders. Ich bin nur

etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geschäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Ist das Himmelsblau? Ist das Abendroth? Ach ja, es ist ganz artig gemalt und auch sehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einst war mir die Nachtigall die Rose der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich sie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Christgeschenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentschlossen wie ein Kind, was ich zuerst genießen, zuerst mir aneignen sollte. Ich zögerte zu wünschen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Wassersturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es ist Nichts. Alles ist die Jugend. Die Welt ist ein Spiegel, was hineinschaut, schaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtstrahle ärmlicher Zinsen. Ja wer ihn durchschauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzustreifen! Die Welt ist hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt ist Nichts.

Die Jugend — es ist ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute sprechen es aus und verstehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche ist uns heller. Und gut, daß es so ist; gut, daß wir im Alter die Jugend vergessen, denn wäre es anders, es wäre schlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter bestimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unsere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle? Ja, so sollte es sein, aber so ist es nicht. Der Knabe wird den Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greise auf geopfert. Und will der Greis, nachdem seine Freiheit überreif ge worden, sie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt di Religion und sagt: nicht so, alter Junge, die Schule ist noch nich aus, das Leben kömmt erst nach dem Tode, der Sarg ist die Wieg deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lüge und nicht heucheln. Die Kirche sagt's, diese Abenteurerin, die unte

hundert Namen und Gestalten durch die Welt zieht und den Leichtgläubigen vorlügt, sie habe zwei Königreiche, eines da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauisch keinen Credit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blassen trügerischen Alter darzuleihen, das hohe Zinsen verspricht, weil es aller Schuldscheine lacht, und sich nicht scheut, Bankerott zu machen?

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechsel wird mit dem andern bezahlt; es ist eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinsen blasen das Capital auf, und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten sich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch steigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du bist doch sonst so gut, rede einmal, sei nicht verschwiegen wie ein Diplomat, sage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt lesen: Von allen Menschen, die geboren werden, stirbt fast die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigsten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Drittheil, und dem Wohle dieses kleinen Drittheils werden zwei große Drittheile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthschaften, benutzen und beherrschen sie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, Alle sorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend ist verdammt, die Magd des Alters zu sein!

Die alten klugen Leute sprechen von der Leidenschaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenschaft, die jedem Alter angemessen, ist seine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu sein und sehen die Vernunft des verflossenen Alters als Leidenschaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn sie lehrt uns nur die Ausnahme von der Regel. Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er ist glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menschengesetzen ist nicht vernünftiger und gerechter, als der Mensch in seiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünsche meiner armen Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist.

Das Kind möchte herumspringen: es muß in der Schule bleiben und Lateinisch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie: da sitzt er in der Kammer beim Schattenrisse der Liebsten und seufzt. So lange wir reiselustig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, sind wir alt und bequem, wir spielen Boston und unser Casino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unserer Nichten, herzen und küssen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf seine gichtischen Füße und stören ihn im Mittagsschlafe. Satanskinder! warum seid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Essen nicht schlief, sondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Sachen kommen, wenn sie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann wie er sein sollte, verschaffte mir von meinem Hofmeister eine Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Diesen Robert hatte ich mir zum Muster genommen, ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeltlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Plessis und Klairant versäumte ich meine Uebersetzung im Döring und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergischen Familie habe ich mehr geweint, als später über meine eigenen. Ach, seitdem hat kein Kummer, noch so groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten

an dem ich lesend aß und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich so glücklich, daß mir Einer Ohrfeigen gibt, weil ich lese und liebe? Wer störte mich? doch still — ich verspreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritisiren!

II.

Frankfurt, den 30. April.

Kostbar ist ein Brief, den Göthe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt, und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erschrocken und argwöhnisch, wie ein Polizeidirector, sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens — demagogische Umtriebe, die, als gar nicht real, sondern nebulistischer Natur, ihm noch verhaßter sein müssen, als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise Nichts, gar Nichts „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte," findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige wissenschaftliche Bewegung gewesen sei, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufgeregt, seien symbolisch gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich gegen Caution, und es wird unter Polizei-Aufsicht gestellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe Nichts zu bedeuten.

Dieser Criminalfall ist wichtig und ich wünschte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demselben Geiste, mit dem er in Hitzig's Journal Sands Mordthat besprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil sie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden sie mich entsetzlich langweilen. Wären sie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so Nichts sind — nein, weniger als Nichts, so wenig — das ist ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Wasser in Liqueurgläschen! Ein Briefwechsel ist wie ein Ehebund. Die Stille und die Einsamkeit erlaubt und verleitet viel zu sagen, was man Andern verschweigt, ja was man mittheilend erst von sich selbst erfährt. Und was sagen sie sich? Was Niemand erhorchen mag, was sie sich auf dem Markte hätten zuschreien dürfen.

Anfänglich schreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!" Nun, diese Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren ist er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablassend behandeln. Er schreibt ihm: mein Werthester, mein Bester.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meister! Quel bruit pour une omelette! „Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie für die Schauspieler, da Sie doch nur von den Schauspielern schreiben wollen" — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeschenk annimmt. Bei Göthe aber finden sich immer nur Maitressen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten. Der dumme Schiller! Ist nicht Wilhelm Meister ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von solchen Männern das pöbelhafte Decliniren der Eigennamen. Sie sagen: die Humboldtin, sprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen sie

sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutsche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, Obstakeln, embarrassiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, satisfacirt, Apercüs, Detresse, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und solche Männer, die in ihren Werken so reines Deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunst getrennt war, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag?

Göthe's Lieblingsworte sind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet sogar sich zu wundern; was ihn in Erstaunen setzt, ist wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraschung nicht. Er scheut alle enthusiastischen Adjective; — man kann sich so leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrector Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergossen, nicht mehr in Frankfurt ist, sondern in Bremen vergöttert. Er ist ein starker, kräftiger Mann, und wenn er mich todtschlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Mensch, du elender Sclave deines Blutes, wie magst du nur stolz sein? Du armes Schifflein auf diesem rothen Meere, steigst und sinkst, wie es den launischen Wellen beliebt, und jede Blutstille spottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls ist der Hammer des Schicksals, womit es Könige und Helden schmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, sie zu befreien, und große und kleine Gedanken und scharfe und stumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerstehen? . . War ich doch gestern weich wie Mutterliebe und heute spotte ich die deutschen Götter weg und schnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai.

Ich lese in der Zeitung: Prudhomme, der älteste der französischen Journalisten, sei gestorben. Ich kannte diesen Mann, ich

habe ihn oft besucht. Er sprach viel; aber weniger achtsam hörte ich auf das, was er sagte, als ich achtsam in seinem Gesichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenstein, die verwitterte Inschrift trug: gestorben 1794. Im Anfange der Revolution schrieb er das meistgelesene, meistverbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Octavform die ungeheuersten Grundsätze zusammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtausend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen sprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in seiner Stärke war, flackerte sein niedergebranntes Auge hoch auf und seine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von spätern und von den neuesten Zeiten, dann sprach er so müde, verdrossen und schläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer constitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorstellung, er war ein absoluter Republikaner. Der republikanische Absolutismus ist noch verderblicher, als der monarchische; man kann diesem durch Ruhe und Gehorsam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, ist ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus ist verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm ist nur Wahn, was bei dem andern selbstbewußte Schuld ist. Die Franzosen waren nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durstig und verschmachtend, stürzten sie sich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt sich durch schnöde Lust auch in der blühendsten Landschaft, leidet an unauslöschlichem Durste, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weise hatte ich die Bekanntschaft des Prudhomme gemacht. Im Herbste 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der sehr leicht und windig aussah. Er freute sich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünsche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren solle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr schien mir sehr wenig Bildung zu haben, seine politische Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung

ist. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu sehen. Das machte mir aber um so größern Spaß, mich mit ihm einzulassen. Ich sagte: so Etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er sich, mich zu einem berühmten Journalisten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher besprechen solle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieser bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Brust hinab, als wollte er einen artesischen Brunnen graben, und meine Gesinnung sprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiste ich das Blatt zu schreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da schüttelte er den Kopf und meinte, das sei nicht bestimmt genug. Man müsse sich genauer verständigen und die Grundsätze nett aufstellen — nett, das war sein Wort. Aber von dieser Nettigkeit war ich ehrlicher Deutscher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernst gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich Recht; ich verstand aber damals die Sache noch nicht. Die deutsche Ehrlichkeit ist groß, alt und unverwüstlich wie eine Pyramide; aber sie liegt in einer Wüste und ist die Wohnung des Todes. Der Deutsche denkt, auch im politischen Meinungsstreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu sagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg ist wie ein anderer und daß nicht genug sei für die gute Sache zu kämpfen, sondern daß man auch für die Mitstreiter sorgen müsse. Diese müssen angeworben, versammelt, ausgerüstet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzose lobt und begünstigt Jeden, der auf seiner Seite, und tadelt und beschädigt Jeden, der ihm gegenüber steht. Hierdurch vermehrt und verstärkt er nicht blos seine Partei, sondern er zwingt auch Alle, die dieser heimlich entgegen sind, ihre Feindschaft offen zu erklären und selbst Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzosen Alles und wir bringen es zu Nichts. Eine Zeitung ist uns nur ein kritisches Blatt, für die politische Wissenschaft bestimmt. Eine politische Handlung, ein politisches Ereigniß kritisiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und schweigen dann still. Ueber die nämliche Sache täglich zu sprechen, das kommt uns so langweilig und abgeschmackt vor, als wollten wir das nämliche

Buch alle Tage von neuem recensiren, und in unserer thörichten Verblendung machen wir uns über die „stereotype Polemik" der französischen Journale lustig. Wir vergessen ganz, daß ein politisches Blatt eine Art Regierung übt, die nie stille stehen darf, wenn sie nicht gestürzt sein will. In solchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich sagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth ist, und ich that mir auf meine germanische Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unsere Freunde loben, unsere Feinde tadeln solle, sie möchten thun, was sie wollten — und man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutscher. Im Befreiungskriege mit tausend Andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tausendling erst fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tausendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es ist recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politischer Kuppler darum doch nicht. Er besuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Restaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles sehr gut gefallen und schmecken. Eines Tages lernte ich bei Tische einen Deutschen kennen, mit dem ich mich unter andern auch von politischen Dingen unterhielt. Als dieser weggegangen war, machte mir mein Gastfreund die zärtlichsten Vorwürfe, daß ich so unvorsichtig sein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu sprechen. Es dürfte mich keineswegs sicher machen, wenn ich deutsch spräche, denn es gäbe auch Spione, die deutsch verständen. — Was! Spione unter den Deutschen! Deutsche unter Spionen! Das ist eine niederträchtige Verleumdung! — Ich hätte dem französischen Kerl die Flasche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich diesen kleinen patriotischen Monolog blos leise in mich declamirt. Denn als ich einige Jahre später ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutschen Spion kennen. Ein solcher, der mich oft besuchte, kam eines Tages zu mir, setzte sich vor dem Kamine nieder und wärmte sich behaglich. Er hatte kein Holz im Hause, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal

Nr. 13, wo er spielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er sich durchwärmt, machte er ein kaltes Gesicht und sagte, er hätte etwas mit mir zu sprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Absicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erschütterte. Aber er erwiederte: Geld haben sei bei ihm ein Verbum, das im Indikativ keinen Präsens habe, sondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorschlag zu machen. Die französische Armee wäre gegenwärtig in Spanien beschäftigt, und es sei jetzt der günstigste Augenblick etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtausend Deutsche, zumeist tüchtige Handwerksbursche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verschwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns Nichts hindern könne, an der Spitze der deutschen Handwerksburschen nach Deutschland ziehen und Alles über den Haufen werfen, zuerst Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, sondern blos meinen Beistand, Preußen zu erobern, erheiterte sich mein finsteres Gesicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall sei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge sei nicht zu zweifeln, da unsere Handwerksbursche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weise einen starken Schnupfen, er solle einstweilen vorausziehen, ich würde mit der Mallepost nachkommen.

Stand dieser Narr und Schuft im Solde der französischen Polizei? Ich glaube es nicht; denn diese ist nicht so albern. Wahrscheinlich war er Spion einer deutschen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die sie dafür hielt, sehr aufpaßte und manches schöne Tausend Thaler auf solche Erbärmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, welchen Eindruck diese schöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederschreiben, ehe es meiner Erinnerung entschwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die meinigen; sind doch meine Gesinnungen die von Millionen Andern, die froh sind, wenn sich ein Fürsprecher findet der sie ausspricht. Wie Frösche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt der Natur näher stehen als der königliche Mensch auf seinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendsten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger fühlen und, ehe sie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: so gibt es auch Menschen, die gerade, weil sie niedrig stehen in der bürgerlichen Gesellschaft, mit der Geschichte inniger verbunden sind und die Witterung der Zeit, die Völkerstürme und Kriege von weiterer Ferne kommen sehen und sie früher fühlen, als es selbst die Herrscher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren, was sich draußen begibt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbstsucht pocht. Zu diesen Menschen gehöre ich auch. Was seit einer Reihe von Jahren mir geschah, geschah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürsten begegnete, begegnete mir selbst. Die Geschichten betrafen mich nicht, sie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, sie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich spürte sie in meinen Nerven. Diese Sympathie gibt mir in politischen Dingen eine große Keckheit der Ansicht und einen Prophetenstolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menschen, die sich auf ihren Verstand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzigmal im Tage überlisten kann. Kömmt mir aber ein Minister und sagt, er wäre klüger als ich, so lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren ist nichts geschehen, auch das Ueberraschendste nicht,

das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergesagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken lassen, man würde mich angestaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und diese hätte mich, um Alles besser übersehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz selbst hatte ich der Wäscherin eines Legationsrathes auf das Bestimmteste vorhergesagt und mich dabei nur um so viele Jahre geirrt, als sie früher gestorben, als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben Nichts vorhergewußt. Dieses schließe ich nicht daraus, daß sie nicht davon gesprochen, keineswegs; denn sie verschweigen nicht blos, was sie nicht wissen, sondern auch sehr oft, was sie wissen. Ich schließe es daraus: weil so manches unsern Ministern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathschläge gerade herbeigeführt worden.

Minister sollten feine Canaillen sein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber so sind unsere nicht. Sie sind vielmehr halsstarrige Catone, die lieber das Dach über sich zusammenstürzen lassen, als daß sie baufällige Grundsätze räumten. Sie machen sich über die politischen Schwärmer und deren Buchprincipien lustig und haben keine Ahnung davon, daß sie selbst solche Schwärmer und Ideologen sind, nur darin verschieden, daß sich jene für neue, sie selbst aber sich für alte Ideen begeistern. Welche Schwärmerei ist aber die gefährlichste, welche wird schlimmer getäuscht? Zukunft und Vergangenheit sind beide Nicht-Existenzen; doch was nicht ist, kann werden, was war, ist für immer gewesen. Man kann einen Menschen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menschen, der gelebt hat, ruft keine Kunst, schleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unsere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will und daß sie darf und kann, was sie will, so macht sie das in ihrer Handlungsweise doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen suchen sie so lange als möglich auszuweichen, denn sie meinen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächst im Käfig wie im Freien, und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen

müsset, dann springt er um so größer, um so stärker, um so grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter seiner Jugend waret.

Was ist seit fünfzehn Jahren durch unsere weisen Staatsmänner, diese Hochschüler der französischen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doctoren wurden, nicht alles Tolles geschehen! Sie haben Napoleon gestürzt — nicht im Rausche des Sieges, unter dem Durste der Rache, nicht von der günstigen Gelegenheit überrascht; nein, sie hatten zwei Jahre Zeit, zur Besonnenheit zurückzukehren, und sie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es ist das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm ist die monarchische Regierungskunst ausgegangen und jetzt herrschen die Natur-Elemente der bürgerlichen Gesellschaft so demokratisch, als es ein Jakobiner nur wünschen mag.

Griechenland ist frei, seine Freiheit und Unabhängigkeit sind anerkannt, und dieses haben die Griechen am meisten den Leidenschaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkischen Reiches am meisten fürchtet, hat am meisten gethan, jene und diesen herbeizuführen. Sie intriguirten, sie zögerten, sie haben Zeit gewonnen. Der russisch-türkische Krieg hat den irländischen Katholiken und englischen Juden die Emancipation und den Venetianern ihren Freihafen verschafft, welches Letztere auch seine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Constitution des Landes umzustoßen; ja, hätte ein Schneidergeselle die portugiesische Krone gestohlen — gegen das Versprechen, keine Freiheit aufkommen zu lassen, hätte man sie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verstatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien seinen absoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der constitutionelle Geist in der Halbinsel größere Fortschritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrschaft des Kortes geschehen wäre. Tyrannen sind in unsern Tagen die gefährlichsten Freiheitsprediger. Und so findet sich — wie wunderbar! daß gerade

diejenige Macht, die seit vierzehn Jahren Alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düsterem, glühendem Hasse verfolgt, daß gerade sie für deren Entwickelung und Befestigung am meisten gethan. Wir wollen unsere Feinde lieben, unsere Freunde haben uns oft beschädigt.

Wer Gesichte haben will, darf nicht sehen; der äußere Sinn tödtet den innern. Die Staatsmänner wissen und sehen Nichts voraus, weil sie zu viel wissen, sehen und hören. Sie bekümmern sich zu viel um das Einzelne, besonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unserer kriegerischen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräusch am besten. Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutschland seit fünfzehn Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig seinen Zusammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Minister taugte. Die Polizei! die Polizei!

V.

Frankfurt, den 4. Mai.

Schiller wünscht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu sehen, wie sich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg sein Geist gegangen sei. Er spricht von dessen analytischer Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er seinen hohen Gönner kalt wie ein Prosector, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorlesungen über seinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles, als ginge es ihn selbst nichts an. Er schreibt seinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können, als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange seines Geistes bekannt zu machen. Das Alles ist um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie seine Geheimnisse, die wir Andern nicht kennen, noch

ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so sich selbst zu beobachten, so sich selbst nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie sei ein Kind, das gar nicht wisse, was es thut, gar nicht wisse, wie reich und glücklich es ist. Schiller und Göthe sprechen so oft von dem Wie und Warum, daß sie das Was darüber vergessen. Als Gott die Welt erschuf, da wußte er sicher nicht so deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von seinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geistes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmlischer Gedanken, sich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feste Erde unter seinen Schritten — der mag immer gesund sein, nur verzückt ist er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das ist Hochmuth in seinem Falle, das ist Blödsinn. Nichts ist beleidigender für den Leser, als eine gewisse Ruhe der schriftstellerischen Darstellung; denn sie setzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu gestalten voraus. So mit dürrem Ernste von sich selbst zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das scheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Urtheil zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht.

Die Liebe hat die Briefpost erfunden, der Handel benutzt sie. Schiller und Göthe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen. Unsere beiden Dichter haben eigentlich ganz verschiedene Muttersprachen. Freilich versteht jeder auch die des andern, so viel man sie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht sich's wie ein Franzose immer bequem und redet mit Schiller seine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutscher, spricht mit dem Ausländer seine ausländische. Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die sich bewirthen: der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirth, übersatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller besser dabei weg, als Fuchs Göthe. Ersterer kann in Göthe's Schüssel sich wenigstens seinen spitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit seiner breiten

realistischen Schnauze, kann gar Nichts aus Schillers Flasche bringen.

Göthe schreibt: „Ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erstenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese." Bei den Göttern! Das ist ein Egoist, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos sich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu schematisiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß sie Liebhaber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen. Was in der That wäre auch nebulistischer, als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Göthe's Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Capitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es los geworden sei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungesunde Zugluft scheuen! Lieber nicht leben, als solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät gehorchen! Tausendmal lieber krank sein!

Göthe dictirt seine Briefe auch aus Objectivsucht. Er fürchtet, wenn er selbst schriebe, es möchte Etwas von seinem Subjecte am Objecte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Gespenst. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, ist ihm der Tod. Das Licht zu schützen, umschattet er es. Was ist Form? Der Tod der Ewigkeit, die Gestalt Gottes .... Ist Göthe glücklich zu nennen? Er ist so arm und so allein! Ihm kommt jeder Wunsch erst nach

dessen Erfüllung, er begehrt nur, was er schon besitzt. Aber die Welt ist groß und der Mensch ist klein; er kann nicht Alles fassen. Nur die Sehnsucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe sein; er glaubt Nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Gesellschafter, oder in einem andern Blatte dieser Familie, ließ einmal mit großen Buchstaben drucken: Göthe hat sich über die französische Revolution ausgesprochen. Es war ein Trompetenschall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurst. Und doch wäre Göthe, gerade wegen seiner falschen Naturphilosophie, der rechte Mann, die französische Revolution gehörig aufzufassen und darzustellen. Aber er haßte die Freiheit so sehr, daß ihn selbst seine geliebte Nothwendigkeit erbittert, sobald sie ein freundliches Wort für die Freiheit spricht. Er schreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. gerathen ... Im Ganzen ist es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnothwendigkeit von vielen Höhen und vielen Thälern gegeneinander stürzen und endlich das Uebersteigen eines großen Flusses und eine Ueberschwemmung veranlassen, in der zu Grunde geht, wer sie vorher gesehen hat, so gut als der sie nicht ahnete. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur, und nichts von dem, was wir Philosophen gern Freiheit nennen möchten." Göthe, als Künstler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Ansicht von der französischen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er sie nicht blos, sondern vertheidigt sie auch, die er doch sonst so hasset. Er hasset alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignet, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunstphilosophen aber gibt es nichts Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft ist in diesem Punkte, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erkennen. Für den wahren Naturphilosophen gibt es keine Geschichte und keine Gäh

rung; Alles ist geschehen, Alles fest, Alles erschaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorstellung liegt und nicht in dem Vorgestellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai.

Das Lumpengesindel von Zeitungsschreibern hat sich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchsten und allerhöchsten Personen so verwöhnt, daß sie das Wort hoch ohne Unterscheidung auch bei jeder andern Dimension anwenden. Es gibt für sie keine Flächengröße, keine kubische, sie kennen nur eine verticale. Sie reden von hoher, statt von großer Wichtigkeit; sie sagen hochwichtig statt sehr wichtig. Sie sagen von einer Burg, sie sei tiefromantisch gelegen. O, das ist hochdumm! Sie sagen auch tiefblau statt dunkelblau. Ich glaube, Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das ist seine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochsinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftsteller an? Warum ahmen sie ihn nach?

Der Berliner Correspondent der Allgemeinen Zeitung — liest man seine Berichte, ist es gerade, als wollte man in's Wasser beißen; es sind zarte mèringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — sagte neulich einmal: Man spricht in den höhern Cirkeln von einem höchsten Reiseproject nach dem Norden. Das will ich alter Primaner in's Französische übersetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — Der Höchste, le plus haut. — In höhern Cirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber sehr, das ist falsch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierre's erinnere, wird, um im Französischen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ gesetzt; dans les plus hauts cercles hieße also nicht in den höhern, sondern in den höchsten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß

nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich statt hauts cercles, cercles élevés sagte; das würde mir aber schöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine französische Uebersetzung wieder zurückübersetzte in's Deutsche — und es gibt oberflächliche Menschen genug, welche niemals die Quellen studiren — würde cercles élevés heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja soviel als Cirkel von fürstlichen Personen! Es ist eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich sage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! ... Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutschen der Comparativ höher weniger ausdrückt, als der Positiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine statt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geschrieben hätte, so würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigstens Ministern.

Nun weiter. Ein hohes Reiseproject — un haut projet de voyage. Ein höchstes Reiseprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiseproject. Wie mache ich den Superlativ? Halt, so geht's. Ich sage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Also im Ganzen: On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.

Es ist mir sauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man sich auch im Himmel zankt, was ich sehr vermuthe, werden sich die Manen meiner beiden Lehrer der französischen Sprache um den Ruhm ihres irdischen Schülers streiten. Der eine war ein hochbejahrter deutscher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in seiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf dem Pontneuf verkaufte, Wolf Pariser nannte. Bald vierzig Jahre sind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von gestern, welche Mühe sich der alte Pariser gegeben, mir die richtige Aussprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich sprach oreille ganz genau aus wie er selbst, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre sagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, selbst oreille vom Kopf bis zu den Füßen, mir die ächte Aussprache dieses intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unsere Freundschaft, die reiche Ernte aber entschädigte mich für den kurzen Som-

mer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein schwarzes grünbesäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Brust hängend, die Uhr in der Westentasche festhielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder gesunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen solchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, suchte meine Bekanntschaft mit großem Eifer, und machte sie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu sehen, ob die Stunde sei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes sei als ein seidener Galgenstrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, sprach, sah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu sein, wich er mir so viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, sondern auch schöne Kenntnisse. Seine Dicke, die ihm das Gehen sauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Essen, wenn sich die Curgäste zum Kaffee im Garten versammelten, setzte ich mich an den Tisch, der unter einer schattigen Linde, und auf welchem das Windlicht stand, das zum Anbrennen der Pfeifen bestimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen dessen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt saß, nahm er eine Cigarre zwischen Daumen und Zeigefinger und watschelte dem Leuchtertische zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu suchen, einen Weg von dreißig schattenlosen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optischen Täuschung mit dem Uhrbande schwer büßen. Ich lachte weniger, als er schwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter französischer Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geistlicher. Er bekümmerte sich wenig darum, wie ich canaille aussprach; aber Voltaire, Voltaire — dieses Wort konnte ich richtig sprechen lernen; denn es füllte fast die ganze Lehrstunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf diesen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in seinem

Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben sprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der französischen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken sprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samson manche aristokratische Fliege, die des Zuckernaschens verdächtig war. Guter Marx, wie wirst du erstaunt und erschrocken sein, als du auch Voltaire im Paradiese fandest! Mit welcher Geberde des Unmuths wirst du gefragt haben: wo ist denn die Hölle? . . . Da nahte sich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er ist so eben erst angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigst erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle diese saure Mühe, all dieses naseweise Geschwätz ersparen können, wenn Sie, statt von einem höchsten Reiseproject nach dem Norden zu reden, gesagt hätten: man spricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reisen? Glauben Sie denn, wir wüßten solche Zeitungsräthsel nicht zu lösen? O, wir Bürgerlichen haben auch Verstand! Erst kürzlich las ich im „Ausland" — eigentlich sollte es das Inland heißen, denn das Ausland ist das Inland der Deutschen, nur dort haben sie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müssen sie sich, wie es Fremden gebührt, bescheiden, nach den Gesetzen des Landes richten, müssen sehen, hören und schweigen — ich las: „Von dem Tode des Kaisers P. von R." Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaisers Paul von Rußland die Rede sei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchsten Reiseprojecte sprechen, erzählen Sie auch: das Berliner Publicum beschäftige sich viel mit den religiösmystischen Umtrieben in Halle. Hier sagen Sie Publicum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publicum gehöre, ein höchstes Reiseproject aber, meinen Sie, sei ein großes

Eleusinisches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels besprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König selbst nach Petersburg zu reisen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchsten Reiseproject gesprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel selbst fertig werden können. Als die französische Sprache erfunden worden, da lebten die Franzosen noch im rohen Zustande der Natur, sie waren Wilde und Thieren ähnlicher als Menschen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was allerhöchst gewesen, nicht einmal Gott war es, denn — sagen die Druiden — Gott ist der Höchste; höher als das Höchste aber ist eine Unmöglichkeit. Nun ist zwar seitdem auch in Frankreich Gott herabgesunken und der Mensch gestiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeschraubt als Gottes Himmel. Aber die allzu fertigen Franzosen haben ihre Sprache zu schnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbesonnenen kein Wort für Allerhöchst. Wir Deutsche sind vorsichtiger gewesen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unserm Hoch- und Höher-Bau gehindert zu sein, lieber in unsere Sprache hineinregnen und schneien, ehe wir sie bedeckten, und so blieben wir auf alle Ereignisse gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige sich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den Allerhöchst zu wenig wäre und dem wir Complimenten-Priester ein Aller-Allerhöchst verehren möchten — das würde uns nicht in die geringste Verlegenheit setzen; wir wären mit unserer Declination des Aller-Allerhöchsten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchstdieselben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom. Aller-Allerhöchstdieselben.
Gen. Aller-Allerhöchstderselben.
Dat. Aller-Allerhöchstdenselben.
Acc. Aller-Allerhöchstdieselben.
Voc. O Aller-Allerhöchstdieselben!
Abl. Aller-Allerhöchstdenselben.

VII.

Soden, den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn Etwas, das furchtbarer, das kriegerischer wäre, als Worte? Die höchsten Wälle hat man erstürmt, die stärksten Mauern hat man umgeworfen, aber was sich hinter dem Worte verschanzt, das ist sicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das Alles zerwitternde Jahrtausend zerstört diese Feste. Das Wort ist der Zauberharnisch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz ehe ihr nicht die eiserne Brust zerschlagen.

Gestern die Theorie, heute die Praxis. O! diesmal werden mir auch die Philister Recht geben; denn wenn der Deutsche hungert, hat er Muth und spricht wie er es denkt.

Der Wagen stand vor der Thüre, um gepackt zu werden, und zum Tische war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu essen, die in meiner Nachbarschaft wohnt. Ich schickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann sei verreist. Zu jeder andern Zeit wäre mir diese Scheu, mit mir allein zu sein, schmeichelhaft gewesen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trockenen Zwiback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinschaftliche Freundin heraus, die mir mein Fasten erklärte. Mein sehr höflicher Bedienter hatte der Dame die schönsten Complimente von seinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „sie (mit dem kleinen s) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage essen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) essen,“ und da ihr Mann abwesend war, konnte sie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O ihr, ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob sein — das kommt dabei heraus, daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menschen, der oft nicht einmal ein ganzer ist, viele macht!

— Als ich hier angekommen, suchte ich gleich hinter den Häusern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es ist ein Wettlauf zwischen Blumen und Mädchen: wer ist schneller? Als Knabe sah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu sehen. Ich athmete — der Stern war gefallen; fallen sah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai.

Ich bin erst drei Tage hier, und schon ist mir die Zeit über den Kopf gewachsen. Lang, lang, lang! Ich war der erste und bin noch der einzige Brunnengast; ich bin der Curfürst von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Nestor unter den Curgästen. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöße mir auch die Weisheit süß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mahomed noch im vierzigsten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Ansicht aller weiblichen Historiker endet das heroische Zeitalter der Männer mit dem dreißigsten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geistlicher Curfürst bleiben.

Aus meinem Fenster übersehe ich den Hof und zwar genauer und besser als andere Fürsten den ihrigen, und ich erfahre Alles, was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Versailles: dieser hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat viele. Er besteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menschen und zahlreichem Vieh. Unser Hofleben ist keineswegs ohne Abwechslung; außer dem Alltäglichen geschieht auch täglich etwas Neues. Ich passe sehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren schreiben.

Gestern in der Nacht war der Hof sehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeschlossen, es wurde geschrieen und geflüstert und viele Menschen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erst spät einschlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchst erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe

Kalbbetterin befindet sich so wohl, als es unter solchen Umständen möglich ist. Es ist keine Schmeichelei, wenn ich sie die hohe nenne. Sie ist eine Schweizerkuh und so hoch und stattlich als mir je eine vorgekommen; sie ist die Königin des Stalles. Ich wurde ihr gestern nach dem Diner von der Viehmagd präsentirt. Ich begnügte mich sie zu bewundern, sprach aber nicht mit ihr, da sie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der später im Brande von Moskau zerstört worden ist, einem ehrlichen Deutschen von meinen Bekannten begegnet ist. Er wurde der Königin präsentirt, machte die üblichen drei Bücklinge und begann seine wohleinstudirte Rede mit sanfter Stimme herzusagen. Da trat der Ceremonienmeister hervor, fiel ihm in das Wort und sagte zurechtweisend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwischen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe Statt, die, obzwar nicht hoffähig, sich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, diese machte es eben so mit ihrer Gegnerin, so daß die beiden zusammen ein Oval bildeten. Sie drehten sich einander festhaltend im Kreise herum und walzten auf diese Weise, Brust an Brust gelehnt, Haß athmend, mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn stoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelstunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänse hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenossin genommen. Es war ein Geschnatter, ein Gepfeife, und ein Flügelschlagen, daß es gar nicht zu beschreiben ist. Besonders zeichnete sich eine alte Gans mit gelbem Halse durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; sie schnaufte vor Wuth und kam dem Ersticken nahe. Sie schnatterte dabei mit solchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänsesprache fremd ist, jedes ihrer Worte verstehen konnte. Sie sagte: — versteht sich auf französisch, denn eine Hofgans wird sich wohl hüten anders als französisch zu schnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de previlèges ici, et la haute basse-

cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maitre le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entraînera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —" Eine junge Gans, die hinter der alten stand, als diese sich so ereiferte, machte einen spöttischen Schnabel und kicherte verstohlen. Weil sie jung war, fürchtete sie jeunes idées nicht und sie war darum weniger aristokratisch. —

Was man sich seit einigen Tagen zugeflüstert, ist endlich laut und kund geworden; Der Hofhund ist in Ungnade gefallen und hat seine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Pension fort und kann sie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in seinem Amte verschuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als, so oft Einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichsam ein Ober-Ceremonienmeister. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebissen; Andere sagen, er sei der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu schweigen gewußt. Mehrere sind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und sei durch dessen Einfluß gestürzt worden. Wieder Andere wollen wissen, er habe treuloser Weise einem fremden Hofe Alles zugeschleppt, was er in dem seinigen erwischen konnte. Wohlwollende sagen dagegen, an dem Allen sei kein wahres Wort: sondern der neue Wirth habe seinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhundes geben wollen und darum habe der alte Platz machen müssen. —

Ein liberales Rind hat mit seinem Kopfe ein Loch in die Mauer gestoßen, so groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch stecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeschränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochsen der Verstand nicht hinreicht, sich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbesorgt offen und bekümmert sich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, spaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beständig und vor Eifersucht und Aerger blähen sie sich auf und werden blau im Gesichte. Sie sind so argwöhnisch, daß keiner den andern nur einen Hühnerschritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Diese sieht sich nie nach ihnen um, und als wollte sie ihre Liebe und Geduld auf die Probe stellen, geht sie nie gerade, sondern bewegt sich in den launenhaftesten Quadrillen-Figuren. Aber ihre Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieser Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beschreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erschrecklich lange. Wie einsam ist der Mensch unter Vieh! Doch wollte ich gern allen menschlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigstens Adel hier.

Was ist ein Badeort ohne Adel?
Was der Zwirn ist ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf ist ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden ist ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutschen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in schlechter Hoffnung berauscht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geschwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der strafenden Götter nicht; es ist die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beschloß ich, diese Jammerstätte zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte besser

kennen und vertheidigen als wir, und wo schelmische Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungestraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüsse gemacht werden. Das Blatt war gut, so lange es frei war, und es mundete den Lesern. Da setzte man es unter Censur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, sind sie furchtbar; sie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals stand ein Aufsatz, der mir aus dem nördlichen Deutschland zugeschickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr seines Inhalts und besitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geist geschrieben war und von den Mitteln sprach, die man anwenden könne und solle, den Fürsten trotz den sie umlagernden Höflingen und Ministern die Wahrheit und die Noth und die Wünsche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Gesandter habe sich von dem bezeichneten Aufsatze mehrere Exemplare holen lassen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herrn nießen hören, zur Gesundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, bestellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, bestellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewiesen. Ich setzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatische Wißbegierde unter ihr Mikroskop gelegt hatte, und ich ward besorgt. Ich bedachte, daß unsere gute Frankfurter Polizei sich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Minister oder Ministerchen befiehlt; daß sie dann aber nicht den Eulenspiegel nachahmt, der als ein guter Christ nicht mehr thut als ihm befohlen ist, sondern daß sie aus Furcht, zu wenig zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutschen Cerberus blickt sie mit unbeschreiblichem Grauen. Von der heilsamen Angst, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen soll, von dieser Spitzbubenangst hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja, von der

Furcht für Oesterreich allein besitzt sie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieses befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; sie wirft sich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt sei Gott und Mahomet sein Prophet! — und gehorcht.

Ich beschloß daher ohne Paß und so leise als möglich mich aus meiner guten freien Vaterstadt zu schleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir später nachgeschickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß diese Zögerung ein diplomatisches Belieben zur Ursache hatte; doch ist meine damalige Aengstlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weise handeln. Vor der Revolution sagte ein kluger Franzose: „Wenn man mich beschuldigte, die große Glocke von Notre-Dame gestohlen und sie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen." So schlecht war damals die Criminaljustiz in Frankreich. Nun mit dem Stehlen, Rauben und Morden ist es in Deutschland so gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines solchen Verbrechens beschuldigte, ruhig die Untersuchung abwarten. Nicht aber so bei politischen Vergehen. Käme morgen beim Frühstücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen auf der Frankfurter Börse dreihundert der tapfersten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächsten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und so den monarchischen Streitigkeiten zwischen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefel anzuziehen, sondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht sagen, daß die deutschen Justiz- und Verwaltungsbehörden minder einsichtsvoll und gerecht wären als die englischen und französischen; aber sobald es sich um sogenannten Hochverrath handelt, verlieren sie die Besinnung, sie wissen nicht, was sie sehen, was sie hören, noch was sie thun; sie haben dann ihren Gott im Auge und sind unmenschlich. Sie beherrscht eine falsche oder eine überspannte Vorstellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung

Ein politisches Vergehen ist ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr sie gewohnt sind, ihre Pflicht streng zu erfüllen, um so gefährlicher werden sie dem Unschuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgesprochen über die Art, wie die preußische Regierung in der Angelegenheit der demagogischen Umtriebe verfahren, und wie mancher Unschuldige, unschuldig selbst in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinschleppende Untersuchung und lange Gefangenschaft so geängstigt und gequält worden, daß dieses ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: Ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzusehen, als wenn Ziegel vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung soll kein Dach sein und wenn ja ein Dach, eines uns zu schirmen, nicht uns zu verderben. Und sie soll ihre Ziegel fest machen, daß nicht jeder Windstoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenschaft sie herabschleudere auf die unten gehenden Bürger. Es ist doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern October-Tage ging ich über die Sachsenhäuser Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reisen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, wären folgende Kenntnisse und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeschichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthschaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leserlich und schnell schreiben; 9) Schwimmen; 10) einige medicinische Kenntnisse; 11) schöne Künste, besonders Blas-Instrumente, die man auseinander legen und sehr bequem in die Rocktasche stecken kann. Außerdem müsse ein reisender Jüngling mehrere spirituöse Dinge mit sich führen, als 1) eine Flasche Vierräuber-Essig; 2) eine Flasche französischen Branntwein; 3) eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4) ein Fläschchen Ammoniak-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläschchen Hofmann'sche Tropfen. Von allen diesen Kennt-

nissen besaß ich wenig, von den medicinischen und chirurgischen Flüssigkeiten gar nichts; sondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, schon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynastien des französischen Kaiserreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einst Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutschen gespielt hatte, Abends mit seinen Generalen spielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est-ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiser einige Jahre später auch erfahren. Die Deutschen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob sie zwar der große alle geschlagen hat, behalten .... Diesen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutschen Hause.

Bis zur Sachsenhäuser Warte sah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Gravelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angst betrübte es mich besonders, daß ich aus der ganzen Reise-Apotheke nicht wenigstens das Ammoniak-Salz gegen Ueblichkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutsche, worin ein vergnügter Lotterie-Collecteur saß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es selbst gewonnen hatte, und der mit seiner Gattin eine Lustreise machte. Auf meine Bitte waren sie so artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Personen zu eng war. Als ich die Frankfurter Gränze zurückgelegt hatte, ward ich sehr heiter. Daß Deutschland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganzes ausmacht, immer in Brüchen gezählt wird und daß man, statt zu sagen: Oesterreich, sagt: der deutsche Bund, nämlich $^{39}/_{39}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn seine Frau sagte es hat vier Viertel auf vier geschlagen. Doch fiel mir in Lange bei, daß diese Verbal-Zerstückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich sei; denn da eine Behörde oft schon für die zwei Meile Requisitorialien braucht, so kann, bis diese concipirt und mundirt sind, ein Spitzbube schon einen guten Vorsprung gewinnen

Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raschen Vorübergehen dem Collecteur die in der Darmstädter-Lotterie herausgekommenen Gewinnste zuriefen. Fortuna auf der Chaussee kam mir wunderlich vor; aber der Collecteur schien zufrieden. Als wir uns Darmstadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugestanden. Ich für meine Person bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Passagier in meiner Rocktasche incommodirte die schöne Collectrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich schämte mich, in einer Großherzoglichen Residenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Gesandten verbergen, an dessen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnete, meine geheime Gesinnung noch einmal dechiffriren würde. Auch ist diese Ahnung einige Monate später eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar ist die Geschichte alt und mein Gedächtniß schwach; doch in unsern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergessen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, setzte ich mich in den Postwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die französische Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In diesem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; ist er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt sich. Hier wird man auch geschimpft, aber es beschimpft nicht, denn man schimpft zurück. Bei uns aber wird man gescholten und muß schweigen wie ein Bedienter; man wird geschlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unsere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größeren oder kleineren blauen Flecken an; sondern darauf, daß wir unsere Ehre behaupten und uns zur Wehre setzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer so einzurichten, daß er die erste Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte October wird in Deutschland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geschieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß Alles noch gut für sie stehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Versprechen zu erinnern. Es war Weinlese und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Postwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath, und essend und vergessend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Diesen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels unter einer Eiche eine junge Vagabundin gelagert, die auf den Rücken in einem Bettelsacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war seit seiner Geburt nicht gewaschen worden; aber durch die dunklen Wolken seines Gesichts blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne schien so warm auf ihn herab, als wäre sie seine Mutter und er ein Königssohn. Sie hat ihn selbst gesäugt und er wird stark werden. Gras und Bäume verneigten sich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüsternde Höflinge, zwitscherten um ihn und ein sanfter Wind schmeichelte seinen launischen Locken. Wie glücklich ist dieses Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der sorgenlosen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben ist ihm ein Glücksspiel ohne Nieten, und kömmt nur seine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bub einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das schafft sie weg. Wie langweilig und abgeschmackt ist es aber, ein Kind honetter Eltern zu sein, und selbst ein ehrlicher Mensch zu werden und sein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Esel, statt frei umher zugrasen, wo sich eine Wiese findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und schleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und sieht Alles hat, wer nichts hat; wer viel, hat immer wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle, als mir heute die so glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, m

sie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieses von ewigen Winden bewegte, tosende Meer, schwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich spezifisch leichter sei. An den drei französischen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil sie mich an den viel zolligeren Mauthfluß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Passagiere bei Regenwetter von dem Postwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und untersucht, und die armen reichen Leute mußten verdrießlich alles selbst wieder in Ordnung bringen und waren unendlich besorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber sah dies alles aus dem Fenster des Wirthshauses schadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als absoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich sie, theils nützlich, indem ich mich unter den Postillionen im Französischen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes versuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde stillte.

Im Pariser Posthause stieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reisegefährten erst recht hoch. Diese waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erstenmale in Paris, und wußten sich gar nicht zu helfen. Man schleppte ihr Gepäcke in die Mauthstube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrschte. Nachdem die Koffer visitirt waren, luden sie Packträger auf den Rücken, und trugen sie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen und erst Nachmittags vier Uhr sah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adresse; aber Nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome-Platz, von diesem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Bastille. Ich sah gleich den ersten Tag die halbe Stadt. Nur Etwas machte mir Sorgen. Der Postwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fort-

geeilt und hatte zum Nöthigsten nicht die nöthige Zeit gelassen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit, und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erste beste Haus im Palais-Royal, stieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und suchte. Ich öffnete eine Thüre, steckte den Kopf hinein, sah ein menschenleeres Restaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tische lagen, und zog mich eilig und erschrocken zurück. Ich stieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, sah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer stechen, sagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falsche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame saß, sagte abwechselnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez Madame, und setzte meine Entdeckungsreise fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfensterchen; ich glaubte am Ziele zu sein und öffnete rasch — da trat mir ein junges schönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame hervor: die Notre-Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, sagte sie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geschenk, ein Fünffrankenstück auf das Nachttischchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauses bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher steigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Gesichte in all Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Tasche gehabt ich wäre wohl zehn Male festgehalten worden; denn ich schlich un lauschte wie ein Dieb. Aber — es ist ein Wunder! man ahnet den unsichtbaren Gott in mir, sah mich für einen Heiligen an un ließ mich ungehindert auf- und absteigen.

Vom langen Umherstreichen hungrig und müde geworden ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühstücken, mich auszuruhe und dann meine Wanderung fortzusetzen. Da der schwere Reichar in meiner Tasche mir etwas lästig fiel, bat ich die schöne Dame, di am Comptoir saß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es ir

Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeschreiblicher Freundlichkeit schüttelte sie ihre schwarzen Locken, wies das Buch zurück und sagte: Oh, Monsieur! Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tisch und bezahlte auf dessen Deckel meine Karte. Die Dame strich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als sie es früher abgewiesen, wieder zu sich, legte es in eine Schublade und sagte, es solle gut verwahrt werden. Erst fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken sollte. Ganz gewiß glaubte die gute Französin, ich hätte kein Geld, mein Frühstück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklassen. Sie nahm es nicht an und stellte sich, als merkte sie meine Verlegenheit nicht. Dieses machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts ist mir früher oder später in Paris begegnet, was diesen ersten Eindruck wieder geschwächt hätte. Ich habe die Franzosen immer urban, immer menschlich gefunden — menschlich im schönsten Sinne des Wortes. Das ist nicht allein Menschlichkeit, daß man jedem in seiner Noth, sobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — sondern daß man menschlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verstehe. Das vermögen die Franzosen, denn sie sind Totalmenschen; das vermögen aber die Deutschen nicht, die nur Stückmenschen sind und, kleinstädtisch selbst in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenossen verstehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett hatte. Ich suchte mir ein Hotel heraus, das schön angestrichen war und viele Fenster hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Messagerie solle abholen lassen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden später nachkommen. Das machte ihn etwas stutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Knie reichte, ein etwas ärmliches Ansehen. Indessen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir versuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von

seiner verzeihlichen Aengstlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er schon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht sprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit selbst. Er hatte in den Zeitungen gelesen, ich wäre als politischer Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir sein ganzes Haus, seinen Tisch, ja seinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutschland bekam, und so lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erst als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr sah, daß ich nicht ohne Mittel sei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug sich ein Franzose, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutschen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adressiren lassen zu dürfen, da ich nicht wisse, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und also keine sichere Adresse nach Hause schreiben könne. Der Mann war schon in Verlegenheit als er mich sah; da ich aber um die Benutzung seiner Adresse bat, erschrak er und verwirrte sich, daß es zum Erbarmen war. Er beschwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verschonen, denn er habe in den heutigen Blättern gelesen, daß ich in politischen Händeln verwickelt sei und in dergleichen lasse er sich nicht gern ein. „Je suis père de famille," jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutscher, sondern zugleich ein Jude, also ein Hase mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Minister können daraus lernen, daß, um mit ihren widerspenstigen Liberalen fertig zu werden, sie nichts Klügeres thun könnten, als sie alle beschneiden zu lassen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden sie folgsam wie die Schafe werden und würden, indem sie alle ihr Geld in Staatspapiere steckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leisten.

Vierzehn Tage lang sprachen die Pariser Blätter der verschiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich servil mit dem

Stößer, oder kochten mich liberal sanft auf — aber man sprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchste Person? Bin ich ein Courier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch ist in den Zeitungen von mir die Rede! Was ist das für ein närrisches Volk! Insbesondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologisch, theils biographisch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geist, und wäre von den deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre „d'ailleurs un homme de bonne foi." Da das Journal des Debats damals ein ministerielles Blatt war, so dürfen loyale Deutsche darauf schwören, wie auf den österreichischen Beobachter und die preußische Staatszeitung, und sie dürfen, ohne zu untersuchen, annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich sie versichere: daß ich nicht von deutschen Demagogen nach Paris geschickt worden bin; daß ich Nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein solches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir selbst und meinem Arzte mir etwas vorschreiben lasse! Guter Gott! Ich bin kein solcher Narr.

Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir sprachen, wurde ich von mehreren Deutschen besucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber versicherten, sie kennten mich recht gut — welches auch wahrscheinlich war. Gott weiß, woher sie meine Adresse wußten! Sie fütterten mich mit französischen Liebkosungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Brust an Brust, recht nahe unter der Schulter, so daß unsere beiderseitigen Achselhöhlen Kapseln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie sieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann schweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann sich eine Furche finden, in welche ein stilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!" — riefen sie

aus, und sahen einander an und suchten Wechseltrost in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte so einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erschöpft war; dann verschwanden sie und ich sah sie nicht wieder. Der Teufel soll sie holen, wenn er sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, in diesen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai.

Ich war immer erstaunt, daß unsern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: sie haben Adelstolz des Geistes und scheuen sich, da wo sie öffentlich erscheinen, gegen den Witz, der plebejischer Geburt ist, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hause, wenn sie Keiner bemerkt, werden sie wohl witzig sein. Doch als ich ihren Briefwechsel gelesen, fand ich, daß sie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal sagt Schiller von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man ist erstaunt, verwundert; aber diese witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichsten hervor, wo sie in ihren vertraulichen Mittheilungen Menschen, Schriftsteller und Bücher beurtheilen. Es geschieht dieses oft sehr derb, oft sehr grob; aber es geschieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz ist Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunstwerke. Ohne ihn ist Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Aesthetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann

man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott *sieht*, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz ist das demokratische Princip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: *ich will nicht!*

Der Verstand ist Brod, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Göthe's und Schiller's so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind *Register der Vergangenheit*: so Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind *Inhalts-Verzeichniß der Zukunft*: so Voltaire und Lessing.

Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt: so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller, wo er an Göthe von dem schlechten Absatze der Propyläen berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ ... Er schreibt: „Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch Nichts von dem deutschen Publikum gegeben“... Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich.“ Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum National-Aerger stacheln, kann man sie nicht zur National-Freude begeistern, und vielleicht führt das Eine

zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem sie angehören, so stolz herabzusehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, sie haben es verachtet, sie haben für ihr Volk Nichts gethan. Aber ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch soll man nur streng scheinen, nicht es sein; man soll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menschen, und Schiller war noch ein schlimmerer Aristokrat als Göthe. Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß ist zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und sich unentdeckt in ihre Reihen mischen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen blos und lassen sich todtschlagen; es ist ein declamirender Komödianten-Adel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tiegers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer sein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederschmettern das Gequicke der Menschlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angstvoll ist, hört und ist still und betet. Der Dämische aber verstopft sich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen

Tage der französischen Revolution, schrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ So spricht noch heute jeder Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lüstern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mittheilen, ohne alle garstige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als sein Volk. So sprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durstigen Menschheit seine Dichter, daß sie trinken, sie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den sie nicht mit uns theilen, noch mehr verschmachten? Und so denkend und so sprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit ist es noch nicht mit der Cultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte?“ Wie kann sich in Jedermanns Händen finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutsche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher schwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende gelesen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Gesundheit als Wassercur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Recensionen zu verschaffen suchen, die über diesen Briefwechsel gewiß erschienen sein werden. Ich freue mich sehr darauf. Was werden sie über das Buch nicht Alles gefaselt, was nicht Alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als echter Monarch, es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich hat sich immer vornehm gehalten, er hat nie selbst von oben gedrückt; er ist stehen

geblieben und hat seinen Janhagel von unten drücken lassen. Nichts ist wunderlicher als die Art, wie man über Göthe spricht — ich sage die Art; ich sage nicht, es sei wunderlich, daß man ihn hochpreist; das ist erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernst und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte seiner Entstehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man sammelt die Parallelstellen; man ist ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's sagte mir einmal: um dessen Dichtwerke zu verstehen, müsse man auch seine naturwissenschaftlichen Werke kennen. Diese kenne ich freilich nicht; aber was ist das für ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakespeare's Bildungsgeschichte und verstehe ich den Hamlet darum weniger, so viel man etwas verstehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verstehen, auch den Othello gelesen haben? Aber Göthe hat durch sein diplomatisches Verfahren die Ansicht geltend gemacht, man müsse alle seine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufassen; er wollte in Bausch und Bogen bewundert sein. Ich bin aber gewiß, daß die erbeude Zukunft Göthe's Hinterlassenschaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der so glücklich war, eine ganze Brieftasche voll ungedruckter Zettelchen von seinem Gotte zu besitzen, breitete einmal seine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und sagte mit Wasser im Munde: „Jede Zeile ist köstlich!" Mein guter Freund wird diesen Briefwechsel, der fünfzigtausend köstliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anstaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefsammlung ist es geschehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in seinem langen Leben, sich zur schönen Bruderliebe wandte, weil er sich vergessen, sich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbstsucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er diesem Fürsten für die von ihm empfangenen Beweise der Gnade dankt, gedenkt er Schiller's, des verstorbenen Freundes und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, sich solcher fürstlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Ge-

danke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm solche Huld zu Theil geworden. Göthe sagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte..... Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unsern Augen trauen? Der Geheimrath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutsche Fürsten zu schelten, daß sie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, so von höchsten und allerhöchsten Personen zu sprechen? Ist der Mann jung geworden in seinem hohen Alter? Ach nein, es ist Alterschwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf gewesen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlasse so hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt sahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte seines leisen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die festverschlossene, uneindringliche Amtsbrust eines deutschen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Frost der strengsten Verschwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl seines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einst preußischer Minister, Göthe's Anklage gelesen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürsten Deutschlands macht, daß Schiller keinen Beschützer unter ihnen gefunden, wenigstens von seinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte

Thatsache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieser den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitausend Thalern jährlich und noch andere Vortheile gesichert hatte. Warum hat Herr von Beyme diesen schönen Zug seines Herrn so lange verschwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen, was kein Gott vorhersehen konnte, daß Göthe einmal menschlich fühlte? Daß der König von Preußen strenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preist das deutsche Vaterland; aber seinen Dienern ziemte es, auch dessen schöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit sie die Nachahmung erwecken, die unsern engherzigen Regierungen so große Noth thut.

In den europäischen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrscher jede Geisteskraft, die ungebunden und frei nur sich selbst lebt, und suchen sie durch verstellte Geringschätzung in wirklicher Geringschätzung zu erhalten. Wo sie dieses nicht vermögen, wo ein Talent sich durchgeschlagen und sich Hochachtung erbeutet, da schmieden sie es an die Schulbank, um es festzuhalten, oder spannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Ist die Regierung voll und kann Keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftstellern wenigstens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man sperrt sie in den Adelshof, nur um sie von der Volksstadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutschland, wo sich doch die Höfe am wenigsten rathen lassen. In Oestreich, wo die Juden seit jeher einen großen Theil der bürgerlichen und alle staatsbürgerliche Rechte entbehren; in diesem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und Alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung gewesen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherren, sobald sie einen gewissen Reichthum erlangt. So sehr ist dort die Regierung besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichthum und seinen Einfluß zu entziehen! Es ist zum Lachen, wenn man liest, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmstadt dem Großherzoge von Weimar seine Räuber vorgelesen,

ernannte ihn dieser zum Rath, der damalige Landgraf von Darmstadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war also zweimal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutsche Kaiser adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Professor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und seiner Würde angemessen in Weimar von der Gunst seines Fürsten. Kein Zweiter übernahm die irdischen Sorgen dieses ätherischen Geistes, Gold hat ihm Keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zusammengeschossen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tausend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der ist bei unsern regierenden Herren schlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutsche Fürsten das Genie würdiger unterstützen, da sie doch die alleinigen und unbeschränkten Verwalter des Nationalvermögens sind?

Göthe hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte sich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleißnerischer Priester zu bestrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte Perrücke, feine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, sobald ein

Verfolgter um Hülfe schrie und holte mit seinen adeligen Händen schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz und starb als Bettler. Milton vergaß über seine Verse die Noth seiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, so ist Thomas Moore. Wie war, wie ist Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein. So wahr er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhms unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen" des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieser Erde und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht vertheidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigner Wächter. Glücklich hast du gelebt, aber du hast gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menschenstimme, das Geräusch des Lebens entzückte mich. Mich fröstelte nicht mehr unter Fischen; ich war nicht mehr in Deutschland.

Gute deutsche Freunde, die mein deutsches Herz besser kannten, als wortfressende Recensenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreisen zu hören. — Du und dieses Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht so, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzosen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe, sind innere Güter, die jeder Deutsche mitbringen kann in jedes Land. Aeußere Güter verlassen wir nicht im Vaterlande, und diese alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutsches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort ist es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhause mit seinen festverschlossenen Fenstern und Läden ist uns des Ofens Hitze sehr zur Last. Wozu die kindischen Abschiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: „Das Nothwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu sein.“ Da nun mehr ist glücklich sein als sein Glück machen, was der griechische Dichter meinte, so ist in unsern Tagen das Nothwendigste zum Glücke eines Menschen, in großen Städten leben, die das sind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Wasser in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein rosenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht

ein Menschenfeind, oder noch schlimmer, ein Lästerer Gottes und ein Empörer gegen seine weise Ordnung. Unter einer spärlichen Bevölkerung treten die Menschen und ihre Schwächen zu einzeln hervor und erscheinen verächtlich, wenn nicht hassenswürdig. Große Verbrechen geschehen so selten, daß wir sie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die sich ihrer schuldig machen, schonungslos verdammen. Ein großes Mißgeschick kehrt erst nach so langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regellosigkeit, für eine Willkür der Vorsehung ansehen und wir murren über die böse Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders ist es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menschen erscheinen dort als Schwächen der Menschheit; Verbrechen und Mißgeschicke als heilsame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, diesen zu erhalten auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Bösen, und die Nothwendigkeit ist eine bessere Trösterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbstmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber gesprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnsucht, die Habsucht, die Genußsucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grausamkeit eigensinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Liest man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geschehenen Selbstmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derselben sich fast gleich bleibt; wie so viele aus Liebesnoth sich tödten, so viele aus Armuth, so viele wegen unglücklichen Spiels, so viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbstmorde als Krankheiten ansehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindsucht, in einem gleichbleibenden Verhältnisse jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutschen Dame in Paris zündete sich aus Unvorsichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfectur zu lesen, woraus sie ersah, daß jährlich sechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß diese Zahl sich fast gleich bleibt. Das tröstete sie viel. Das Schicksal in Zahlen hat etwas sehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widersteht Keiner, und eine Arithmetik und Sta-

tistik der menschlichen Leiden würden viel dazu beitragen, diese zu vermindern.

Wer ein beschauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tische, bequemer als ein Fürst in der warmen Loge seines Bücherzimmers sitzt, Könige vor sich spielen läßt, sie beklatscht oder auszischt und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieser Glückliche wähle Paris zu seinem Wohnorte. Dort ist ein herrliches Schauspiel, wo alles dargestellt wird, was in allen Gegenden der Welt geschieht oder geschehen kann. Man bleibt in Paris so ruhig. Auch die schnellste Bewegung spüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir stehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, sich bewegt. Ruhe ist Glück. In diesem Sinne ist es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris sagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe ist Glück — wenn sie ein Ausruhen ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn, wie in unserm Vaterlande, sie unsere einzige Beschäftigung ist.

In Deutschland gehe ich aus, Bewegung zu suchen und finde sie nie; in Paris ging ich nach Hause, um Ruhe zu suchen und fand sie immer. Dort ist das Leben gesellig, die Wissenschaft gesellig, und das Bürgerthum ist es auch. Die Regierung ist offen und bildet keine geheime Gesellschaft, die mit dem Kinderspuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja diese beleidigen um so mehr, weil sie uns für Kinder erklären, für welche das genug ist.

Nur in der Jugend ist man wahrer Weltbürger; die besten unter den Alten sind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber seit ich das Land der Phantasie verlassen, seit ich Deutschland bewohne, habe ich die entsetzlichste Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräusch. Auch wenn Paganini spielt, auch wenn Sie singt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge selbst für mich, auch

noch so breit; aber auch keine über mir. Ich will unten sitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und Die, welche genießen, Die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutschland das eines Postillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht und dem das Glück ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich ist uns auch jeder Stein auf unsern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben so viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich sein.

Man nennt die Deutschen fromm, bescheiden, freisinnig. Aber ist man fromm, wenn man den Menschen, Gottes schönstes Werk, in Stücke zerschlägt? Ist man bescheiden, wenn man hochmüthig ist? Ist man freisinnig, wenn man dienstsüchtig ist? Man findet bei den Franzosen wohl auch Hochmuth; aber er ist persönlich, seit dem alten Adam herabgeflucht, es ist kein Gemeinde-Hochmuth, wie bei uns; er ist nicht organisirt. Es gibt keinen Beamtenstolz, keinen Hofrathsstolz, keinen Soldatenstolz, keinen Adelstolz, keinen Professorstolz, keinen Studentenstolz, keinen Kaufmannsstolz. In Paris, wie in der kleinsten deutschen Stadt, zündet sich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen sind so viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umschwung des Lebens ist dort so rasch, daß die kleinsten Erscheinungen, durch die kürzesten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als schönes Feuerrad, wenn man sie im Kreise schwingt.

In Deutschland gibt es keine große Stadt. Von Wien ist gar nicht zu sprechen, und von Berlin nicht auf das Beste. Zwar ist dort mehr Geist zusammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabricirt, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es ist nur ein Productenhandel. Es gibt in Berlin geistreiche Beamte, geistreiche Officiere, geistreiche Gelehrte, geistreiche Kaufleute; aber es gibt kein geistreiches Gesammt-Volk. Da

gesellige Leben ist dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, frisch, aber nur roh zu haben ist: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch schöne Blumen; aber das Herz soll kein Markt sein, durch die Adern der Gesellschaft sollen keine Kartoffeln rollen, sondern Blut soll fließen, worin alles aufgelöst ist, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterscheiden kann. Der gesellige Umgang soll demokratisch sein, keine Empfindung, kein Gedanke soll vorherrschen; sondern alle Empfindungen und alle Gedanken sollen an die Reihe kommen. Und in der gesellschaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem Alle sprechen, weil es Allen wichtig ist und das Allen wichtig zu sein auch verdient. Der König ist gut, die Prinzen sind angenehm, das Theater ist schön, Rebhühner sind köstlich; aber immer vom Könige sprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüssig.

Wenn in Deutschland selbst die großen Städte kleinstädtisch sind, so muß man den Geist der kleinen zu bezeichnen, erst ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, ist bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerste getrieben. Man amüsirt sich homöopathisch: in einen Kübel Langeweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich besitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geselligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man sich nach den Mühen des Tages versammelt, dort, nachdem man sich zu Hause die Hände gewaschen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns sind die Erfordernisse zu solcher Bildung getrennt und zerstreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit sucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier ist der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerschlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Clubbs, Casinos, Ressourcen, Harmonieen, Collegien, Museen. Da gesellen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeschäftigten, die Standesgenossen. Da findet Jeder nur, was er so eben verlassen; da hört Jeder nur, das Echo seiner eigenen Gesinnung; da erfahren sie nichts Neues und vergessen sie nichts Altes. Eine solche Unterhaltung ist blos eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß sie

nichts einbringt, und die Zeit rein verloren geht. In diesen Clubbs herrscht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts sieht man als Rauchwolken, die wie Geister aus den Pfeifenköpfen steigen. Erst wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden sollen, besonders wenn die Vorgeschlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod, dann ist ein Leben, wie es auf dem altrömischen Forum war. So besteht jede deutsche Stadt aus fünfzig kleinen Festungen, deren Besatzung auf nichts sinnt, als sich gegen Die draußen zu vertheidigen. Sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen ist nicht die Vereinigung, sondern das Excommuniciren. Wenn Polizei-Minister, Diplomaten, Central-Untersuchungs-Commissäre auf Urlaub, mir versprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu sein, so will ich ihnen etwas Wichtiges mittheilen, etwas Demagogisches. Es gibt in Deuschland einige Tausend Casinos, und eine Million Menschen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die französische Regierung kann schon mit ihren achtzig tausend Wählern nicht fertig werden . . . und so weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die schon wissen werden, was ich meine und was sie zu thun haben. Aber artig sein.

Wenn mechanische Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geschwindigkeit auf einander stoßen, halten sie sich wechselseitig auf und bleiben stehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geschwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So ist es auch mit Geisteskräften. Das ist das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutscher und der Annehmlichkeit französischer Gesellschaften. Wo nur Standesgenossen zusammenkommen, da wird immer die Langeweile präsidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutsche Stadt und möchte den Geist der Bevölkerung kennen lernen, so ist das gar nicht zu erreichen. Man müßte erst ein Jahr lang alle Clubbs, Casinos und Gesellschaften besuchen und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man sich verrechnen; denn es ist mit den geselligen Stoffen wie

mit den chemischen; vereinigt bilden sie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieses unbekannte Dritte fürchtet man in Deutschland wie den Bösen und sucht seine Entstehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Museum eingeführt worden, fragte ich den Secretär, aus welchen Classen von Bürgern die Gesellschaft bestünde? Daß die Gesellschaft classisch sein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Secretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es sind gar keine Bürger dabei, höchstens ein Paar, und wir haben zwei Minister.“ Das hannövrische Museum zu besuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Versehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da schwangere Weiber sich in ihrer weit wichtigern Rechnung so oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir brieflich zu verstehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob sei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutschen! Man sollte diese lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reise nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunschweig. Aus meinem Zimmer im Gasthofe konnte ich durch das Fenster eines kleinen Saales sehen, der menschenleer war und worin auf einem grünen Tische viele Zeitungen lagen. Ich schmachtete sehr nach der Frankfurter Didaskalia und sagte dem Kellner, er möchte mich in das Lesezimmer führen. Dieser antwortete, das ginge nicht an, das Zimmer wäre zugeschlossen, und es wäre eine geschlossene Gesellschaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein schöner Tag und ich fragte, wohin die Leute spazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, dessen Thüre offen stand; ich trat hinein. Viele geputzte und schöne Damen waren da versammelt und ein Tisch war gedeckt für mehr als hundert Personen. Ich nahm ein Messer, spießte zum Zeichen der Besitzergreifung des Gedeckes das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und bestellte provisorisch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, sie wollten mich agaciren;

aber sie waren ganz unschuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordischer Artigkeit, das wäre ein bestelltes Essen und eine geschlossene Gesellschaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Tabak rauchten, Billard und Kegel spielten und andere deutsche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchstaben vermiethet geschrieben stand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich setzte mich unter den Bäumen, wo noch sechs bis acht Gäste saßen, wahrscheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieser Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonst pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieses Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltschale, sagte: Hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume sehe ich auf der Landstraße genug; ich war gekommen, Menschen zu sehen, und finde sie alle geschlossen wie die Spitzbuben.

Auf dieser nämlichen Reise übernachtete ich in Eimbeck, einem Städtchen zwischen Münden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine gräuliche Missethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß sich das Straßenpflaster erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Casino gewesen, ohne Mitglied oder eingeführt zu sein, sondern ich habe auch darin geschlafen und habe mit dem Allerheiligsten, was sich in einem Casino nur findet, einen sträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den Kronprinz ein. Der Kronprinz schien gut wie die meisten Kronprinzen, doch hielt er was er versprochen. Man schlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären besetzt, dieses wäre der Casino-Saal und im Sommer versammelten sich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Casino hielt ich es für Pflicht, stark zu rauchen. Auf dem Tische stand ein Gehäuse von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen

Vogelbauer hielt, bei näherer Untersuchung aber als das Stimm-Gehäuse des Casinos erkannte. Es war sehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauses. Auf dem Giebel des Daches stand statt der Wetterfahne eine dicke goldene Flamme. Im oberen Stocke war ein rundes Fenster, ein Oeil de boeuf, so groß, daß man die Hand hineinstecken konnte. Aus diesem Loche führten zwei verschiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geschosse waren und die Hausthüre vorstellten. Ueber der einen Schublade stand mit goldnen Buchstaben Ja, über der andern Nein geschrieben. Ich untersuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden schändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen stehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, so daß der Stimmsammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein und aus Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügerisch und der Casino-Präfect hat die Wahlen ganz in seiner Gewalt. Im Eimbecker Casino wird aber nicht mit Kugeln gestimmt, sondern mit hölzernen Eicheln, vom Posamentier mit grüner Seide überzogen. Ich stecke eine von den Eicheln ein, sie mit auf Reisen zu nehmen. Die Nacht schlief ich sehr unruhig; ich fürchtete, der Geist des beleidigten Gesetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die gestohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne seidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr später, da sie alt geworden war, einem Kutscher in Mainz schenkte. Wie schauerlich sind die Wege des Schicksals! Eine Stimm-Eichel aus dem Casino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutschers! Und der Mensch jammert, daß er sterblich ist?

Giace l'alta Cartago, e a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba.
Muoiono le città, muoiono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba;
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden, den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, sie muß sich zu Pferde setzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menschen, die brauchen längere Zeit, ein Geschichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geschehen zu lassen. Das sind die Generalpächter der Langeweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Gesellschaft ist, auch nur das kleinste Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte gibt der Menschheit eine Lebensdauer von zwanzig tausend Jahren, welches nicht sonderlich großmüthig ist. Hätte es Herrn Butte etwas gekostet, sie zwanzig tausend Millionen Jahre leben zu lassen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menschheit zu kennen, da wir darum doch nicht wissen, wie weit sie noch vom Tode hat, weil wir ihre schon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menschheit ist gewiß älter, als sie gesteht, ob man zwar, da sie eine echte Schwäbin ist, glauben sollte, sie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuisen in München ist doppelt so freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tausend Jahren der Erde einen Besuch machen; es muß also angenommen werden, daß alsdann die Menschheit noch leben wird. Ließe sich denken, daß der Mond ein ausgestorbenes Haus besuchen, oder eine so weite Reise machen sollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menschheit zu weinen? Nimmermehr. Diese etliche und dreißig tausend künftigen Jahre mit den schon verlebten zusammengerechnet, machten also vierzig tausend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuisen? Das ist eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; diese Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereisten Landesmutter, bei einem „Natur- und Staatsfeste" nachgesungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geistlicher, betrunkene Gäst —
Sprich! wie reimt man das am best'?

Bonifacius kam aus England;
Landesmutter ist verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;
Dem Staate ist zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Uebel stammen. —
So reimt sich das zusammen.

— Das Leben Carnot's von Körte, das ich in diesen Tagen gelesen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinsten antiken Style gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung seines Herzens, jeder eigenen Meinung entsagend; er gehorchte immer den Gesetzen, er gehorchte selbst jeder Obrigkeit, sobald diese sich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man sich gestehen, daß, wenn Carnot seinem Vaterlande gute Dienste geleistet, er dieses nicht durch seine Tugend, sondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es ist eigentlich selbst in unsern Tagen nicht das Wesen der Tugend, das man gering schätzt, sondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerspruche stehend, sich lächerlich darstellt. Auch der reinste Ton klingt widerlich, wenn er sich in eine Harmonie mischt, die ihm fremd ist. Wenn Carnot, da er einst als Kriegsminister mit einer Lieferantengesellschaft einen Contract für den Staat abgeschlossen, wenn dieser das in Frankreich bei solchen Anlässen immer üblich gewesene Geschenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitausend Louisd'ors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten in's Fäustchen lachen sieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberischen Directorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreise gegeben worden, nach seiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsschatz zurückschickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung solcher Tugend etwas spötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Ent-

sagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfe bringen, das selbst der Tugend zu schwer fällt; er muß seine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabensten Charakter eines guten Bürgers, und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in seinem Spion aufgestellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen schmerzlichen Tod erduldet; aber Cooper's Spion allein hat für sein Vaterland ein schmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach seiner Rückkehr von Elba gewesen, zeigt sich in Nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienste verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber solche Zeit der Noth kann für alle Fürsten eintreten, und es wäre daher sehr weise, wenn sie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menschen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe besoldeten. Die Höfe haben so viele Sinecurstellen — warum errichtet man nicht auch ein Ministerium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends ist es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, schmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre besser ein Krebs sein, als Mensch und unter Menschen leben!

— Eine Kutsche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das ist ja prächtig, es sind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkischen Pfeife am Fenster des ersten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hut-Sarg. Da war es mir, als flüsterte eine Geisterstimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelstunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus sah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers schwebte in's Haus hinein. Wie heißt sie? frug ich den Wirth. — Madame Molli. — Wer ist ihr Mann? — Sie ist Wittwe. — Wittwe! sehr schön; aber eine

Madame! Das ist schlimm. Ich besitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollständiges Linnéisches System von allen Wittwen-Gattungen in der Natur aufstellen. Aber Scribe's Wittwen sind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquise von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Wittwe umgehen? Ich versuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige interessante melancholische Züge in meinem Gesichte zurückgelassen, und die Weiber trösten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübsinnig mit verschränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taschen mit Kreuzern und vertheile sie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, sie küssen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und sie wird es wohl für ein Medaillon ansehen. — Eine abwesende Geliebte? Oder ist sie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern ist die Liebe so oft eine Tochter als die Mutter der Eifersucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, siegreiche Langeweile — du zauberst ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere sein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß schon nicht mehr, was ich spreche. Ihre Schwester, ihre Cousine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um so besser. Ich muß mich heute noch sehen lassen. Ihr Fenster geht nach dem Garten. Ich sitze in der Laube, lese Pfisters Geschichte der Deutschen und streiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch ist hellblau gebunden und kann etwas Romantisches vorstellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute sprechen sie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe; dein Herz ist mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden, den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vocal-Musik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Sylbe und rief Conrad, die andere die erste und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Wittwe ist, wird sie mir viel zu schaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Wittwenstimme von hundert andern Stimmen unterscheiden; denn sie hat gewiß etwas Eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli ist nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle schlanke Gestalt mit etwas blassem Gesichte. Das ist eine schöne Bläße! Das schüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es sich freudenroth und liebeswarm.

Sie hat eine Art sich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es ist, als wenn ein Lüftchen sie beugte, es ist, als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen stehende Zimmer, worin das Mädchen säuberte. Dreizehn ausgeleerte Wasserflaschen standen umher. Ich stellte sie in Reihe und Glied vier Flaschen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen sie nur zurück und sähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was schadet's? Der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reisebilder. Ossian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Ist das Ernst oder glaubten sie, es sei eine Räubergeschichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaschen Wasser verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Todten ruhen, von Raupach. Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, so laß ich mir es gefallen! Das ist auch alte Zeit; aber sie ist kindlich, nicht kindisch; sie ist heiter,

keift nicht mit der Jugend, sondern spielt mit ihr. Das ist auch süße Minne; aber süß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das sind auch treue Bürger; aber demüthig sind sie nicht. Das sind auch muthige Ritter; aber hochmüthig sind sie nicht. Das ist auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er strahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigste Hütte. Golden und warm ist Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's west-östlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verstand lesen; mit Herz habe ich es früher einmal versucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Aulischen Werther ausgenommen, den er geschrieben, sich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das sind keine Weingesänge, das sind keine Liebeslieder! Das sind keine losen, das sind feste Gedichte. Wohl anmuthig säuselt die Luft durch Zweige und Blätter und schüttelt sie freundlich; aber den starren Stamm bewegt sie nicht. Was wurzelt, ist halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientalisch dichten? Gefangene sind Jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinaussingen in die kühle Luft. Das Lied ist leicht, das Herz ist schwer. Selbst Salomon seufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erst seine Sclaven lieben und trinken!

Von den Orientalen stammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotischen Herrschern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poesie ist kindlich, weil aufgewachsen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindisch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Göthe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am begierigsten angeeignet. Alles andere fand er, dieses suchte er; Göthe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl ist zart und reinlich: darum gefällt er. Er ist vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unter-

suchte, ob die so glatte Haut Kraft und Gesundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber diese Würde kommt nicht von seiner Herrlichkeit, sondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er schlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, statt Ehrfurcht, dieses ursprüngliche Gefühl, welches die gottentsprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für Die, welchen solche Huldigung genug ist; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, lassen wir uns doch nicht verblenden; stutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo ist das Recht?

Göthe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme, scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es ist Alles anders. Der Muthige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entschiedene schnell. Wer auf dem schwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirstange der Ueberlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit Allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich unsicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden, und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrstyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er spricht, steht: tel est notre plaisir; Göthe ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken sind alle ummauert und befestigt. Er selbst will, sein Leser kann nicht mehr hinaus, sobald er in sie eingedrungen. Das Thor schließt sich hinter ihm, er ist gefangen. Göthe, weil er beschränkt ist, beschränkt. Das Umflattern der Phantasie der eigenen wie der fremden, belästigt ihn; er stutzt sie, und der flügellahme Leser preist einen Dichter hoch, zu dem er sich nicht zu erheben braucht, weil er so gütig ist, auf gleichem Boden mit ihm zu stehen.

Göthe verbietet, ja selbst dem Eigenwilligsten verhindert er das Selbstdenken. Und sage man nicht: es geschieht, weil er den Gegenstand bis auf den Grund ausschöpft, weil er der Wahrheit höchste Spitze erreicht. Der menschenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, auch seine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, so ist es, weil er den irdischen Dunstkreis nicht verließ. Der wahre Dichter schafft seinen Leser zum Gedichte, das ihn selbst überflügelt. Wer nicht dieses vermag, dem ist Nichts gelungen. Ein Gesell zieht er Gesellen an; aber er ist kein Meister und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai.

Was mich in Paris am meisten ansprach, war die Vermischung der Stände. Ich sah in einem Glase alle Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt: das zog sich an, stieß sich ab, gährte, zischte, schäumte, und am Ende mußte Jeder von seiner Natur etwas ablassen und von der fremden etwas annehmen. Ich sah das Leben einmal auf dem nassen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieser chemische Proceß machte mir Freude, sondern auch so mancher unauflösliche Deutsche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die Keinen neben sich dulden können und die, wenn sie keinen Herrn vor sich und keinen Diener hinter sich haben, sich für verlorne Menschen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariser Gesellschaften. In ihrer Angst, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten sie gar nicht, wo sie sich hinwenden sollten, und gleich einer vom Wasserstrudel ergriffenen Nußschale drehten sie sich um sich selbst und kamen nicht von der Stelle. Diesen gefiel es gar nicht in Paris und sie waren recht froh, als sie wieder nach Hause kamen, jeder in seine heimatliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutscher Freund noch spät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegessen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers gewesen, zur Hälfte christlichen, zur Hälfte jüdischen Glaubens. Lafitte dachte seinen Frankfurter Gästen keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er sie alle neben einander setzte, und so kam durch eine fürchterliche Erderschütterung ein Frankfurter christlicher Kaufmann neben einem jüdischen zu sitzen. Die Christen verloren alle Haltung, rutschten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingesperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor sich nieder. Der eine Jude, ein neckischer Mensch, versuchte mehrere Male seinen christlichen Nachbar zur Besinnung zu bringen und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer sie Beide eigentlich wären und was sie unterscheide. Aber es half Alles nichts, die Christen in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Essen nahm jeder seinen jüdischen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Caffeesaale auf und ab und erkundigte sich auf das freundschaftlichste nach dem Befinden der Kanzen und Restanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutschen Baron. Zwischen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich gesetzt: Herz, Geist, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen ist Alles Geschäft, selbst das Vergnügen; beim Edelmanne Alles Vergnügen, selbst das Geschäft. Ich hasse daher keinen Edelmann, ich hasse nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, sondern wegen ihrer schönen Eigenschaften, die sie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das ist nöthig;
Niemand hass' ich; soll ich hassen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Hasse gleich in ganzen Massen.

Aber jenen Baron hasse ich nicht blos massiv, sondern auch in's Besondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tische häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief seinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menschen, er solle das dem Hunde bringen. Der junge Bauerssohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Scham. Ich ward blaß vor Aerger, häufte auch von meinen Resten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und sagte: Ich hoffe, der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verschmähen. Der Baron schwieg ganz still. „Il n'y a pas de réparation" — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Gesandtschafts-Attaché sagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn so eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den sich „sa bourgeoise" gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand sich ein Hofrath in Ems, der die närrische Leidenschaft hatte, nach den Wappensiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte sich an jenen Edelmann und kroch so lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr sein Petschaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen sagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen seines Geschlechts und bat gehorsamst um ein Siegel. Der Baron sagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber seine Cigarre verlöschte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adelige Wappen lustig zu machen und fragte unter anderem: woher es käme, daß meistens Vieh darauf vorkomme? Man sollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien seien alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter gewesen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naseweiser war, als ich. Der Baron nahm uns das sehr

übel; aber sprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwischen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war sehr kränklich und für seine Gesundheit noch ängstlicher besorgt, als nöthig war. Er scheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Flusses, war jeden Abend um sieben Uhr schon in seinem Zimmer und schloß die Fenster präcise mit Sonnenuntergang. Er war besonders auf seinen Kopf bedacht, den er selbst bei Tische mit einem rothen ledernen Jacobiner-Mützchen bedeckt hielt und mit dessen schwarzer Troddel er etwas kokettirte. Nun geschah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und schönen Prinzessin ein kleines Fest im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegästen waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergessen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Commissär, der die Einladungsliste für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben sei? Der Commissär entschuldigte sich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße heraufkam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichst gegenwärtig vergessenen Baron nachträglich zu seiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach seiner Wohnung, der Baron erwiederte, er ginge eben nach Hause, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thüre seiner Wohnung gekommen, blieb er stehen, drehte sich um und ließ sich einladen. Ich bewunderte die chinesische Geistesgegenwart sowohl des Lakaien als des Barons.

Die Gesellschaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwischen der staubigen Landstraße und dem zugluftigen Flusse liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen stand vor der Gartenmauer und sah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Brust die Schwindsucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, dessen Weisheit ich in Anspruch nahm, sah sich erschrocken um

und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, selbst kleine regierende Fürsten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der sengenden Julisonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgestellt. So standen sie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; sie machten keinen Schritt. Die Prinzessin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechselte einige Worte mit den Gästen; aber an unseren Baron kam diese Ehre nicht. Ich war vor Erstaunen außer mir, daß ein so kranker und ängstlicher Mensch seine Gesundheit und Ruhe einer fruchtlosen Eitelkeit aufopfern und sich in eine Gesellschaft erbetteln mochte, in der er so wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen stand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht fest in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron stand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetischen Maßregeln und sah mich mit neidischen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernsthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Diesen Baron fand ich in Paris in der Abendgesellschaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundschaftlich auf ihn zu, wie man sich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigsten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutschen Bade, wo sich die Adeligen von den Bürgern absondern, als hätten sie die Krätze — sie oder sie — wendete sich um und wollte mich nicht gesehen haben. Ich kam gerade aus den Variétés und war voll der schönsten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich seinem Gesichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und sagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann moncherte ich ihn den ganzen Abend sehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Partieen arrangirt wurden, zwang ich ihn Ecarté mit mir zu spielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unsern Tisch. Ich stand auf, nahm den Baron bei der Hand und sagte: Ich empfehle diesen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er ist nach mir der liebenswürdigste aller Deutschen. „Sie sind

sehr bescheiden" — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber schmeicheln, daß dieser Fächerschlag dem Barone gegolten und nicht mir. Der Baron war so entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm sprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als sie selbst, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine seiner vier Marken wegschob. Dadurch überholte ich ihn im nächsten Spiele und er verlor die Partie, welches mir große Freude machte.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Vierter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Dramaturgische Blätter.

		Seite
	Vorrede	3
I.	Die Leibeigenen. Trauerspiel von Raupach	15
II.	Der Lorbeerkranz. Schauspiel von Ziegler	21
III.	Saul. Tragédie par A. Soumet	25
IV.	Die Ahnfrau. Trauerspiel von Grillparzer	29
V.	Die Spieler. Schauspiel von Iffland	33
VI.	Die Vestalin. Oper von Spontini	34
VII.	Elise von Valberg. Schauspiel von Iffland	35
VIII.	Der Bergsturz. Oper von Weigl	37
IX.	Der Schutzgeist. Dramatische Legende von Kotzebue .	38
X.	Don Carlos. Trauerspiel von Schiller	39
XI.	Saul. Melodrama, Musik von Seyfried	42
XII.	Die Feinde. Trauerspiel von E. v. Houwald . . .	43
XIII.	Die Hussitten vor Naumburg. Schauspiel von Kotzebue	50
XIV.	Die gefährliche Nachbarschaft. Lustspiel von Kotzebue	51
XV.	Der Leuchtthurm. Drama von E. v. Houwald . . .	52
XVI.	Die beiden Gutsherren. Lustspiel von Jul. v. Voß .	63
XVII.	Der verbannte Amor. Lustspiel von Kotzebue	70
XVIII.	Die Entdeckung. Lustspiel von A. v. Steigentesch . .	71
XIX.	Der Jude. Schauspiel von Cumberland	72
XX.	Die Schweizer-Familie. Oper von Weigl	75
XXI.	Correggio. Von Oehlenschläger	76
XXII.	Agnes van der Lille. Schauspiel von Frau v. Weißenthurn	78
XXIII.	Pierre de Portugal. Tragédie par Lucien Arnault . .	81
XXIV.	Die Soldaten. Schauspiel von Arresto	85
XXV.	Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich v. Kleist	86
XXVI.	Verlegenheit und List. Lustspiel von Kotzebue	90
XXVII.	Die Entführung. Lustspiel	91
XXVIII.	Thomas Aniello. Trauerspiel von August Fresenius .	93

Seite

XXIX. Cardenio und Celinde. Trauerspiel von Karl Immermann 96
XXX. Die eifersüchtige Frau. Lustspiel von Kotzebue . . 102
XXXI. Marianne. Trauerspiel von Gotter 103
XXXII. Beschämte Eifersucht. Lustspiel von Frau von Weißenthurn 105
XXXIII. Die Entführung aus dem Serail. Oper von Mozart 108
XXXIV. L'école des Vieillards. Comédie par Casimir Delavigne 109
XXXV. Johann, Herzog von Finnland. Schauspiel von Frau v. Weißenthurn 112
XXXVI. Der Wollmarkt. Lustspiel von Clauren 113
XXXVII. Das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht von Immermann 120
XXXVIII. Die Familie Anglade. Schauspiel von Freiherrn v. Thumb . . . . . 13[illegible]
XXXIX. Emilia Galotti, von Lessing . . . . . 14[illegible]
XL. Das Taschenbuch. Drama von Kotzebue . . . . . 14[illegible]
XLI. Der Tagsbefehl. Drama von Töpfer . . . . . 14[illegible]
XLII. Die deutsche Hausfrau. Schauspiel von Kotzebue . 15[illegible]
XLIII. Das Kind der Liebe. Schauspiel von Kotzebue . . 15[illegible]
XLIV. Lilla. Oper von Martin . . . . . 15[illegible]
XLV. Der Vorposten. Schauspiel von Clauren . . . . . 15[illegible]
XLVI. Die Großmuth des Scipio. Heroische Oper von Romberg . . . . . 15[illegible]
XLVII. Nachtigall und Rabe. Ein Schäferspiel, Musik von Weigl . . . . . 15[illegible]
XLVIII. Die Heimkehr. Trauerspiel von Houwald . . . . 15[illegible]
XLIX. Das Nachtlager in Granada. Schauspiel von Kind 16[illegible]
L. Graf von Essex. Trauerspiel nach Banks . . . . 16[illegible]
LI. Der Findling. Lustspiel von Contessa . . . . . 16[illegible]
LII. Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama . . . . . 16[illegible]
LIII. Der Hausdoktor. Lustspiel von Ziegler . . . . . 17[illegible]
LIV. Le Corrupteur. Comédie par Lemercier . . . . . 17[illegible]
LV. Maria Stuart. Trauerspiel von Schiller . . . . . 17[illegible]
LVI. Unser Verkehr. Posse . . . . . 18[illegible]
LVII. Tancred. Große heroische Oper von Rossini . . . 18[illegible]
LVIII. Der Sammtrock. Lustspiel von Kotzebue . . . . . 18[illegible]

Dramaturgische Blätter.

Vorrede.

Deutschlands kritische Nacht war gekommen, die Wärter saßen kopfschüttelnd am Bette, alte Basen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf, saß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine siegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantasieen hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Gesundheit kehrte mit schnellern Schritten zurück, als sie sich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Genesende schwach; aber er lächelte selig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage und Vetter Michel stand wieder auf den Beinen, schnitt sich zwölf Dutzend neue Federn, und aß Abends seinen Kartoffelsalat. Noch einige Tage, und das Testament in der Furcht des Todes geschrieben wurde hervorgesucht und zerrissen; es sollte Alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünschend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke versprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Gesunde lachte den guten Mann aus und sagte: Im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug gesprochen und versprochen haben. . . . Ach! es war eine schöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen

Bundesstaates war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaates gekommen. Früher hatte ich gehorsame, eilfertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Conscribirte verfolgte, zu erspähen, und den französischen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischem Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther festzuhalten und deutschen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen solchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich nicht die drei Farben tätowirt hätte. Ich fand nichts, sah, daß Alles gut war, und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geschäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in sehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte schon begonnen, die Abonnements-Gelder waren schon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen und das Versprochene voll machen sollte. Da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der sein Leben lieb gewonnen und, um es fortzusetzen, Komödiant geworden war, ich solle über das Theater schreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich setzte die wohlweise Perrücke auf und sprach Recht in den wichtigsten und hitzigsten Streithändeln der deutschen Bürger — in Komödien-Sachen. Wie ein Geschworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewissen; um die Gesetze bekümmert ich mich, ja ich kannte sie gar nicht. Was Aristoteles, Lessing, Schlegel, Tiek, Müllner und Andere der dramatischen Kunst befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube, er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damal

sehr schonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoste sie. Eine gleiche Nachsicht fand ich auch, wahrscheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewisse bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menschen sind gar nicht so schlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie lassen Jedem gern seine Meinung, häßlich oder schön, wenn er nur fest darin steckt, wie in seiner Haut; versteckt man sich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauisch den Vorhang weg, um zu sehen, wer dahinter ist. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, sogar Kotzebue lobte mich. Wie wüthend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erstach, Rattengift — dummes Volk!

So sind diese dramaturgischen Blätter entstanden, die ich jetzt, gesammelt und vermehrt, den Lesern vorlege. Möchten sie größere Freude daran haben, als ich selbst dabei gefunden. Ich beklage verlorne Zeit und fruchtlose oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert so wenig die schöne Kunst, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide schrecken nur von Vergehungen ab, beide bestrafen sie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch Recht haben mögen, wenn sie ihre Recensenten Freudestörer schelten. Wir sind wirklich garstige Raupen, die Blatt nach Blatt abfressen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unschuldig, wie der Mensch im Paradiese; ich konnte über einen Iffland'schen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närrische Pudel gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntniß, lernte Gutes vom Bösen unterscheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglase in das Schauspielhaus und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles schön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meisten.

Ein Kerl, der kritisirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Es ist wahr, ich hatte bei meinem dramaturgischen Bestreben eine schönere und bessere Absicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur schon genug gekränkt hatte, und seine armen Bewunderer zu verspotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergessen, daß es Lehren gibt, die, wenn nöthig geworden, fruchtlos sind. Ich sah im Schauspiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, schlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerschlug ich den Spiegel. Kindischer Zorn! In den Scherben sah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keines haben *können*. Das Erstere war mir gleichgültig — man kann ein sehr edles, ein sehr glückliches Volk sein, ohne gutes Schauspiel — aber das Andere betrübte mich. Dieser Schmerz gab meinen Beurtheilungen eine Leidenschaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man sie mißverstanden. „Sie sind zu scharf" — sagten mir oft Freunde, weil sie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauspieler abgesehen. Gute Gott! Wäre der Dichter oder der Schauspieler mein Sohn gewesen, ich hätte ganz so von ihm gesprochen, wie von dem Fremden, so wenig dachte ich daran, einem wehe zu thun. Es war oft komisch, wenn junge Leute, die Respect vor mir hatten, im Theater oder nach demselben auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder schlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Acte den ersten, wenn der Vorhang fiel alles vergessen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder schlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: das Stück *mußte* schlecht gewesen sein, und da setzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Komödienzettel des Abends, die Natur in der Kunst. Ich schlug den Sack und meinte den Esel. Das französische Schauspiel, das classische zumal, ist mir weit mehr zuwider als das deutsche; aber nur, wenn ich es lese, nicht, wenn ich in Lande es darstellen sehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des französischen Dramas die der Franzosen, die ihrer Nationalität sind; die Gebrechen des deutschen Dramas aber zeugen von de

Unnationalität der Deutschen, und das ist zum Verzweifeln, das ist keine bloße Komödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demselben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, und wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zusammensteckt und geduldig über sich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresschlusse der Geschichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das sich selbst nicht zählt, wo es selbst die Rechnung macht, — ein solches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus sein; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor sein, der weise Betrachtungen anstellt, es wird nie selbst ein Held sein.

Alle unsere dramatischen Dichter, die schlechten, die guten und die besten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterlosigkeit. Unser stilles, bescheidenes, verschämtes Wesen, unsere Tugend hinter dem Ofen und unsere Scheinschlechtigkeit im öffentlichen Leben, unsere bürgerliche Unmündigkeit und unser großes Maul am Schreibtische — alles dieses vereint, steht der Entwickelung der dramatischen Kunst mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und schweigen groß handeln. Die Sculptur kam in der christlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Gestalten zu sehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charakter zu sehen, läßt die dramatische Kunst in Deutschland nicht aufkommen. Zwar versetzt sich der Deutsche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber diese Leichtigkeit wird durch die andere, sich aus jeder Lage zu versetzen, wieder zu nichte gemacht. Der Deutsche reflectirt über Alles, sieht Alles aus der Vogelperspective und ist darum nie in der Mitte der Sache. So ist er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und ist nie scherzhaft. Den Punkt, den sich Archimedes wünschte, hat er gefunden, und er sollte wünschen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutsche in ein fremdes Verhältniß ein, dann geschieht es als Gast, er ist bescheiden und verlegen und thut nicht wie zu Hause darin. Der Deutsche hat Alles und ist Nichts, und die dramatischen Charaktere seiner Schauspiele haben darum nur, was sie sein sollten. Im Lustspiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erscheint, sehen wir den Geist aber nicht den Charakter des Witzes; wir sehen witzige

Geister, aber keine witzigen Charaktere. Die Personen haben Witz und sind nicht witzig. Bezeichnend für diese Gattung der Fehlerhaftigkeit ist Raupach, ein Mann von Geist, Geschmack und schöner Darstellung. Alle seine komischen Personen machen sich über sich selbst lustig, greifen dadurch in das Recht des Zuschauers ein und rauben diesem alle Lust. Sein Eifersüchtiger in „Laßt die Todten ruhen", sein Shakespeare's-Narr in „Kritik und Antikritik", persifliren ihren eigenen Charakter; der eine verspottet die Eifersucht, der andere die Shakespeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verstellen ihre Stimme, sind aber nicht, was sie scheinen. Ich habe, so viel ich mich erinnere, in den Kritiken dieser Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutschen Lustspiels und die Schuld daran gemacht, und ich will hier darauf hinweisen.

Hat das Lustspiel keine Lust, ist das Trauerspiel dafür um so trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter selbst. Der arme Tragödist, ein geplagter Schulmeister, auf dessen Bänken naseweise Könige und wilde Völker sitzen und der die Ruthe gebrauchen soll für beide, bekommt sie öfter, als er sie austheilt. Er ist furchtsam, versteckt sich hinter die Tugend, sagt, nicht er gebiete, sondern sie, nicht er sei streng, sondern sie, und man möge ihm nichts übel deuten. Im Hause haben wir Muth, der Deutsche hält etwas auf sein Hausrecht; da sind wir im Stande, wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe, sogar einem Präsidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Thüre, wo die Polizei beginnt, wenn die Decoration einen Pallast, eine Straße, einen Markt vorstellt, da sind wir ängstlich und blöde, sehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemüthlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieser weinerlichen Stimmung, wird ein lyrisches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindsamer Tyroler, ein operlicher Belisar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, Recht zu behalten; dem ehrlichen Deutschen aber liegt daran, Recht zu haben, und darum haben seine Helden alle Recht und die Geschlagenen immer Unrecht. Unser Haus-Herz, unsere Provinzial-Empfindung verdirbt die Kunst.

Dem tragischen Dichter ergeht es, wie dem Schweizersoldaten. Er steht mitten im tragischen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben steigt im Preise, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Muth über den Augenblick, die Flamme der Begeisterung erwärmt selbst den kalten Feigling, der Held kämpft wie ein Löwe — da horch! — da summt einer den Kuhreigen; der Held steht stille, es wird ihm schwabbelig, seine Augen tröpfeln, er läßt den Arm sinken, wirft das Schwert hin, desertirt, vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, Alles, läuft in die Heimat zurück, setzt sich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da sitzt der Held, statt zu streiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er sich warm gelaufen; denn was ist ein deutsches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Rest nimmt eine schamlose Censur hinweg. War nicht Grillparzer's jungfräuliche Muse schön und hold? Nun seht, seht! Man hat sie der ehrlosesten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtstube der Polizei wurde sie geschmäht und geschändet, und setzt schleicht sie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid springen möchte. Sagt nicht: so schlimm ist es nicht überall; doch, doch, so schlimm ist es überall. Nicht die Censur, die das Drucken verbietet, die andere ist die verderblichste, die uns am Schreiben hindert; und das thut sie im ganzen Lande. Wir werden censirt geboren, unsere Ammenmilch ist censirt. Ein Deutscher könnte fünfzig Jahre Groß-Inquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inseln im stillen Ocean könnte sich an eines seiner harten Worte stoßen und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben. Wir sind so sehr gewöhnt, vorsichtig zu sein, daß uns die Vorsicht zu thierischem Instincte geworden und wir sie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wie viel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird. Selbst verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder seines

Geistes. Er windelt sie gegen die Luft bis zum Halse ein, und si liegen da, wie die ägyptischen Mumien, regungslos und bedeck mit Hieroglyphen. Darum ist auch kein Leben, darum herrscht auc das Fratzige und Räthselhafte in allen dramatischen Gedichten Der Dichter will nicht gedeutet sein, er nimmt seine Urbilder nich aus der Wirklichkeit. Sie verspotten die Thorheiten des vorige Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtau sends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexiko, oder ei Vetter aus Lissabon kommt, wissen sie nichts Neues aufzutreiben Sie kennen die Natur und kennen den Menschen nicht. Eine Laun machen sie zur Leidenschaft, den Rausch der Leidenschaft zur perenni renden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbar Gedanken lassen sie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgestalte Ungeheuer von Geschichten lassen sie geschehen, und sie vergessen, da wenn im Leben auch das Unwahrscheinlichste zuweilen wirklich wir es doch auf der Bühne nie geschehen darf. Und gelingt es ja ein mal einem dramatischen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben schö und wahr darzustellen, läugnet er es ab, opfert seinen Künstle ruhm seiner Ruhe auf und sagt:

Bemüht euch nicht, im Buche der Geschichte
Der Quelle meines Liedes nachzuspüren;
Die Wirklichkeit taugt selten zum Gedichte.

Es sei Alles erfunden, Alles gelogen, er habe an Nichts dabei g dacht, das Stofflose sei der echte Stoff für ein Drama, und Nichts zu denken, das sei die rechte Art, eine Tragödie zu schre ben! denn

Was niemals war, das ist zu allen Zeiten.

Mit dem französischen Drama hat die Kritik freilich auch ih große Noth und Langeweile; aber der Zuschauer nie. Ist es ke Trauerspiel, ist es kein Lustspiel, so ist es doch wenigstens ei Zeitung von den Ereignissen des Tages, an denen Jeder Th nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatscht, man ma Lärm und hat seine Freude daran. Wenn aber dem deutschen Dra der Kunstwerth mangelt, mangelt ihm Alles. Nur der einzi Kotzebue hat den Verstand gehabt, seinen Schauspielen, die sich a gleichen, wenigstens den Kalendernamen des Tages zu geben u

er hat damit gewirkt. Es ist ganz zum verzweifeln, daß der Deutsche mit der Temperatur der Jahreszeiten nie im Einklange steht. Im Winter geht seine Seele nackt, im Sommer trägt sie einen Pelz. Im Kriege ist er politisch und spricht nicht von Politik, während des Friedens theilt er die Welt aus. Er schreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Oestreicher, welchen er sein Geld anvertraut, bekümmert er sich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friedrich eine Vorlesung über die Infinitesimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger und patriotischer, zur Feier eines solchen Tages eine Vorlesung über den deutschen Fürstenbund zu halten. Engländer und Franzosen walzen mit der Zeit, der Deutsche tanzt einen Menuet mit ihr. Sie sind sich immer entgegen, der Chapeau steht oben, die Dame unten; sie entfernen sich von einander und sehen sich dabei schief an, und wenn sie sich begegnen, reichen sie sich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutscher der Zeit die Hand küssen, benimmt er sich so ungeschickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen sie nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fuld werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! es kommt noch dazu, daß sie dem lieben Gott eines setzen — wollten sie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe sollte in seiner Vaterstadt einen Tempel der Vesta haben; er war schon in Kupfer gestochen. Können die dramatischen Dichter besser sein? Und wären sie es und spielten sie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts helfen. In Tyrol ist Immermanns Trauerspiel von Tyrol, wie uns Heine erzählt, selbst zum Lesen verboten. Ist ganz recht; die Tyroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauspieldirector denkt daran, unter den Tausenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den ersten Wintertagen spielen sie überall den Graf Benjowsky, weil eine Schnee-Decoration darin vorkommt. Das ist aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiste der Zeit bringt. Das Volk ist nicht

besser. Denkt denn Einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich sah Lessings Minna von Barnhelm aufführen. Darin sagt der Wachtmeister Werner: „Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das sollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Christen wären.“ Varnh war gerade an die Russen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los! . . . O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat sich gerührt. Ja es war stiller als vorher; es schien, als hätte der Athem des ganzen Hauses gefürchtet, irgend eine Theilnahme zu verrathen. Dieses geschah freilich in Hannover; aber Hannover ist nur der Titel des Landes; ganz Deutschland ist hannövrisch. Der Teufel mag Komödien schreiben für solche Menschen!

Ich wollte, daß ich auch sagen könnte: wer mag vor solchen Menschen spielen! Aber, warum nicht gut spielen? Das Drama sei, wie es wolle, der Zuschauer sei, wie er wolle, gut spielen ist immer möglich und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutschen Schauspielkunst erklären, aber zu entschuldigen ist er gewiß nicht! Und wenn man die zwanzig guten Schauspieler und Schauspielerinnen, die Deutschland vielleicht hat, versammelte und sie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut gespielt werden. Jeder bekümmert sich nur um seine Rolle, Keiner um das Ganze, Keiner um die Rolle des Mitspielenden. Warum sind die Orchester gewöhnlich gut, ob zwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künstler sind, die fühlen und verstehen was sie vorgetragen? Es kommt daher, weil sie in Ordnung gehalten werden, weil sie aus einem Tacte, einem Tone spielen. Könnte man die Schauspieler nicht auf gleiche Weise leiten? Könnte man ihnen nicht Ton, Tact, Temperatur vorschreiben? Könnte nicht der Regisseur hinter den Coulissen mit einem Stäbchen commandiren und das Zeichen geben, wenn geschrieen oder gelispelt, langsam oder geschwind gesprochen, wenn der Kopf hängen oder sie gerade halten, der rechte oder der linke Arm sich bewegen soll? Die Schauspieler verstehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakespeare's Hamlet, und sie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius eine

Einfaltspinsel und Ophelia zur Schwärmerin. Man sollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anstellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauspielern kritisch erläuterte. Die Bessern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Fassungskraft wenigstens das gewonnen werden, daß sie den Bau und Zusammenhang des neuen Stücks, daß sie es räumlich kennen lernten. Das wäre schon Vortheil genug. Man hat mir von Schauspielern erzählt, die schon zwanzig Jahre in einem Stück aufgetreten sind, ohne dessen Ausgang zu kennen, weil sie lange vor demselben abzutreten haben und sie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theaterschule? .. Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über schauspielerische Darstellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern in diese Sammlung aufgenommen. Es geschah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurtheilungen der Schauspieler mich erinnere, möchte ich Asche auf mein Haupt streuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menschen sehr wehe gethan. Die Beurtheilungen bezogen sich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, sah, daß schlecht gespielt wurde, und dachte, das wäre unserer Bühne eigenthümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das sei allein bei uns so. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends besser sei, ja an vielen Orten noch schlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einst zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urtheil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Decimiren; sie bekamen die bösen Würfel, aber hundert andere waren schuldiger, als sie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner gesammelten Schriften*) diese dramaturgischen Blätter gestellt. Sie sind

---

*) In der von dem Verfasser selbst besorgten Ausgabe vom Jahre 1829. Anmerk. d. Herausg.

ihre Fouriere, sie sollen ihnen Quartier machen. O! ich sehe es schon im Geiste: man wird an das Fenster laufen, wenn ich vorüber gehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausspannen. Was kann man Schöneres, was kann man Glorreicheres thun, als über Theater sprechen und schreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, spricht und schreibt er von den Leistungen unserer Schauspieler; dann bekommt er die Toga, und der deutsche Bürger ist fertig. Der Messager des Chambres, das Blatt der französischen Regierung hat am Schlusse dieses Jahres in seiner Uebersicht der europäischen Politik unseres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In diesem Jahre soll das anders werden. Man wird von uns berichten: „In Deutschland sind im verflossenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erschienen, und viele Dienstjubilate sind gefeiert worden." Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum erstenmale unter seinem Messer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener schielte nach der Adresse und gleich fühlte ich das Blut an meinem Gesichte herabrieseln. „Gott, Gott! — sprach der Mensch — Sie haben den schönen Aufsatz von der Sontag geschrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht." Vor Ueberraschung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sontag gewesen und die Adresse hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeschnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover, im Januar 1829.

I.

Die Leibeigenen,

oder:

Isidor und Olga.

Trauerspiel von Raupach.

Ein Trauerspiel ohne Bösewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerspiel. Es gefällt mir ungemein und ich würde es sehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker ist nur Richter, nicht Gesetzgeber; er darf nicht seiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo ist hier der Abscheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es ist wahr, in Isidor und Olga findet man nicht eine abscheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den bösen Tisch schlägt, woran sich ihr Kind gestoßen. Aber der Tisch ist von Holz und unempfindlich, und der Staat ist noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerspiels ist kein Wesen von Fleisch und Blut, er ist ein Gespenst, ein Princip, ein politisches Princip. . . . Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet ihr kein politisches Drama, so nennt es eine dramatische Politik. Hätte Montesquieu seinen Geist der Gesetze, Macchiavelli seinen Fürsten dramatisirt, hätten sie gesucht, ihre Leser zu ergötzen, zugleich indem sie sie belehrten, wäre es dann nicht um so besser gewesen? Aber den Kunstkennern, den Kunstrichtern, diesen gottlosen Chinesen, gilt nur die Form. Sie haben Geister und Körper in Stände und Kasten gebracht, und der Kasten gibt seinem Inhalte den Werth und bezeichnet ihn. Gott hat seine

Schublade, und der Teufel hat seine Schublade, und ist nur der Teufel ein rechter Teufel, dann ist er ihnen so lieb als Gott. Der Himmel, denn sie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie thun. Ich aber habe dies Alles nur gesagt, um Gleichgesinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Bösem wohl zu unterscheiden weiß und daß ich besser bin, als meine Kritik sein wird.

Isidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürsten, seine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von seinem Vater mit gleicher Sorgfalt wie der später geborene Sohn aus gesetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürsten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind seiner Liebe frei erklärt, und so blieb Isidor Leibeigener von dem Gesetze. Doch hatte ihn der Vater, sterbend, seinem Sohne und Erben empfohlen. Dessen bedurfte es kaum. Der junge Fürst Wa-lodimir war seinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan und er hatte gelernt ihn als seinen ältern achten. Isidor, als er den Tod seines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunst gelebt in die Heimat zurück. Der junge Fürst empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergessene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter besprochen, wie der Erbe sich eilen werde, diese Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürsten grenzten die der jungen und schönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zaare floß. Der Fürst liebte sie mit glühender Leidenschaft; doch fand seine Liebe nur Freundschaft zur Erwiederung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Isidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war sie seine Kunstschülerin gewesen. Die Kunst wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe so leicht errathen wird als sie sich leicht verräth, entdeckte der junge Fürst gleich in der ersten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieser sein Nebenbuhler sei. Der Funke der Zwietracht ist entglommen; ein schadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürst seinen Erben hinterlassen, war auch Ossip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, geisteigen war er nicht. Ein Sclave ist, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem sie geraubt worden. Ossip fühlte sein

Niedrigkeit. Doch war er zu scharfsichtig, in seinem Verhältnisse nur die Grausamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er sah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieses gab ihm den eisernen Spott, womit er seinen Unmuth bewaffnete, den Unmuth, der nackt immer schwach und schwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm gesperrt, er suchte eine Freistätte im Reiche der freien Thorheit. Er spielte den Lustigmacher. Er erzählte Geschichten. An der Eiche der Macht rankte er sich als List hinauf, und sie umschlingend, sog er sie aus. So beherrschte er seinen alten Gebieter, so wird er seinen neuen auch beherrschen. Ossip war ein achtungswerther Mann. Ihn adelte, was jeden Menschen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren seiner Jugend liebte er Axinia, eine Leibeigene. Er forderte sie von seinem Herrn zum Weibe, sie ward ihm versagt. Da vermälte er sich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menschen werde ihm noch werden; doch sie ward ihm nicht, ein Anderer bekam seine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinia's Herz, sie sank in's Grab. Die Erinnerung dieser gemordeten Liebe war die Fackel in Ossips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinia's Tod, indem er den alten Fürsten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Isidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürst immer gewünscht. So, indem er die Sünden der übermüthigen Macht verzehrte, bestrafte er sie.

Diesen Ossip wählte der Fürst zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Eifersucht, und öffnete dem erbarmungslosen Knechte die Thore, durch die er in das schwache, wehrlose Herz seines Herrn eindringen konnte. Wie wird Ossip diesem Vertrauen entsprechen? Er rühmte sich frohlockend im Stillen, daß es ihm noch immer gelungen, so oft der Todestag Axinia's zurückkehrte, seinem verstorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuschenken. Auch jetzt murmelt er: „Es soll kein Glück einkehren in das Haus, wo das Herz meines Weibes brachen." Ihm ward der Auftrag, in dem Hause der Gräfin zu erforschen, welches Verhältniß sei zwischen Isidor und Olga. Dieses zu erfahren war leicht. Ossip hinterbrachte

seinem Herrn, daß Isidor und Olga sich liebten und daß die Liebe schon alt sei und tiefe Wurzeln habe. Der Fürst — wenn die Großen sündigen, behalten sie den Vortheil der Sünde für sich allein, die Schuld aber wälzen sie ihren Untergebenen zu, indem sie sich rathen lassen, was ihnen zu thun gelüstet — der Fürst forderte Ossips Rath. Dieser bemerkte: Isidor sei ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief versagt würde, könne Olga nie die Seinige werden. Der Fürst läßt seinen Bruder rufen, gesteht ihm seine Liebe und auch daß er um die seinige wisse, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entsagen. Isidor weis't diese Forderung ruhig doch entschieden zurück, und als ihn der Fürst tückisch daran erinnerte, daß er Leibeigener sei, traf ihn dieser Donner zwar, doch erschreckte ihn nicht. Der hülfsbedürftige Fürst, da er seinen Bruder unerschütterlich fand, nahm abermals seine Zuflucht zu Ossips Weisheit. Ossip gab ihm den Rath, Isidor als seinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden und so, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwischen ihm und Olga unübersteiglich zu machen. Der Fürst folgte der Stimme seiner Leidenschaft, die ihm aus Ossips Munde rief. Er zwang seinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Isidor, von seiner Geliebten beschwichtigt und berathen, suchte sich zu fassen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm seines Innern war zu heftig, er ward zu sehr gereizt. Er sollte Wein einschenken, Zorn und Scham machten ihn ungeschick, er verschüttete den Wein. Der Fürst fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Isidor zog das Waidmesser gegen seinen Herrn und Bruder. Er wurde gefesselt und in den Kerker geworfen. Niemand kann ihn retten, denn — wie Ossip sagt: Gott ist hoch und der Zaar ist weit. Er war dem Gesetze heimgefallen, das solche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken bestrafte. Olga that fruchtlose Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hülfe blieb ihr. Der Fürst forderte ihre Hand am Altare, und um diesen Preis versprach er Isidors Freiheit. Olga brachte dieses Opfer, vermälte sich mit dem Fürsten, und Isidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenschaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er seine Rettung verdankte

entfloh ihm die Freude und die Ruhe seines Lebens. Ihn dürstete es nach Blut, und wäre es sein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürsten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürst stellte sich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen sich tödtlich und sanken beide. Ossip war gegenwärtig, er weihte dieses Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grausenvolle That geschehen, war wieder der Todestag Axinia's. Olga erhielt sich aufrecht in ihrem Schmerze, und that, was einzig geschehen konnte, den Himmel über solche blutige Menschenschuld zu versöhnen — sie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem sie den Theil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelastet, von sich abgewälzt, indem sie auf ihren Gütern die Leibeigenschaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verstanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht sagen berechtigt — aber gewohnt ist. Das Drama ist ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schicksal den Sieg entscheiden: ener im Lustspiele, dieses im Trauerspiele. Wir sind Zuschauer dieses Kampfes, wir sehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir chenken dem Sieger unsere Bewunderung, dem Besiegten unsere Thränen. Doch unter Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig der traurig, es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf wischen Menschen und Menschen ist. Der Himmel lenke die Schlacht, och er theile sie nicht; der Mensch ist sein Werkzeug, er kämpfe für hn. Doch in Isidor und Olga sehen wir Menschen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern sehen wir nicht. Der Fürst, sidor, Olga und Ossip stehen nicht feindlich gegen einander über, e sind Kampfgenossen. Ihnen gegenüber steht eine Mauer, kalt nd todt, und an dieser Mauer werden weiche Menschenschädel zerquetscht. Der Fürst, so wie Isidor, fällt als Opfer der Leibeigenhaft. Es heißt von ihm: er sei

Ein edler Mensch in guter Stunde,
Doch ist er unterthan dem heißen Blut —

ber dieses heiße Blut ist sein Mißgeschick, nicht sein Verbrechen. er Strom der Macht, der ihm die Adern überschwellte, quoll icht frei aus seinem Herzen, er stürzte unlenksam von der Höhe

seiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürst liebt Olga und macht sie unglücklich; aber es ist nicht die Schuld des Löwen, daß seine Freundlichkeit so verderblich ist; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleischen, wenn er liebkosen will. Isidor, „von einem geistigen Muttermal entstellt", war besiegt, ehe er den Kampf begann. Ist Ossip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Rose des Mitleids ihm zu schenken. Ossip ist beweinenswerth, daß er gesiegt, beweinenswerther, daß er siegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er ist nur eine Sache, todtes Gestein, er kann nicht sterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenschaft, aber dieser Kampf mit der Rabulisterei tückischer Gesetze ist kein guter Stoff für dramatische Gebilde, so oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieses nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es ist die Schwäche seiner Zeit. Das Drama ist Abbild des Lebens, und ist das Leben klein, ist die Kunst es auch. Man täusche sich nicht. Es geschah, es geschieht Großes in unsern Tagen, aber es ist ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geschaffener, fertiger, freier Wesen. Die Menschheit ist groß und die Menschen sind klein. Unser Leben ist ein Schachspiel. Der Schauplatz ist von Holz, in abgemessene Felder eingetheilt, die weiß oder schwarz gefärbt. Die Figuren sind auch von Holz, stehen, wie es herkömmlich ist, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, sie werden gezogen, auch wie es vorgeschrieben; der eine macht klein, der andere macht große Schritte, dieser geht gerade, jener krumm, und treffen sie sich, dann schlagen sie sich. Und wofür streiten sie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg ist dort, wo der König übrig geblieben. Und was ist der König? ein hölzern Ding, wie Alle.... Daraus läßt sich nicht Vernünftiges machen; höchstens ein Lustspiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauspiel von Ziegler.

Das Ding da ist gar zu arg, und nach der Glückseligkeit, es nicht gesehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht gelesen zu haben. Wer auch an eine beständige Fortschreitung der Menschheit nicht glaubt, wird doch wenigstens die im Abgeschmackten eingestehen müssen. Ich will Euch diese Weltgeschichte etwas erzählen.

Ein junger, und wie es sich von selbst versteht, sehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter seines Obersten schön. Mitten in einer Schlacht fällt dieses unserer Heldenseele ein, und da erobert sie eine feindliche Fahne, um sich galant zu beweisen. Einige Tage nach seiner Rückkehr in's Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberst, ein Lorbeerkranz verstohlen und schamhaft überbracht. Man ist nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeister, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eifersüchtig und toll darüber, und steckt ihn ein, die Treulose damit zu überführen. Das arme Kind wußte gar nichts von dem botanisch-erotisch-martialischen Geschenke, das sie dem Prinzen zugeschickt haben solle; es war ihre leibliche Cousine, die ihr, um sie mit ihrem Verlobten, den sie selbst liebte, zu entzweien, diesen Streich gespielt hatte. Auf diese Weise wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünschelruthe. Einiges wird dabei geweint, Einiges damit sol-datisch gefuchtelt und Einiges von des fürstlichen Gemüthes verborgenen Schätzen wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht Alles gut, und man heiratet.

Herr Ziegler, ein großer Menschenkenner, ist dabei der allerunterthänigste Knecht, der sich nur denken läßt. Manchmal kommt er so in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchsten Personen schuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen lassen solle, daß man sich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht sich gegen seinen Obersten, der sich genöthigt sieht, ihm, „mit erhabenem, warnendem Tone,“

den Degen abzufordern und Arrest aufzulegen. Der junge Mensch gehorcht. Darüber wird der Oberst dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberst. Es ist uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürst ist; aber wir wollen keinen Universalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite versuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menschen brachten, und damit abgethan.“ Für Euch, Verehrteste, sind die Leiden, welche dieser Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erst recht an, denn der muß das Stück auch noch lesen. Was ich auf dieser Wanderung durch die dürre Wüste erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich Keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beschreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraschte, wo ich mich ausruhte und es mir wohl sein ließ. Mit dieser Ergötzung hat es folgende Bewandtniß. Herr Ziegler, der ein Schauspieler ist, sucht seinen Leidens- und Kunstbrüdern ihr saures Leben soviel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen seinen Stücken die schöne Weise, daß er genau bemerkt, mit welchen Affecte jedes Wort nicht allein gesagt werden müsse, sondern auch mit welchem es nicht gesagt werden müsse. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Person nichts zu sprechen habe, dann steht in Klammern (schweigt). Vermittelst dieser vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken so deutlich wachsen, daß man erstaunt. Die Temperatur der Affecte wechselt aber so oft und schnell, daß ein Schauspieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes sein müßte. Zwischen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenschaft liegt manchmal nur ein einziges schmales Wort. Ich möchte den mimischen Furioso sehen, der diese Seiltänzersprünge der Empfindung ausführt, ohne daß sein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affecten mustern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, ist vielleicht willkommen zur beliebigen Auswahl

Der Prinz, ist, oder spricht, oder thut ... höflich — kalt, 2mal; — warm — zärtlich — ernst — zögernd — ohne Wichtigkeit — seufzt, 2mal; — schwermüthig, 2mal; — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerstreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal; — verlegen, 2mal; — ängstlich — verloren — schnell aus Angst — leichter, freundlich, freundschaftlich (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geschieden) — erschrickt — wie vernichtet — heftiger — stolz — heftig — 5mal (die Comparative und Superlative ungerechnet); — wichtig — drohend, 2mal; — triumphirend — stark — zerstreut — wird ruhiger — unwillig — herabgestimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironisch — ernst — weich — schnell — gespannt — ohne zu erschrecken.

Amalia, ist, oder spricht, oder thut ... naiv — mit Theilnahme — geht ängstlich umher — läuft ab — ohne Satyre — schweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal; — herzlich — mit Grazie und Liebe — beklemmt — feierlich — ernst — erschrocken, 4mal; — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt sich — geht in Gespräch und Besorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernst (nur ein einziges Wort steht als spanische Wand dazwischen) — ängstlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und schmerzlich — etwas erschrocken — weinend, 3mal; — bittend — — — —

Wer sich mit einem heilsamen Ekel vor dem roth angestrichenen Soldatenspiele der Menschenkinder gern anfüllen möchte, der sehe diesen Lorbeerkranz. Alle männliche Personen darin sind Soldaten; es geht zu wie in einer Wachtstube. Da werden die abgeschmacktesten Possen mit der größten Ernsthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Mensch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenschirmdach und sagt — daß er nichts zu sagen habe. Der Oberst stellt eine Schildwache vor seiner Tochter Zimmer, um deren Unschuld gegen den sturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialische Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major wegen Dienstvergehen in eine Festung sperren lassen; Alles ist zum Tode erschrocken.

Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Festung wird die Geliebte verstanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, sich wirklich in Bewegung setzen, um den Gefangenen einzulassen. Die große Lehre dieser hohen Tragödie lautet wie folgt: Subordination ist ein großes Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und sprengt die starken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!"

Nur wer das Stück gelesen hat, kann wissen, daß es nicht blos heißt: der Lorbeerkranz, sondern auch: oder die Macht der Gesetze. Sinn gibt Wort und Wort gibt Sinn. Sobald mir dieser Name zu Gesichte kam, war es fast unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden sollte, das ich schon längst gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Gesetze sich nur auf bestrafen, aber nicht auf belohnen erstrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medicinisch-polizeilicher Rücksicht, will ich auch ferner verschweigen, bis auf einen, der bedeutend ist. Es bleibt doch sehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen alle, auch die sanftesten Lebensverkürzungen streng bestraft werden, aber keine einzige Gesetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verspricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftstellern, die durch verursachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, ist unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menschheit streben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm lebenslänglich einige Stunden des Tages seine eigenen Schauspiele vorlese, ohne auf sein bescheidenes Ausweichen Rücksicht zu nehmen. —

Madame ***, Gräfin Josepha, weinte aus dem Stegreife. Floßen die Thränen den Zuschauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn diese waren beneidenswerh; floßen sie aber ihr selbst, so ist sie mehr wegen ihrer Trostlosigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es ist wahr, wird vom Publikum schonungsloser als billig ist behandelt. Allein so ist die Welt nun einmal in großen und in kleinen Dingen, daß sie alle Gegenstände ihres Hasses oder ihrer Neigung gern auf den Kopf eines Menschen häuft, damit sie jene mit einer einzigen Umarmung liebkosen, dies

mit einem einzigen Dolchstoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was seit dreißig Jahren von unzähligen Menschen begangen worden, schnell und bequem bezeichnen, so spricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unsere besseren Tage und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, so nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böse, noch haben diese zusammen alles Gute gethan. Sie waren die sich ablösenden Waisenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnste herauszuziehen. Ebenso hat jede Bühne einen Sündenbock, der außer für seine eignen auch noch für die Fehler Anderer ausgezischt wird. Mad. *** ist die Sündenziege der unsrigen. Sie sei klug wie Cäsar und wolle lieber die erste Schauspielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt sein. —

III.

Saul.

Tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet.

Von einer französischen Tragödie läßt sich nicht viel Gutes sagen, aber Schlechtes noch weniger. Erstens bilden die dichten Reime eine Art von Pallissaden, welche die Untersuchung abhalten, genau zu erforschen, was eigentlich dahinter ist. Dann geben diese Reime auch dem ernsthaftesten dramatischen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper ist das gut genug. Endlich haben die Unglückseligen so viel Geschmack, und wer je nach frisch geschnittenen Nägeln mit den Fingerspitzen über geschornen Sammet gefahren ist, der weiß, was das ist, der gute Geschmack der Franzosen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber sie wird uns nicht, diese Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk ist — denn die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechts — das weder Gott kennt, noch die geistige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdischen und unterirdischen Welt, und nie mehr

gesehen, als den sandbestreuten Weg, auf dem es spazieren geht — wie könnte unter einem solchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, diesen ächt classischen, diesen höchst französischen dramatischen Dichter der Franzosen. In welcher kurzsichtigen Weltanschauung ist er festgeblendet! Er hat sich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne bittere Schale ihm die Welt ist, deren harte Holzschale Paris, und deren eßbarer Kern Versailles. Und gleichviel, ob seine Geschichten vor oder nach der Sündfluth sich ereignen, ob sie in Rom, Carthago, Griechenland, Constantinopel oder Jerusalem geschehen — Versailles ist zu jeder Zeit und überall, und Racine's Halbgötter im höchsten Rausche ihrer Begeisterung, wissen nichts Erhabeneres zu denken, als: La Cour, la Ville et l'Univers! Der arme Racine! Mußte er seinen gediegenen Geist in lächerliches Filigran ausspinnen; in England, und in unseren Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Besseres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da ist es noch schlimmer als sonst. Racine betet wenigstens Ludwig XIV. an, und daran ist gelegen, daß man religiös sei, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für seinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und sterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzosen lieben nichts, als sich allein. Die Royalisten treiben mit dem bedrängten Hofe einen schändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Institutionen und Pandecten ihres Freiheitsrechts, wie Professoren — der Lehre willen, nicht, sie anzuwenden.

Schwache dramatische Dichter thun wohl, sich starke historische Personen zum Gegenstande zu wählen; der Leser verwechselt oft die Natur mit der Kunst, die Geschichte mit dem Drama, und letzteres müßte sehr schwach sein, wenn es nicht wenigstens Gioletti's Weltgeschichte gleich käme. König Saul besonders gibt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schicksal aus Seitlingen gezogen, eignen sich besser zu dramatischen Dichtungen, als durch Samen fortgepflanzte — die Legitimität ist eine Göttin aber keine von dem Geschlechte der Musen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit seinem Saul machen sollte, und daß

weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was sie ihm vorhalten soll. Dieser Saul ist verrückt, und weiß es, daß er's ist; und nicht blos in seinen lichten Zwischenzeiten, sondern während der Anfälle ist er sich seines Wahnsinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopsychographien, die oft in dramatischen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch lästert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Gräuel ist, es anzuhören. Wenn sich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer seiner dramatischen Personen so gottlose Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm der Procurator des Königs einen guten Proceß angehängt. Aber Herr Soumet ist kein Liberaler, und darum berücksichtigt man seine tendance. Er ist Privat-Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfasser eine Hofstelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin christlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David stellt sich selbst als Ascendent des Christ dar und wird bei jeder Gelegenheit als solcher geltend gemacht. Bei seinem ersten Auftreten sagt er:

Betléem m'a vu naître,
L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hohepriester Achimelech sagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu'Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui même entre tous les mortels;
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naitra de ton sang....

Saul will David umbringen lassen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul spricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive,

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se mêler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf diese Weise werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachronistische Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Messias geweissagt, dieses geschah aber später, als das Reich zerfiel, die Regierung schlecht, das Volk verderbt, ruchlos, siech und des Heilandes bedürftig geworden. Zu Zeit Sauls und Davids aber war das jüdische Volk in seiner Entwicklung, und viel zu religiös, als daß es seinen Glauben mochte feiern lassen bis zur Erscheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verse des Herrn Soumet sind übrigens kräftig genug und zu Bonbons-Devisen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie: „la cour, Juda et l'univers" nicht ein einziges Mal vor, so malerisch das auch gewesen wäre — ein Vers den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang Muth gefaßt! Wenn aber einst die Franzosen dahin gekommen sein werden, ihren Racine abgeschmackt zu finden, dann ist es Zeit eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Vieh Geschlechter aus der demokratischen Sündfluth zu retten. Bis dieses aber geschieht, hat es keine Noth. Menschen, welche Shakespeare und Calderon lieben und begreifen, das sind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meistern lernten sie die Natur der göttlichen und menschlichen Dinge klar durch und durch zu schauen und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, sind geborne Diplomaten, und es läßt sich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerspiel von Grillparzer.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?

Diese Worte der Königin Maria, könnte man sie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwischen welchen der menschliche Wille gefangen sitzt, alle Blüthen und Täuschungen wegzieht, die sie verhängen und dem erschrockenen Blicke die steile und kalte Nothwendigkeit zur Anschauung gibt? Warum aus unserm süßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schicksal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, so oft ist auch die dramatische Kunst von ihrer Bestimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat sich in einen Tempel des Gottesdienstes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Mensch, der in seinem Uebermuthe sich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut sein, daß dem von dem Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt und ihm für den Verlust seiner Freiheit die Unsterblichkeit geboten werde. Aber wo der Mensch sich menschlich freuen soll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften schweben, die unter seinen Füßen liegende schmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren und es zu vergessen suchen, daß sie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies so oft nicht beachtet und den Menschen als Sclaven des Geschickes dargestellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienstliche Ursprung der dramatischen Kunst in ihren Werken sich herabgeerbt habe, und dann, daß solche Schicksalstragödien dennoch eine Art schmerzlicher Lust gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel sei, ob eine rauhe oder eine sanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß sie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verstattet, daß der Dichter den Menschen

der Macht des Schicksals unterwerfe, so darf dies doch nur in einem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen die sittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerstreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgesetze dargestellt werden. Es mag die eigne Lust in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das besondere Leben dem gemeinschaftlichen Tode hingeopfert werden. Dieß ist in der Ahnfrau geschehen, und das ist ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Mensch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zu Theil geworden, sich die Freuden Anderer räuberisch anmaßt, und das waltende Geschick endlich den Verbrecher zur Wiedererstattung zwingt und ihn bestraft, dann zeigt sich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die sittliche Freiheit des Einzelnen der sittlichen Freiheit der Gemeinschaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden seiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen soll, wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, dessen Bewegung sie folgen, angesehen werden; wo das verbrecherische Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geschlechter fließt und sie versauert, bis endlich die Ader durchgefressen ist und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausströmen; — wenn dem Schicksalskampfe ein solcher Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geschehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorsehung, sondern die blinde Naturkraft siegen lassen, und dieser Streit zwischen sittlicher Freiheit und massiver Nothwendigkeit, als zwischen ungleichen Waffen, ist gemein und unkünstlerischen Stoffes.

Wenn zwischen Aufgang und Untergang, zwischen Quelle und Ausfluß, sich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert und wir mit unsern schwachen Sinnen das feine Gespinnst, das Ursache und Wirkung an einander bindet, übersehen, dann schreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leise waltende Regel, als Schicksal, mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückische und rächende Macht, welche die Freuden der Menschen zerstöre und ihre Schwäche schonungslos bestrafe. Aber der Christ erkennt nur eine Allmacht voll Güte und versöhnlicher Liebe. Nicht weil die christliche Glaubenslehre die Ver

ehrung eines blinden Geschickes verbietet (es gibt keinen Zwang für das Gemüth), sondern weil der Glaube der Christen in's Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unsere Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieses so geschieht, daß eine abgeschmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann ist nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, sondern auch der Weg zum gewählten falschen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu diesem Trauerspiele in der Absicht sagte, um sich gegen empfangene Beschuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieses ist, dann hätte die Tugend, nicht das böse Geschick, als siegreich dargestellt werden sollen. Freiheit ist nur vor einer That; sobald sie geschehen, war sie nothwendig. Eine verwirrende und trügerische Ansicht herrscht im Leben wie in der Kunst der Neuern. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geschickes bekannt, sie traten erschüttert, aber nicht mit zerrissenen Gefühlen, in's Leben zurück, und sie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit sich begnügen. Die Bühne der Christen ist eine Schule der Thorheit: die Tugend soll siegen und das Laster siegt. Ist der Wille frei und stark, warum unterliegt er? ist er schwach, warum wird die Schwäche als Sünde angerechnet? . . . . Leidenschaften? . . . . Ob wir diesen, ob wir unserem bösen Geschicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schicksal hat uns besiegt. Sobald ein Mensch mit sich selbst zerfällt, sobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenschaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, ist dieser sein feindlicher Theil zur Außenwelt übergetreten, hat sich mit der großen Nothwendigkeit verbündet und führt so den Krieg gegen den schwachen Ueberrest der Selbstständigkeit.

Das Gespenst, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatischen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geistigen Daseins hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu diese sinnliche Einkleidung, worüber

Kinder erschrecken und Erwachsene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargestellt werden, dann hätte eben, um den Ursprung solcher Erscheinungen zu erklären, das Gespenst nicht den Blicken des kalten Zuschauers sichtbar gemacht, sondern nur durch Worte und Geberden des geängstigten Geisterssehers verrathen werden dürfen, welche Erscheinung ihm vorschwebe. — —

Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete Bemerkungen sollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Ansicht der dramatischen Kunst der Neuern herrsche, nicht den herrlichen und geistreichen Dichter sollen sie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl solcher dramatischen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeschichten ledig würden, die wie Wanzen sich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind und uns zur Verzweiflung bringen!

Herr *** vom Leipziger Theater spielte als Gast den Jaromir und gab uns einen seltenen, ja seltenen Genuß. Das ist Kunst, ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künstlerischer Hülfen dazu und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieser Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauspieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich starker Leidenschaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne und er findet keine Zeit, sich für die entscheidenden Momente zu sammeln. Der Kampf auf Tod und Leben seiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieses Feuer, diese unauslöschliche Glut der Leidenschaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für seine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte, besonnene Bösewicht bliebe ein Gegenstand des Hasses und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft gesangartigen Verse eine große Mannichfaltigkeit einschmeichelnder und stets angemessener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenspiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müssen sich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsschlag der Empfindung durch Zeichen sich kenntlich machen wollen.

V.

Die Spieler.

Schauspiel von Iffland.

Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben so gut die Schwindsucht dramatisiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Mensch nach dem Walzer ein Glas kaltes Wasser trinkt, bis er seinen Geist aufgibt. Sagt mir, ihr lieben Leute, wie ertragt ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darstellen zu sehen, die ihr in eurem Hause so viel natürlicher habt? Kein Geld, Schulden, nichts zu frühstücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — sind dieses so seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen, als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer spielten Fabeln und Göttergeschichten darauf; wir, die weniger sind, haben nicht nöthig, so hoch zu steigen; wir brauchen nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren und denen das furchtbare Schicksal höchstens unter der Gestalt eines Polizeidieners oder Unterofficiers erscheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unserer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Also doch Leidenschaften? . . . . ja, aber Spielen ist nur eine Schwäche. Was ist der Menschheit daran gelegen? ob ein Taugenichts bei Gelde sei oder nicht? Was kann daraus Großes entstehen? Oder meint ihr, die Bühne soll eine Sittenschule sein? Erwachsenen ist nur die Welt eine. Hat man nur Badezeit nöthig in's Schauspielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielsucht stürze? — —

Herr * * * spielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man an einem schönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus schlechtem Sandsteine es formen könne. Es ist nicht leicht, in dieser Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anstande zu kleiden, so daß sie weder zu eingehüllt noch in unverhämter Nacktheit erscheine. Gleich das erste Auftreten des Herrn * * *

gab die Bürgschaft eines verständigen und geübten Künstlers. Auf diese und keine andere Weise kehrt man nach einer am Spieltisch durchwachten Nacht, verstimmt und schlaftrunken, nach Haus zurück. Eben so meisterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunsch seines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenspiel zu veredeln. Wohl am gelungensten erschien sein Spiel, da er, mit den Erstlingen seines Sünderlohns bereichert, und weinlustig zu den Seinigen kömmt. Hier war, wie es sich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rausch wissen nur wenige Schauspieler gehörig darzustellen, man sollte gewöhnlich glauben, sie wären in der That vom Weine voll.

VI.

Die Vestalin.

Oper von Spontini.

Wie angemessen einer römischen Herrlichkeit ist diese Musik Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaß neben einander gehäuften Schönheiten, die sich wechselseitig übe blenden, minder störend wären! Ein so breiter Strom der Tö muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch e enges Felsenthal, seine Ruhe und Klarheit verlieren, schäume tosen und sich wild überstürzen. Daher das Verworrene und Un läuterte, welches dieser Tondichtung Spontini's zum Vorwurfe g macht wird. Die Instrumentirung ist wahrhaft republikanisch, führen so Viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, w Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Ist es auch wahr, w Einsichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieser Musik sich da erst aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derselbe der Glanz und Reichthum der Töne ihr Verblendendes verlor haben, so bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühr kann. — Wie so wohlthuend sind die gesungenen Recitative, n

freut man sich, des übeln Eindrucks gesprochener Reden, welche die dramatische Einheit in hundert Stücke zerschneiden und den Zuhörer in einen Conzertsaal versetzen, wenigstens einmal überhoben zu sein. — Der Hymnus der Vestalinnen, womit der zweite Auftritt des ersten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Gesang beim Tempeldinst der Römer, die ihre religiösen Gefühle nicht ahnungsschwer dem leeren blauen Himmel, sondern freudevoll der sichtbaren Natur zugewendet, im Style der christlichen Kirchenmusik gedichtet werden dürfe, wie es hier geschehen? — Ich hatte einen Kenner um seinen kunstgerechten Ausspruch über die Vestalin ersucht, und er versagte es darum öffentlich davon zu sprechen, weil sein Urtheil Viele empören würde. Das ist eine schöne Huldigung der Natur vor der Kunst, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche diesem Spiele eingeflochten sind, machen unbesonnen mit einem fremden Kunstgenusse bekannt; denn sie reizen die Begierde, ohne sie zu befriedigen. Man sollte sich auf unserer Bühne lieber gar nicht damit befassen. Daß ein einziges Mädchen zwischen sechzehn Kriegsleuten durchhüpft, ist wohl nicht anständig, und sie vermag auch nicht, für sich allein, den Gegensatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt ist das Aeußere dieser Oper mit einer Armseligkeit ausgestattet, die ungemein stört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphschachtel sähe, worin Licinius herbeigeschoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine schäbige Buchbinderarbeit! Es ist zum Erstaunen, wie man sich an Alles gewöhnen kann!

VII.

Elise von Valberg.

Schauspiel von Iffland.

Da drucken sie unten am Zettel spöttisch und schadenfroh hin: „Das Ende gegen 9 Uhr.“ Dreistündige Leiden, als wär dies nichts bei der Kürze des menschlichen Lebens! Himmel, und man

soll nicht toll werden? Wozu uns ein solches Schauspiel von der flachsten Flachheit, von dem fadesten Geschmacke? Ist es nicht, als hätten darin Fürst und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Wesen nach des Dichters Willen mit einander wetteifern sollen, wer von ihnen sich am abgeschmacktesten zeigen könne! Welch' ein Fürst, der wie ein verliebter Perrückenmacher sich geberdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv' fürstlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenschaft veredelt werden könne. Eine gestrenge Obrigkeit sollte gar nicht dulden, daß allerhöchste Personen auf der Bühne so lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroschne Stroh in der Handlung dieses Stückes. Maitressengeschichten! Weg damit. Mit solchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Constitutionen, rufen Stände zusammen und schicken sie nach Hause und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldene Kotzebue ist doch so übel nicht.

Herr *** spielte den Fürsten, und wenn es seine Absicht war, sich über einen albernen Prinzen lustig zu machen, dann ist ihm dieses gelungen. Ein unerträgliches Geschrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinste Leidenschaftlichkeit in Stimme und Geberde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** spielt nicht so still weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Ansprüche rege und fordert die Beurtheilung mit starker Stimme heraus. Höchst tadelnswerth ist es, daß er eine gewisse Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitsche klatscht, daß man zusammenfährt vor Schrecken. Ein Mensch der sich nicht zu helfen weiß, der schlägt in seinem Unmuthe nach der Hand nach seinem eigenen Kopfe, mächtige Fürsten aber schlagen damit nach fremden Köpfen. Diese Unterscheidung ist wohl zu merken. — Frau *** spielte die Fürstin mit dem edelsten Anstande. Da seht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrscherwürde gepaart, da seht ihr ein gepreßtes Herz, das nicht seufzen darf, und lernt Fürstengröße nicht beneiden; da erblickt ihr die traurige Einsamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeisterin. So, so. Sind die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hä

auch Madame *** sich nicht darin kleiden sollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte sie der Fürstin fast immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeisterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr *** spielte den Hauptmann Wütting. Dieser Künstler wendet sehr viele Mühe auf malerische Stellungen. Etwas wollen ist schon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, ist der schönen Bestimmung, unsern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Madame *** spielte Mamsell Seradini zu schwerfällig, zu tragisch, erlaubte sich eine zu vornehme Miene. Sie hätte schnippischer, leichter, tückischer sein sollen. „Ei, warum so ernst heute, Mamsell Seradinchen?" würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht schicklich ist, wenn ein Laquai sich vor fürstlichen Personen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem so untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle seines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergsturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Also es bleibt dabei: in einem Singspiele ist nichts unerlaubt, die dramatische Kunst hat da nichts zu fordern, jeder Unsinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Musik gebracht werden? Schöne Grundsätze! das menschliche Herz mit seinen kleinen Freuden, von einstürzenden Bergen zerquetschen zu lassen, welch ein widerliches Lebensspiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachsene Kinder! Will man uns zum Besten haben? Den schwachen Leib im Kampfe mit der Riesin Natur, wie abgeschmackt! Hier ist keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. — Die Musik ist leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den

Tondichter der Schweizerfamilie mit seinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt sich aber bald wieder.

Bei der Darstellung hat Jeder das Seinige gethan. Das ist das bequemste, höflichste und wahrste aller Urtheile, und wobei Leser, Kritiker und Schauspieler vergnügt und gesund bleiben.

IX.

Der Schutzgeist.

Eine dramatische Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeist der Bühne war es nicht, welcher diesen Schutzgeist auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Lustspiele geschrieben und Kotzebue Trauerspiele: sie haben beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht schwer, diesen großen Männern ihre Schwächen nachzusehen; aber diesen Schwächen auch zuzusehen, vier Stunden lang durch sieben Acte, das ist schon nicht so leicht. Wie abgeschmackt, ohne Phantasie erdacht und ohne sinnbildliche Bedeutung, ist diese Legende vom Schutzgeiste, soweit sie aus ihrer dramatischen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chaussee vom Blitz gerührt, und von seinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, so steht er vom Tode wieder auf, will aber mit seinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und sagt, er habe wichtigere Geschäfte, nämlich der Schutzgeist einer bedrängten Königswitwe zu sein. Wie dieser Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, ist eben so wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid diese himmlische Einmischung in ihr irdisches Dasein verdient haben mag. Unglück allein gibt kein Ansprüche auf die Heiligkeit; wäre dies, so gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihr Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt sie sich überreden, noch einmal zu heiraten, und ist wahrscheinlich im siebenten Acte, der nicht mehr auf der Bühne spielt, sehr vergnügt. In

möchte wissen, worin ihre Tugend bestehe? Wie nur Kotzebue mit der ihm eigenen Klarheit und Verständigkeit, einen solchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Carlos.

Trauerspiel von Schiller.

Es könnte den Muth geben, die Fehler eines der Meisterstücke deutscher Dichtkunst offen zu besprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anstrengung Schiller selbst, in seinen Briefen über Don Carlos, bedurfte, um nur einem Theile der diesem Werke gemachten Rügen sich entgegenzusetzen, und wie unentschieden sein Sieg gewesen sei. Doch an diesem bejahrten Denkmale der Kunst, seit lange allen sichtbar und zugänglich, hat das Urtheil sich wohl schon längst erschöpft, und nur erneuerte, keine neuen Bemerkungen lassen sich erwarten. Darum mag nur so viel berührt werden, als nöthig ist, um vor der Ungerechtigkeit zu schützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darstellung anrechnen.

Auch das herrlichste Gemälde, vor unsere Augen hingestellt, würde von seinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinselstrichen beigewohnt, aus welchen es sich nach und nach zusammen gestaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entspringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunstwerk die himmlische Natur, die es beseelt, uns zuspiegeln soll, da muß der irdische Fleiß, der es zu Stande gebracht, unsichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachsen sehen, aber wir finden sie süß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinselstriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, so steht die Gesinnung des Menschen zu seiner That. Die Ueberlegung ist Wurzel, die Empfindung ist Blüthe, die Handlung ist Frucht des menschlichen Geistes. Nur letztere soll in der Tragödie zum Vorschein kommen, geschmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entsprossen, muß bedeckt bleiben. Die Lust des Schauspiels soll ein

Erntefest sein, keine ermüdende Saatbeschäftigung. Erfüllt Dor Carlos diese Forderung? Nein, er hält uns nur dafür schadlos Nichts geschieht, wenig wird empfunden, am meisten wird gedacht Es ist ein schönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde uni Staatskunst, vom Schulstaube gereinigt, uns in die Hände gegeben

In diesem Menschengemälde ist kein vorherrschendes Bild Drei Gruppen sind in gleich starkem Lichte in den Vordergrun gestellt: Philipp mit seinen Trabanten, die Königin und Carlos Posa mit seinen Traumgestalten. Es ist ein Dreispiel, welches di Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt sich um die Theilnahme, der Marquis erhält sie und nur der König hätte s verdient, denn er ist der Einzige, welcher weiß, was er will, un thut was er will, und dessen schnell reifende Entschlüsse uns imm wach, von dem Schneckengange der Vorsätze nicht eingeschläfert finde

Die Schauspieler sind es nicht, welche die Schuld der Ermü dung zu tragen haben, die ein vierstündiger Unterricht in Ding der Weltweisheit, auf deutsche Art vorgetragen, den Lehrjahr entwachsenen Zuhörern verursachen muß. Welcher Schalk hat no überdies diesen gegenwärtigen Don Carlos für unsere Bühne ei gerichtet? An die Stelle des Domingo ist ein Staatssecretär Per gesetzt. Wie ein Meteorstein ist er aus den Wolken gefallen, m weiß nicht, wie er entstand, woher seine Macht, sein Einfluß, d Vertrauen, das ihm der König gibt? Uebrigens sind ihm vi Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. sagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die sein Argwohne zugetragen ward:

— — — — Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
Von eurem Amte fordr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmste Schlucker von einem Copisten wür in Spanien nicht Staatssecretär sein wollen, wenn es sein Amt forderte, täglich, mit Gefahr seines Kopfes, einem Despoten Wahrheit zu sagen. Wozu geschah die Umänderung eines Beic vaters in einen Staatssecretär? Hat man aus Schonung die düste schleichende, tückische Pfaffheit, als gehässiges Bild, nicht wollen scheinen lassen? So war sie in Spanien nicht gewesen. Dort t

die geistliche Macht kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo ist nicht blos der geschäftige Wind, das fliegende Insect, welches den Blüthenstaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und so die Handlung befruchtet; sondern der kluge Diener der Inquisition, welcher die Seele der ganzen Staatslist war, und sich auch dafür bekannte. Der Groß-Inquisitor am Schlusse weiß allein das Räthsel zu lösen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unserer Zeit sehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geschäften des Tages gedankenlos in der Zeitung lies't: daß in Madrid die Inquisition sich wieder ausbreite, wirksamer am Abend im Schauspielhause als Schreckbild in die Seele dränge, und sie mit Abscheu erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus ertheilt: er sei am tiefsten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht versagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorsehung zweifeln machen, und ihr fragt den Himmel: warum ein Mensch, der nicht verdiente, die Sonne aufgehen zu sehen, sagen durfte, daß sie in seinem Reiche nicht untergehe? Herr*** hatte sein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böse Geist der schlaflosen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war malerisch getreu. Eines war mir in dessen meisterhafter Darstellung aufgefallen; nämlich, daß er sich einen Fußschemel unterstellen ließ, so oft er sich setzte. Den majestätischen Philipp mußte dieses häusliche Bequemthun sehr entstellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel stellte, und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? —

Herr *** spielte den Alba lobenswerth. Dieser Held ist kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-schwärmerischen Carlos, und dem innern Auge menschenfreundlicher Geschichtsforscher erscheint, sondern ein großer, ruhiger, besonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und seine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft gewesen wäre. So muß er gespielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Musik von Kapellmeister v. Seyfried.

Solche plastische, lebenskräftige biblische Geschichten, furchtbar und zerstörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie diese, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge sie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tausendfältiges Durchseifen und Waschen ausgefaserten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrschaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelssehnsucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menschen, die abgeschmackt sündigen, und noch abgeschmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverholener, faltenloser, durch keine diplomatischen Grimassen entstellter Herrschsucht und Ruhmbegierde, südlich glühenden Herzens, wegen seiner Blutsünden den unterirdischen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, siegend durch seine Kindlichkeit, Unschuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenschen der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft das zierlichste, liebwertheste Stubendeutsch sprechen. Dieser Abner gar ist der modernste Spitzbube, ein Feldmarschall mit dem Kammerherrnschlüssel in Hofgala, der seine Ränke schmiedet wie ein Anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrschsüchtige Priester und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleischtopf stachen, und im Namen Gottes die fettesten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und sie war ihnen heilsam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich sahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. — —

Seyfried's Musik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie ist höchst malerisch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie der Zeit und Gegend, angemessen.

XII.

Die Feinde.

Trauerspiel in drei Aufzügen, von Ernst v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schott=
ands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der List und Tücke
eines Feindes, sein Haupt fiel unter Henkersbeil, und seinem
Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen
eblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, Brassolis, die Toch=
er des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und
Ilona. Malcolm raubte der königlichen Wittwe alle Ländereien
nd Besitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine ver=
eckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Missethat ge=
en Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Brassolis,
it ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einsam,
ergessen, aber nicht vergessend. Sie streute den Samen des Hasses
nd der Kampflust in das Herz ihres Sohnes, daß er einst den
emordeten Vater rächen, und die verlorne Krone sich wieder ge=
innen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüng=
ng Edgar verließ die Burg, gab sich zu erkennen, versammelte die
lten Getreuen um sich her und zog gegen Malcolm in das Feld.
ie feindlichen Heere sind sich nahe; aber Malcolm verzögert die
Schlacht. Er fürchtet die Entscheidung, weil er der Treue der Sei=
igen mißtraut, welchen er durch grausame Herrschaft verhaßt ge=
orden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis sein Sohn
Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurück er=
artet, beim Heere angekommen sei. Der Jüngling erfreute sich
er Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieser
iebe glaubte Malcolm sicherer zu streiten. Aber Edgar hatte er=
ndschaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er
chte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küstenwege
esetzen ließ. Eines Tages entdeckten Edgar's Soldaten zwei Pil=
er, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig schei=
en. Die Pilger suchen zu entfliehen, sie werden verfolgt, aber
icht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn

leicht verwundet. Die Verfolgten schützt der Mantel der Nacht, un sie flüchten sich in eine alte Burg, wo sie freundliche Aufnahm Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Bra solis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieses Ereigniß folgte, beginnt da Trauerspiel, welchem Brassolis Burg zum Schauplatze gegeben Der Morgen dämmert. Brassolis tritt auf und spricht:

O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
Längst hätt' ich dich geweckt, dich ausgesendet
Nach der Entscheidung unsers Schicksals! Auf,
Erwache! —

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heer Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüstet einander gege über; wäre nicht der Tag so ernster Entscheidung — würden w Brassolis fragen: warum, da sie, wie sie freiwillig gesteht, nic die Mutter ist des jungen Tages, und sich darum nicht für b rechtigt hält, ihn zu wecken, warum sie es dennoch gethan, u wenn sie ihn geweckt, warum sie es nicht früher gethan? Doch ist nicht Zeit zu solchem kleinen Wortstreite! Brassolis, nachde sie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löscht mit den Worte

stirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener, erschei Brassolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. T spricht von den Maßregeln zur Beschirmung der Burg, die the angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht seiner G bieterin Vorwürfe, daß sie den vorigen Abend die beiden Pilger sorglos aufgenommen; in dieser Zeit und in diesem Lande i Krieges müsse man bedächtig sein. Brassolis erwiedert: von fro men Pilgern sei nichts zu fürchten, und beide hätten so gutes A sehen. Tom warnt dringend zur Vorsicht — und der Alte ha Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, wa niemand anders als Donald, Malcolm's Sohn, und Katmin, s Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführ Auf diese Weise bewahrt die Burg zwei Geheimnisse. Brasso ahnet nicht, welchen wichtigen Gast sie beherberge; und Don weiß nicht, unter welch ein Verderben drohendes Dach er sich

lüchtet. Aber diese Geheimnisse bleiben nicht lange verborgen, wenigstens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in seinem unerforschlichen Rathschlusse, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem süßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling gestreift, in das Herz Alonas geführt. Der Königssohn sah kaum die blühende Schönheit, Alona sah kaum den blutenden blassen Jüngling — und beide liebten sich. Liebende können sich nichts verschweigen. Bald erfahren sie — Donald, daß Alona Edgar's Schwester — und Alona, daß der junge Pilger Donald Malcolm's Sohn sei. Dieses Geständniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beschließt in seinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen seinen eigenen Vater zu schützen, wenn dieser siegen sollte, und Alona beschäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdessen trifft ein Feldhauptmann Edgar's ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die sich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Brassolis weist die Forderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Brassolis die Mutter seines Gebieters ist, dringt und droht; da gibt sich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt seine Herrscherstimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geschlagen, die Kunde davon bringt Edgar selbst in die Burg, der besiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon sei ihm die Schlacht gewonnen gewesen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft sich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königssohn, ein hoher stattlicher Jüngling, habe sich an die Spitze des Heeres gesetzt, und den flüchtigen Sieg zurück geführt. Die beiden Pilger, bei Edgar's Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erstaunen, aber mit verschiedenen Empfindungen, die wunderbare Mähr. Der schlaue Katmin erkennt in dieser List Malcolm's, durch einen falschen Donald das muthlose Heer begeistern zu lassen, den klugen Sinn seines Gebieters. Der arglose und romantische Donald aber zürnt und trauert in seinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück,

den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Sieges geraub
Katmin, ob zwar sein Zögling es ihm verschwiegen, hatte es vo
selbst, bald nach seinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwische
welchen gefährlichen Mauern er und Donald sich befänden, un
hatte diesem zur Flucht gerathen. Aber der Königssohn, Alona
und ihrer Mutter gedenkend, die ihn so freundlich aufgenommen
beharrte auf seinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Dur
Edgar's Ankunft steigt die Gefahr für Donald, und Katmin
Sorge. Noch einmal, aber vergebens, sucht Katmin den junge
Fürsten zu bereden, daß er sich heimlich aus der Burg entfern
Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für sich allein wolle zu Ma
colm gehen, um ihn zur Schonung für Brassolis und die Ihrige
zu bitten. Donald gibt dies zu, auch Brassolis und Edgar find
es zweckmäßig und Malthos gesellt dem Katmin noch den alt
Tom bei, den er auch seiner Seits mit vermittelnden Vorschläg
an Malcolm sendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Bu
entfernt, als ein Hauptmann Edgar's, der mit einer kleinen Scha
noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten To
blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem We
ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken gestoßen. Katmin's Ve
rätherei ward jetzt klar. Brassolis mit Vorwürfen, Edgar rach
entbrannt stürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörde
und Verräthers. Alona ist angstvoll, Donald bleibt ruhig. Jen
Hauptmann Edgar's erzählt ferner, König Malcolm, von ein
späten Pfeile tödtlich getroffen, sei geblieben. Edgar's Hoffnung
beleben sich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vate
Tod in seine Brust zurückbändigen. In diesem Streite und Wid
streite stürzt plötzlich eine Schaar Malcolm's, von Katmin an
führt, in den Saal. Die Burg ist überfallen, Widerstand fruchtl
und die Flucht benommen. Katmin hatte seinen Aufenthalt in d
Burg benutzt, deren schwache, zugängliche Seiten zu erspähe
Katmin war kaum hereingestürmt, so ergriff Donald ein Schwe
und stieß es ihm in die Brust, ihn für seine Verrätherei zu b
strafen. Ein Schrei des Entsetzens rings umher, daß der Sohn d
Vater morde: da gibt sich Malcolm's Sohn zu erkennen. Edg
fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: Die Luft d

Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Last und Noth der Herrschaft wolle er allein tragen. Doch sei er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht spreche zwischen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß sich Edgar in sein Schicksal finden und sich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage versüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und sie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung", die dem Trauerspiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit stiegen
Zu mir herauf Gestalten riesenhaft.
Sie zeigten mir in fast verloschnen Zügen
Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, solcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich ist, riesenhaften Gestalten etwas abzuschlagen. Wir wollen nun sehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weise das Bild zusammengefügt worden, und wir wollen in unserer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als den uns der Dichter selbst vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Gestalten riesenhaft erscheinen; ob deren verloschene Züge wieder hergestellt, klar, scharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle sei, das gesiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erscheint nicht auf der Bühne, und ist also dem Lobe wie dem Tadel entrückt, und da er auf dem Schlachfelde stirbt, und an keiner dramatischen Krankheit, hat die Kritik keine Legalsection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Riesen mehr als die halbe Größe. Er spielt den Helden wie ein wandernder Komödiant. Er ist nicht schlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er ist ein halbgesottener Ungestüm, und er weiß nicht was er will. Nach der verlornen Schlacht steht er voll Angst vor seiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Kameraden blutig geschlagen, oder der sich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgescholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es ist komisch aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, sie habe ihn wild erzogen; es ist nichts

Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit seiner Reden. Nachdem e den Ansprüchen auf die schottische Krone entsagt, beschließt er, si in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Jung der ja unmuthig, weil er lebenshungrig, nicht weil er lebens satt! — Brassolis ist eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. - Von dem blinden Malthos läßt sich nichts Gutes und nichts Bi ses sagen. — Alona ist ein Mädchen, wie alle Mädchen sind, b auf einen Punkt: sie verliebt sich und gesteht ihre Liebe zu schne Zwar ist die Liebe eine Wechselschuld, welche die Gläubigerin Nat zur Verfallzeit streng einfordert; aber sie pflegt doch nicht a Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altschottischem Rechte we den vor der Liebeserklärung einige Respect-Tage üblich gewes sein. Der junge Pilger kommt Abends in die Burg — die Nacht schicklicher Weise gar nicht mitzurechnen — und schon am ande Tage ist Alona in ihn verliebt und sagt es ihm! — Donald e scheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 100 aber bei den rauhen Menschen jener nordpolarischen Zeit, a wenn sie edel sind, ist der Tag der Güte doch nur kurz, und w in ihnen schmilzt, ist immer nur Schnee. Katmin ist ein fein Herr. Gleich bei seinem Auftreten sieht er aus Artigkeit Mut und Tochter als Schwestern an, und zeigt sich als Diplomat indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn selten Hand in Hand, das letztere steht
Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.

Auch Katmin ist keine riesenhafte Gestalt. Zwar gab es w schon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorze doch eine so glatte Kunst war sie noch nicht geworden, wie sie K min übt.

Die genannten Personen alle, bis auf Katmin, tragen i gefährlichen Keim des dramatischen Todes in der Brust. Sie a men kurz und schwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin all ist gesund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu erreich weil er als Diplomat besitzt, was die besten Makrobiotiker als 1 terpfand eines langen Lebens ansehen — wenig Herz. Und der sunde Katmin stirbt und jene kränklichen Menschen alle überle

ihn! Jetzt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar spielt der Tod immmer blinde Kuh, und fängt, wer ihm zuerst nahe kommt; aber der Dichter sollte doch diesen Mord, nicht einmal als Dichter, auf seine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienstpflicht gegen seinen Fürsten ihn geheißen. Der Königssohn war seiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn schützen durch Rath und That; die Noth führte sie unter das Dach des Erbfeindes, Katmin sucht Donald mit List aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolm's Schaaren in die Burg. Es ist wahr, er suchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu bestrafen? Durfte er seinen Freund, seinen Führer, seinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und gesorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donald's blutige Uebereilung entschuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, sobald er sich als Malcolm's Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmin's Arglist nichts mehr zu befürchten — und Donald stößt seinem Befreier das Schwert in die Brust, um nur eine empfindsame Episode anzubringen, und damit das Trauerspiel endlich zum Trauerspiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donald's rohe Kräfte haben gesiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald gewesen, was er nicht war, ein edler Mensch, selbst dann hätte nur der Edle, nicht das Edle gesiegt, das wohl zu unterscheiden; das eine ist Zufall, das andere ist Sittlichkeit, und nur das andere kann erfreulich sein.

Weil die Handlung sich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düstere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne gespürt den strengen Duft einer Nebellandschaft. Doch über dem Trauerspiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken symmetrisch befranzt, und überall athmet man den Duft des süßen Lavendelwassers, womit die zierliche Melpomene unserer Zeit sich Hände und Gesicht netzt.

XIII.

Die Hussiten vor Naumburg.

Schauspiel von Kotzebue.

Einer Kotzebue'schen Rührung werden nicht leicht etliche Thr nen versagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber e vernünftiger Mensch trocknet sich die Augen, und schämt sich dab seiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum nichts als Schaum! Bataillonsweise aufgestelltes Lumpengesind von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'sch Paradestücken Verse genannt. —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit d Kriegsleute des Procopius den vierten Act beginnen, sind wo nie in einem Lager gehalten und gesungen worden, und wenn ar — so dürfte die häßliche Natur nicht so getreu auf die Büh gebracht werden.

Aber dieses Stück bietet den Schauspielern einen solch Wechsel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigk der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dic werks überblenden könnte. Diesesmal war es nicht geschehen. Ei so langweiligen, lauen, matten, schleppenden und auseinand gerissenen Darstellung hat man wohl nur selten beigewohnt. D Leere des Hauses — es waren nicht weniger Menschen auf Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entschuldig

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, a um sich her vergessend, nur an sich dachte, und dann bewährte seine guten Gaben. Im Allgemeinen aber war sein Spiel g ohne Licht und Schatten. Da besonders, wo der Vater den Bür überschleicht, war er so ohne Zartheit und Biegsamkeit, daß es i begreiflich ist, warum bei einem so ausgezeichneten Künstler ni die sich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen erse konnte. — Frau *** spielte die Bertha .... nein, diese Frau keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Hussitenla lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft schien, ob sie wirk nur durch Rührung den Feind besiegt hatten. Denn die weni

Kriegsleute, die aufgestellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müssen, wenn diese mit Vortheil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarschaft.

Lustspiel von Kotzebue.

Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohlthätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man, daß dessen Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, Keiner ist, den sie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem Einzelnen, sowohl beim Lesen als beim Vorstellen gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erschien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor Kurzem in Frankfurt gewesen. Er ist im Theater gesehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis seiner Loge hat bezahlen müssen. Es ist ein Etwas, ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taschenbuch habe ich so gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir, hineinzuschreiben: man kann reich sein, sehr reich sein, und doch nichts sein! Großer Gedanke, eines bessern Kopfes werth!

O Fips, du bist glücklich; stirbst du auch ruhmlos wie eine Maus, so fällt dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutschen lohnt sich's der Mühe nicht, mehr zu sein als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchsten Menschen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünstler werden geliebt, und man schätzt keine andere Größe, als die arithmetische.

Herr *** hat genannten Schneider mit sehr vieler Laune gespielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er

war immer köstlich und seinen Gulden werth. — Demoiselle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widersprochen, die sie durch mehrere frühere Darstellungen erweckt hat: es soll ihr Verdienst nicht schmälern, wenn ich sage, daß alle Mädchen geborne Lieschen sind. —

XV.

Der Leuchtthurm.

Drama von Ernst v. Houwald.

Der Kunstrichter darf sich nie mit der Stimme seines Herzen begnügen, die ihm sagt, er habe, ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Untersuchung, Recht gesprochen; er muß von der Gerechtigkeit seiner Aussprüche auch Jeden zu überzeugen suchen. Darum sollte der Beurtheilung eines Kunstwerks immer eine Beschreibung desselben vorausgehen, damit die Leser erfahren ob das beurtheilte Werk die gepriesenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an sich trage. Hierbei aber ist schwer, das Angeschaute von der Anschauung so rein zu sondern, daß jenes im farbenlosen Lichte, nirgends von dem Rückstrahle des Auges beleuchtet erscheine. So wird es auch dem besten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauspiele zum Grunde liegende Handlung sachgemäß zu erzählen, daß die Ansicht des Erzählers nicht wenigstens leise mitrede. Um dieser Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schicksalsfabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, sondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama besprochen hat. Um so willkommener ist mir diese Darstellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwald's sehr anpreist und also gewiß darauf bedacht war, den Gegenstand der Beschauung unter dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ein Graf von Holm hat die einst tugendhafte Gemahl seines ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in dessen Abwesenheit mit Liebe bethört und ist mit ihr und ihrem einzig

Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Absichtlich ausgestreute Gerüchte hatten ihn todt gesagt. Hort verliert über diese Treulosigkeit den Verstand. Nur am Meeresstrande löst sich seine Verrücktheit in freundlicheren Wahnsinn auf. Dort singt er seiner ihm entflohenen Mathilde schon seit achtzehn Jahren auf seiner Harfe sehnsuchtsvolle Wünsche bei Sturm und Sonnenschein entgegen. Den wahnsinnigen Harfner pflegt sein einziger Bruder, Caspar Hort, mit seiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf dessen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben diese drei zusammen. Die zartaufblühende Dorothea hat fast mit Niemand als mit ihrem sie selbst unterrichtenden Vater und dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da strandet ein Schiff am nahen Felsenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben sich, ohne sich zu erklären, beim ersten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine stürmische Nacht droht auf's neue Allen, die der Küste sich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Nothschüsse. Während Caspar Hort vom Thurm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walther, der Geliebten in diesem Sturm der Elemente beizustehen, zum erstenmal selbst auf den Thurm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden sich dem Entzücken des ersten gegenseitigen Eingeständnisses überlassen, hat der wahnsinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöscht. Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeschreckten zum Vater hinunter an den Strand gesprungen sind, frohlockend über seine That:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht soll es sein. —

Damit schließt sich der erste Act, der im runden Wohnzimmer spielt, auf dessen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothschüsse that, ist, der Signalfeuer beraubt, mit Mann

und Maus untergegangen. Nur ein Mann davon hat sich auf eine Klippe gerettet."

„Der zweite Act zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresstrand mit vorspringenden Felsenabsätzen, die in die See hinausstarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorsprunge sitzt der Harfner und begleitet seine Morgenphantasie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebter Nachlässigkeit zürnende Vater hervor. Die Geängstigte zeigt di tiefste Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt sich selbs der That an. Wo das Schicksal Gericht halte, dürfe der Mensch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

Walther ist indeß in einen Kahn gesprungen und bringt den einzig übrig Gebliebenen vom Riff auf's Land. Wir sehen dies Rettung in der Beschreibung des bangenden Mädchens, die ihr mit dem Vater vom Felsen herab zusieht. Jetzt naht die Entwick lung. Walther ist der mit der Mutter nach Amerika entführt Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reu gefoltert, haben ihn vorausgeschickt, um den rechten Vater aufzu suchen. Er ist von seinem Oheim unbewußt gerettet worden; den Dorotheens Mutter war die Schwester seiner Mutter. Den heute rettete, er ist Graf Holm, sein Pflegevater. Sein leiblich Vater ist der wahnsinnige Ulrich. Erschütternde Erkennungsscene zwischen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirscht Verführer endlich die Folgen seiner Unthat, die im Wahnsinn d so Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde selbst, die reuig zurü kehrende Mutter Walther's, ist beim Schiffbruch in dieser Nac vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend abseits gegangen ist, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, a Strande ausgespült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf d Scene getragen. Er liebkoset der Wiedergeschenkten mit unbeschreil licher Wehmuth, da er sie nur für eine Tiefschlummernde hält. T tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerschneidend Zusammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtsein fürcht

Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davon führen wird. Er will sich vor ihm mit ihr in's Heimatland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delphinen. Sie sollen ihn mit seiner Harfe und seinem Weibe über die Fluthen tragen. Da ergreift er die Todte, trägt sie auf den obersten Felsvorsprung, und stürzt sich mit der Harfe und ihr hinab in's Meer. Die Herbeieilenden kommen zu spät. Holm's unaussprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne ist vollendet. In den zwei schuldlos Liebenden *geht* das Geschlecht *nicht unter*, es blühet frisch fort.

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefsten Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimath hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein solches Geständniß bringt, daß ich dieses Trauerspiel in meinem Sinne schon verurtheilt habe, als ich nur erst seinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauspiels seinen Inhalt bezeichnen müsse, oder ob er dieses nicht zu thun habe, braucht hier nicht entschieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen Statt. Wenn der erstere, so muß die Bezeichnung *gehörig* sein, indem entweder der Eigenname des Helden, wie *Othello*, *Wallenstein*, oder irgend ein Verhältniß, wie die *Räuber*, oder eine Menschenlehre, wie die *Schuld*, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerspricht. Ist der Name eines Schauspiels aber gleichgültig, so muß er eben ein gleichgültiger Name sein, und er darf weder absichtslos noch mit Absicht durch ein marktschreierisches Prunkwort die Aufmerksamkeit anlocken und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nöthige Besonnenheit rauben. Das Wort *Leuchtthurm* aber verletzt die eine oder die andere jener Kunstregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeschichte bezeichnen, so geschah dieses nicht auf die erforderliche Weise. Etwas Todtes, dem Menschen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollstrecker der Schicksalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben.

War aber das Wort willkürlich gewählt, nur um eines Namen willen, so widerspricht es dem Bezeichneten. Es ist eine Art Lustspielerei darin, es enthält eine Mischung von Komischem; denn d man sich denken kann, daß einer oder der andere der Leidensge schwister im Thurme hause, fühlt man sich gekitzelt zu spotten wäre der Narr nicht hinaufgestiegen, wär' er nicht herabgefallen Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir scho unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurı angekündigt hatte. Die Vorsehung, welche die Welt regiert, spiel hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichts sprengel weder Macht noch Ansehen. Die dramatische Kunst mußt bei der Baukunst betteln: ohne Leuchtthurm keine Tragödie. A diesem Leuchtthurme scheitert Menschenleben nicht blos nautisch sondern auch sinnbildlich — und das ist der Frevel. Das rächend Schicksal soll dem Schuldigen keine Grube graben, die es hein tückisch mit Laub bedeckt, noch eine Falle stellen, wohinein ei tragischer Speck den lüsternen Menschen lockt; es soll offene Gericht halten. Wie die Schuld des Geistes oder des Herzen Schuld ist überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrechi rischen That, so muß auch die Strafbarkeit überall sein. Da Schicksal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Fre stätte gewähren, wo sie sicher vor dem Schwerte der Gerechtigke wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in dessı Umfange allein die rächende Vergelterin sie trifft. Der Leuch thurm war ein solcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnsinn des Ulrich Hort i nicht jener heilige Wahnsinn, der, als der lebende To Schrecken und Mitleid einflößt; sondern die Schwachköpfigkeit ein Narren, der zum Tollhause nur die gesetzliche Reife nicht hat - so wird französischer Leichtsinn dieses hurtig auffassen, deutsch Tiefsinn aber die Behauptung zurückweisen. Aber der Leichtsin hat hier Recht wie er oft Recht hat. Der Leichtsinn dringt nic in das innere Wesen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, do diese kennt er. Der grübelnde Tiefsinn aber verkehrt die Obe fläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hat ei „tugendhafte" Gemalin, mit der er schon im vierten Jah

verheiratet sein mußte; denn es ist von seinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein sogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und schlägt sein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendsamen Gattin auf. Herr Ulrich sieht und hört nichts, und da er eine Reise zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieser Beschützer denkt, man lebe nirgends sicherer, als im schönen Lande der Freiheit, und schifft mit seinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun sollen oder dürfen, thut er nichts, sondern nur das Eine, was er weder sollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tische, Stühle, Fenster und Spiegel des ganzen Hauses zerschlagen können, denn seine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen sollen; er hätte höchstens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm sein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verstand und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das ist lächerlich, das ist gegen alle Erfahrung, gegen alle *schöne* Erfahrung wenigstens, und diese allein darf der Künstler nachbilden. Braucht man ein Pariser zu sein, um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verstand verloren, weil er seine Frau so treu geliebt, oder hat er sie so treu geliebt, *weil* er den Verstand verloren? Ich sagte, dieser Wahnsinn aus Liebe ist lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe ist eine Staarnadel in der geübtesten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der sehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, statt sich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu sein, den Verstand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe gibt dem Manne ein bürgerliches Recht auf seine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erscheinen. Eine entführte Frau ist wie eine gestohlene *Sache*, eine Sache aber sollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das *Herz* der Gattin nennt, so

wäre das ein anderer Fall; denn dieses, als etwas Unkörperliches, läßt sich nicht einsperren, nur die Treue kann es sichern. Aber der Graf hat das Herz mit seiner Kapsel, den Wein mit dem Fasse gestohlen, und Gaunerstreiche solcher Art werden mehr belacht als gehaßt und gehören darum in's Lustspiel; denn der Trauerspieldichter darf nicht die langsame und schwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei seinen Zuhörern nur die rasche und feurige Leidenschaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet sich nun ein, das Wasser werde ihm sein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und sein Bruder Caspar, der Reil's Rapsodien nicht gelesen haben mag, denn er glaubt, eine wahnsinnige Vorstellung werde geheilt, indem man sie nährt, führt ihn an Meeresstrand, um sogleich bereit zu sein, wenn die tugendhafte Mathilde landen sollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caspar Leuchtthurm-Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe ist, wenn auch unheilbringend, doch groß. Diese Brüder waren, wie es sich aus allem vorzüglich aus dem Umstande ergibt, daß Ulrich einen deutschen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen; der Dienst eines Leuchtthurm-Wächters aber ist der allerbeschwerlichste, zu dem sich nur nothdürftige Menschen verstehen. Die Admiralität muß sich gewundert haben, als sich ein gebildeter Mann um diese Stelle bewarb. Jetzt sitzt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und Ungewittern, und spielt die Harfe; selbst die Pauken des Sturmes stören sein Saitenspiel nicht. Da ist nun freilich ein schönes Ossianisches Nebelbild, das ist romantisch! Aber die Romantik ist tödtliche Sumpfluft für alle dramatischen Geschöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunst. Der Leidensheld muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberschwimmen lassen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unser Mitleid, wozu unsere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinaus läuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann ist der Schicksalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz

dann ist die Trauer kindisch und nur die Lust ist männlich, und dann — ist es aus mit allem tragischen Schrecken.

Da ich schon bei einer früheren Gelegenheit in der Beurtheilung einer andern Tragödie des Herrn von Houwald zu erläutern gesucht, warum mir scheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragischen Geschickes sein dürfe, so brauche ich diese Gründe hier nicht zu wiederholen, sondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weise geurtheilt werden müsse. Im Wahnsinne löscht Hort die Lampen aus, im Wahnsinne stürzt er sich in's Meer — das sind aber krankhafte Erscheinungen der körperlichen Natur, nicht besonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeistes. Zwar ist der Wahnsinn Horts eine Folge seiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragisch ist, so liegt diese Kindschaft außer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr Böttiger sagt in seiner Beurtheilung: „Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden." Wie! Ist der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorsehung nachspielen, im Wahnsinne wahnsinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachspielen.

Herr Böttiger sagt ferner: „Wo ist (in unsern neuen Schicksalstragödien) die Reinigung der Leidenschaften, wo die Sühne? Von diesen gespenstigen Phantomen empört, entschloß sich der eben so tief als zartfühlende Dichter des Bildes in diesem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schicksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgesinnten gelungen.... Unsere Bühne ist reicher geworden." Unsere Bühne ist nur reicher an Armuth geworden. Was sie unter Schicksal verstehen, habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidenthum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist er untragisch; oder er ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und

dann ist er unchristlich. Euer Schicksal aber ist ein Zwitter, unfähi zum Zeugen wie zum Gebären. Ich frage: wo ist im Leutthurm die Reinigung der Leidenschaften? Wo ist die Sühne? Wo ist di „kein Gemüth unheilbar verwundende" Schicksalsfabel? Wenn vo Leidenschaften die Rede ist, so ist die des Schmerzes, die Ulric Hort zum Wahnsinn und zum Selbstmord führt, nicht wenige fleckenvoll, als die der Lust, die Mathilde zur Verbrecherin un Holm zum Verräther machte. Wo werden diese Leidenschaften ge reinigt? Hort bringt sich um — und freilich, das Kopfabhaue heilt die Zahnschmerzen. Mathildens Reue kommt achtzehn Jahr zu spät, nicht gereinigt, gesättigt ist ihre Leidenschaft. Hol macht aus Buße eine große und gefährliche Reise, aber noch größe und gefährlicher für seine Tugend ist der Verdacht, Mathilde hab mit ihrer Jugend und Schönheit seine Neigung verloren. Wo i die Sühne? Hort ist schuldlos, schuldlosen Herzens wenigsten — und sein abgeschiedener Geist muß achtzehn Jahre herum wandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde ist schuldig, abe sie wird nicht gerichtet von der strafenden Vorsehung, der Sta wird nicht über sie gebrochen, sie stirbt von des Zufalls Mörde hand. Holm ist am schuldigsten — und er darf sich erfreuen a Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreise blühende Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schicksal fabel ist, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt ihr e weit gebracht haben mit eurer dramatischen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld un Buße aneinander gekettet. So mühevoll ist es geschehen, so unhol im Schweiße der Musen, daß man an die fluchbeladenen Adamit und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unve nünftige Weise verrückt — es sei. Er bleibt es achtzehn Jahre gut. Sein Bruder, aus mißverstandener Liebe, wird Leuchtthurn wächter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genusses lüsterne En führer macht eine beschwerliche Reise nach Amerika — immerhi Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man schic den Sohn nach Europa, um den Vater zu suchen, das Schiff ge unter, nur der Sohn wird gerettet, von seiner Muhme, künftige Geliebten und Frau gerettet, so daß er landet an der entscheide

den Stelle und sich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemesis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeschifft, das Schiff strandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegesohn gerettet — nein, das ist zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zanksüchtig scheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrscheinlichkeits-Rechenmeister machen; aber in diesen bis zur Vergeshöhe aufgehäuften Wundern sehe ich eine dramatische Todsünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schicksals dürfen nicht unruhig, nicht leidenschaftlich, seine Tritte müssen, wenn auch hart und hermalmend, doch langsam und feierlich sein. Die Vorsehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geschäftig zappeln, wie der schwankende, zaudernde Mensch. Sie darf den Verbrecher nicht listig auskundschaften, dann fangen und ihm verfängliche Fragen vorlegen; sie kennt seine Wohnung und seine Schuld. Die Vorsehung, der herrschende Weltgeist — Gott, lenkt die Welt wie er sie schuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorsehung verächtlich machen, statt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man sie, gleich schwachen sterblichen Geschöpfen, nur durch mühsames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und List Recht üben läßt. Dieses geschah im Leuchtthurm.

Wie dieses dramatische Kunstwerk in seinen einzelnen Theilen ausgebildet sei, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bei einer einmaligen Darstellung auf der Bühne nur tüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger sagt: „Um alles Einzelne zu würdigen, muß es oft gesehen werden. . . Das in sehr harmonischen, meist gereimten Trochäen zart hinschmelzende Drama ist mit allen Reizen der bilderreichsten Phantasie reich, aber nicht üppig ausgeschmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um sie auf immer zu behalten.“ Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man sie behalten könne, sondern daß man sie behalten wolle, und ich zweifle, ob sie dieses Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Versen, welche die Abendzeitung mittheilt, auf die übrigen schließen darf. Ulrich

Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöscht, über seine That frohlockend aus:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht soll es sein. —

Diese Diction ist fehlerhaft; denn freilich ist eine Laterne weder Hand noch Hemmschuh, man kann ein Rad weder damit sperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieser Worte sollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnsinniger spricht; aber sobald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden lassen. Er spricht aber unvernünftig; denn wenn worin Hort freilich Recht hat, der Mensch mit seinen Lampen das Geschick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöschen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verse aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt sich freilich nichts einwenden; aber das sind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schlusse, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimat hingezogen?

— so nenne ich dieses Alfanzereien, werde wild und kann nicht mir halten. Ich sage, wie ohngefähr Werner's Attila:

Ich lieb' das Sauersüße nicht;
Ganz sei die Lust und auch die Trau'r!

Aber dieser wonnigliche Schmerz und dieses schmerzliche Wonnegefühl, diese Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Mysti diese Hysterie der Musen, sind mir in der innersten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieser dramatischen Nervenschwäche die Schuld viel schuld ist; aber die Schuld ist ei

schöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Mensch. Ist Sinn, ja auch nur Gemüth in den aufgeführten Versen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung" — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer solchen Milde! „Die gepreßten Herzen selig" — wo steckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt sein, um selig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „Zu der Heimat hingezogen" — meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche stirbt einmal. Fort! hinaus in's Freie! Geht spazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakespeare, du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinderloser Mann, wie läßt du so hart deine nachgeborenen Brüder darben? Bettler hast du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe selbst seliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter — verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Lustspiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonialrichterlichen, theils haus-, vieh-, feld- und forstwissenschaftlichen Personen, die in dem Lustspiele auftreten, sind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die sämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatisch-publicistisch-diplomatisch-commerziale Zweck des Herrn v. Voß läßt sich an dem Namen, die er den beiden Gütern gab, schön etymologisiren. Klein-Rohrshofer sind solche Leute, die an — ich wollte sagen auf einem Hofe leben, denn es versteht sich, ich nehme das Wort im landwirthschaftlichen Sinne), wo das Rohr regiert. Der Verfasser, als er das Lustspiel schrieb, dachte wahrscheinlich an ein spanisches Rohr, jetzt wäre er genöthigt, ein anderes geographisches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen

gewesenen Hauptmann sein läßt, wollte er zu verstehen geben, daß er unter dem Stocke, dessen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil=Büttels, sondern den Soldatenstock des Profose verstanden habe. Groß=Liebherrnthaler hingegen sind Menschen, deren Herr große Liebe hat, oder Menschen, die einen großen Herrn seiner Thaler wegen lieben. Herr v. Voß hat das Wort wahrscheinlich in diesem und in jenem Sinne gebraucht. Er stellt also ein landwirthschaftlich=politisch=erotisch=spitzbübische Panorama auf, in dessen einem Halbkreise streng, in dessen anderem milde regiert wird. Der strenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachsichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutz=Anwendung dieser Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß sehr handgreiflich finden; uns aber ist sie es gar nicht, und ich sage ihm, um den Ernst im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es ist gar nicht die Frage, ob streng oder milde, sondern es ist die Frage, ob nach Gesetzen oder eigenwillig regiert werden soll. Das Volk, das zu seinem Glücke eines guten Fürsten bedarf, ist immer unglücklich, so wie sein Glück nur dann gesichert ist, wenn es auch ein schlimmer Herr nicht stören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweisen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, so hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüssig, es kennt sie Jeder. Man will dem Verfasser die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist der treueste Unterthan von der Welt und verdient wegen seiner Bürger=Tugend alle seine Tage unter einem Kleist Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, seine guten Gesinnungen zu dramatisiren? Er hat dadurch die ehrwürdigste Sache lächerlich gemacht. Die erste Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „Wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wird das Hof=Fräulein, Margarethe, der Viehmagd mit lakonischer Kürze den Schlüsselbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergessen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es sei in zehn Jahren zum Erstenmale geschehen — keine Gnade. Der strenge

Regierungskünstler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, „aber aus dem spanischen Pfeffer“ (wieder spanisch! Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein sind; das ganze Dorf soll zusehen, daß der Stock seine Schuldigkeit besser thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet sich die Tochter des Stockes, das Hof-Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatralisch-symbolisch, sondern reell, einen ganzen Sack voll, so daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelstunde dauerte. (Es scheint fast, Herr v. Voß habe foppen, und den Zuschauern Rüben schaben wollen.) Auf diese Weise geht es fort bis an's Ende. Man sieht, der politische Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn . Pradt bedeutend ab. Es ist Schade, daß Herr v. Voß schon onfirmirt ist. Doch ich kehre jetzt von dem dramatischen Schriftteller zu dem didaktischen zurück — zurück sage ich; denn ich ende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Lustspiel erst nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe sie einbrechen, die achsamen Hunde vergiften: er suchte, bevor er mit seinem Lustiele herbei schlich, die Kritik bei Seite zu schaffen. Die Herren unstrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich sie einem leichnisse aufopfere, es geschieht der Deutlichkeit wegen, und ich pfere mich ja selbst mit. Die Vorrede ist zwar ausgedehnt genug, er ohne weise Benutzung des Raums hätte der Verfasser doch cht die große Menge von Irrthümern darin aufstellen können. ie Gedanken-Bevölkerung dieser Vorrede ist zu groß, die Leute nnen sich unmöglich alle ernähren; auch sehen die meisten schmächtig d verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die selbst kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den ser nicht in Person besuchen, sondern durch Visitenkarten (Gekenstriche genannt), mögen ein besseres Aussehen haben. eser Visitenkarten sind eine bedeutende Zahl, man kann zwei iel Karten zu einer Whist-Partie und zu einer Partie Piquet raus bilden. (Die Leser belieben nachzuzählen, sie werden in der rrede $84 = 52 + 32$ Gedankenstriche finden.) Welch' eine behende

Sprache hat der Verfasser! Das Kunstgericht kann ihr Steckbrie
auf Steckbriefe nachsenden, sie wird nicht eingeholt. Das klappe
wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Secretär, d
ihn in alle Gesellschaften begleitet, und nachschreibt, was er seine
Herrn sprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn d
Principal zwischen zwei Sätzen Thee geschlürft hat, und fühlt e
wenn die Tasse im Eifer der Rede übergeschwabbelt. Es schein
Herr v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit de
Mantel christlicher Liebe bedecken, sondern mit seinem, nach de
Winde hängenden Mantel jede öffentliche Meinung verhülle
Wir wollen anhören, was er sagt.

„Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, auch
ihrem Wohnort nicht leicht verschwiegen bleiben, sollte die lic
scheue Anonymität der Recensenten auch nicht gestattet sein. W
öffentlich meistern will, trete darum schon mit seinem Namen a
daß man sieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Producen
gilt allein die Stimme eines andern Producenten für eine ihn
belehren fähige ... Wer nicht selbst schaffen kann, hält
Schweres leicht und Leichtes schwer, ist darum schon mangelhaft
seinem Unterricht ... Daß eine Kritik, wie unsere öffentliche, ni
fromme, beweist der Zustand hiesiger Bühne und dramatischer
teratur. Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801.
mals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunst."
habt ihr, was ich gesagt! Herr v. Voß eifert gegen die Latern
denn da bei Nacht alles schwarz ist, so ist bei Nacht auch a
weiß. Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, müß
es auch die Recensenten! Müssen sich denn die dramatis
Schriftsteller nennen? Warum sollen die Kritiker nicht gleiche F
heit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas sagt;
kömmt darauf an, was gesagt wird. Es ist freilich rühmlic
wenn Recensenten sich nennen; denn wer den Muth hat, ei
Menschen zu verwunden, der sollte auch den Muth haben, sich s
der Verwundung blos zu stellen. Indessen dieses ist eine Forder
der Sittlichkeit, keine der Wissenschaft; die Kritiker würden d
gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meistern zu dür
braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meistern

kein Meisterrecht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literarischer Lehrjunge, das ist alles eins, es kömmt darauf an, wie sie beurtheilen. Wenn einem Producenten nur die Stimme eines anderen Producenten gelten soll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwidern: Machen Sie einen bessern Rock. Die Kritik belehrt allerdings aber nur solche, die gelehrig sind; wenn aber ein dramatischer Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meister aller Zeiten der poetischen Kunst, von Aristoteles bis Müllner, seine Werke kritisiren, der verlorene Sohn der Natur bessert sich darum nicht. Die Bühne und dramatische Literatur im Brandenburgischen sollen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe gewesen sein, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das ist mir zu rund! Die Logik ist zwar eine langweilige Gesellschafterin, es ist aber unschicklich, einem Frauenzimmer so etwas in's Gesicht zu sagen. Herr v. Voß ist Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu sein. Die Berliner dramatische Welt mag damals eben so wenig getaugt haben, wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil sie besser war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln und sprach wenig; denn das Lob ist schnell und geräuschlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern gehen manche seichte Producte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienst, ist des Ueberschätzens nicht Maß und Ziel. Bringen Einheimische aber Gelungenes, wird es übersehen, höchstens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobsprüchen abgefertigt." — Seine Klage ist gerecht, wenn seine Behauptung wahr ist. Aber beweist das gegen das Recht der Kritik? Es beweist nur Brodneid. Auf dem Berliner literarischen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin ist ein theures Pflaster, die Concurrenz stark, die Zeiten sind schlecht und ein Familienvater mag dort Noth haben, sich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Büchermacher eine geschlossene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meisterstück zu verfertigen, bevor sie Büchermeister werden wollen.

Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verstehen, er werde sic todt schießen, wenn man grausamer Weise sein Lustspiel nicht vor trefflich findet. Es gibt zwei schreckende Beispiele von Selbstmördern des J***, der sich entleibt, weil man seine Andromache ungünsti aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man seine Stücke die Aufführung versagte. So würde also Thalia zur zweiten und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hun dertste von Werthern machen; denn die Muse, diese ewig blühend Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen Welche herrliche Saat zum schönsten Futter, um Romane zu mästen Pulver auf die Pfanne — Hahn gespannt — losgedrückt! Ei Göthe'scher Roman ist sein Menschenleben werth.

Das Wiener Kasperl-Theater zieht Herr v. Voß dem Be liner vor; während dort alles voranschreite, humpeln sie in Berl lahm hinterdrein. Er hat es gesagt, er mag es verantworten. E frägt ferner: „Ist's schwerer, ein Trauerspiel oder ein Lustspiel dichten?" und entscheidet für das Letztere. Auch recht, und auch kl davon zu sprechen; denn so bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. V doch vielleicht ein gutes Trauerspiel dichten könne. Als ein Beispi der Gesellschaftsrechnung der Julianischen Begriffe mag folgende Ste dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreun der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vo tragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeist Preußen, oder wollen nach unserm Staatsgeist erst recht wieder sein; dann ist's auch trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im Gemei wesen achtende, moralische Komik. Sie thut's nicht allein, a helfen kann sie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeist Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen fest wohne, und ist doch ein holder Genius werth dort zu hausen. Der zur Son fliegende Aar sein Symbol, zum Licht auf, heißts: Die Preuß müssen die Klügsten sein, und sich den Wahn nicht e schwärzen lassen, mögen Andere im Dunkel stehen. Und die Str kraft richtet er so, daß man Angreifer wie Miltiades und V theidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht frugen; da wi auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter w gezeigt haben, daß Einer sich mit dem halben Europa schla

kann. So ein Staatsgeist ist doch werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Wesen draußen, halb Apoll, halb ein gespenstiges Ungethüm, Zeitgeist vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meistens bereits geschehen — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöschliana, Sandhäufleins, Hep, Heps, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht stiften, uns Secten und Parteiwuth aufhalsen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen; und Thalia kann's." Wie gefällt euch diese Rede, Leser? Ihr wart doch recht aufmerksam gewesen? wo nicht, so leset sie noch einmal. Ist euch das schöne Stück aus der Lichtenbergischen Raritätenversteigerung: Das Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt, noch im Sinne? Dieses Julianische Redestück ist ein solches Messer. Der Styl fehlt, bis auf eine orthographische Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder schneiden noch stechen. Das ist das leibhafte Preußenthum, jenes, nicht mit, sondern auf — Witz endigenden Redners auf Blüchers Grabe. Herr v. Voß tadelt seine Landsleute, sie wären nicht komisch genug, und erscheint als Sittenprediger, wie sie alle sein sollten; denn er geht mit gutem Beispiele voran und zeigt an sich, wie man noch komischer werden könne. Er sagt: Die Preußen müßten die Klügsten sein; sie sind aber wohl jetzt schon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chinesischen Mauer Preußens liegt, ist höchst malerisch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthbaren Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Isar mögen sie ihr Wesen forttreiben, wir sind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängnisse entwichenen Zetgeist hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher signalisirt, als selbst Schlegel. Es ist ein musterhafter Steckbriefstyl. Der Zeitgeist ist halb Apoll, halb Gespenst — jetzt erkennt ihn jeder Gensd'armes beim ersten Blicke, und der Spitzbube mag zusehen, wie er entkomme. Also ist der Zeitgeist eine Sirene, nur mit einem gespenstigen statt einem Hechtschwanze. Und das ist kein Fabelthier, wie man bis jetzt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene

mitgebracht. Leser, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand ist freilich nur Sand, aber die Märkischen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und Thalia zur Staatsräthin zu machen, ist gewiß ein allerliebster Einfall!

Das Kunstgericht hat die tausend Albernheiten und Frevel in diesem Lustspiele und seiner Vorrede nur decimiren können. Die verschonten Rebellen gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menschen, mögen schamroth ihr Verbrechen bereuen und Besserung geloben.

XVII.

Der verbannte Amor.

Lustspiel von Kotzebue.

Eines der gelungensten Lustspiele dieses Dichters, ob zwar Freunde der Menschenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eifersucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verschieden sei. Der argwöhnische Professor und seine mißtrauische Schwägerin sind sich völlig gleich, und die Verdoppelung dieses Charakters, in demselben Lustspiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne soll ja kein Arche Noah sein, die eine Leidenschaft zweimal aufnimmt, damit sie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorsicht, denn es pflanzen sich die Sünden in der wirklichen Welt ungestört fort, und keine Fluth vertilgt sie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargestellt, so muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das sie von einander unterscheidet, zu geben wissen. — Daß die Eifersucht zwischen Gatten lächerlich gefunden und so oft verspottet wird, die zwischen Liebenden aber nicht, ist eine Satyre auf die Ehe, die diese nicht verschuldet hat. Denn wenn man sagen wollte, der blühenden Rose verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, so wäre dies in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Herr *** spielte den Heinrich Erlenhof natürlich genau Einem deutschen Professor, der die Kunst zu lieben erst von Or-

lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Busch als Bertha und Herr Otto als Gustav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen solche Rollen nie, sie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine that was ihr oblag. Diese vier Eheleute hatten beim Theetrinken im ersten Acte ihre Heimlichkeiten, worüber sie lachten und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn die Schauspieler zuweilen über ihre Rolle hinausschweifen und von dem Ihrigen hinzuthun; in Lustspielen wäre dieses sogar sehr wünschenswerth und erfreulich. Allein so mittheilend auch das Lachen für sich ist, selbst wenn man dessen Grund nicht weiß, so hätte man doch das Publikum von dessen erregenden Ursachen in Kenntniß setzen sollen. Ich will Jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentischen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben, wenn ich, dem Beispiele der ersten Zeitungsschreiber folgend, diesen wichtigen Originalartikel wegen seiner Verdienste mit dem Sterne der Ehrenlegion schmücke.

† (Durch außerordentliche Gelegenheit). — Das im verbannten Amor beim Familienthee stattgefundene Lachen aus dem Stegreife hatte darin seinen Grund: der Thee war sehr schwach, und Herr Otto goß ihn, um seine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdose statt in eine Tasse. Das wirkte. . .

XVIII.

Die Entdeckung.

Lustspiel von A. v. Steigentesch.

Den Lustspielen des Herrn v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe. Diese Grazie der Lust, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufschreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieses Aufbrausen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglases, nicht das Schäumen eines Bierkessels — diesen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — diesen schimmernden, dahin flatternden Witz, der wie ein Schmet-

terling den Honig der Blumen nur saugt, nicht zu klebendem Wachs festknetet — diesen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo finde man dieses alles sonst noch bei den deutschen Lustspieldichtern? Di Schminke, die der Schauspieler gebraucht, um die Beleuchtung z überleuchten, diese Schminke gebrauchten auch Kotzebue und di Andern, um den Theaterlärm zu überschreien. Die natürliche Farb eines Charakters genügte ihnen nicht; denn diese kann nicht bi zur Gallerie hinaufglänzen, und so ließen sie von dem Zinnobe der Uebertreibung die frische Blutröthe erst bedecken, dann ver derben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künstler, die i diesem Lustspiele auftraten (der Vorstellung wohnte ich nicht bei die Aufgabe zu lösen verstanden; daß sie nichts handgreiflich machten sondern alles nur erfaßlich, für den Geist weltkundiger Zuschauer daß sie einsahen, die Miene müsse mehr sagen als das Wort, w das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Ziffer blatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwer das diese Bewegung selbst aufdeckte.

XIX.

Der Jude.

Schauspiel von Cumberland.

Ihr besucht ein anatomisches Cabinet, und seht dort manch Herz, für die Anschauung faßlich zubereitet, dargestellt in all seinen Theilen, die feinste Ader ausgespritzt, und den Lauf d Blutes, mit allen seinen Krümmungen. Aber das Blut stockt, un das Herz schlägt nicht mehr, es fühlt weder Lust noch Pein, un bedarf und fordert keinen Trost; ihr tretet zurück unter die wan delnden Menschen, so lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die au gedeckte Brust, die uns der Dichter zeigt, wirkt sie mehr, als jen todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann ist alles vorüber. D Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tausende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden sehen, bis er den ungeheuern Judenschmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geschlecht zu Geschlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauschen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil sie kein Ohr zu finden gewohnt sind? Wie viele Tausende mußte er selbst unschuldig verdammt haben, bis er endlich Einen schuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darstellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdest du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einsam warst du auf dieser Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen allein durftest du lieben, nur alle Menschen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquisition, aber der Flammentod war selbst nordischen christlichen Nerven ein zu schauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter seinen Feinden. Er kam nach Deutschland; dort trafen ihn keine zerstörenden und raschen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, schleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Gesetze und der Bürger. Da zerschmolz sein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menschen verkannten ihn, er verkannte sich selbst. Es war seine einzige Schuld, daß ihm seine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringschätzung hatte er verdient, weil er sie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenschen, die sich Christen nennen, so nothwendig geworden wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konntest. Wenn dein beschämter Widersacher dir seine Kränkung abbittet, wie macht dich dieses taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das ist zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimerath, sagen Sie nichts weiter, Sie machen mich roth über und über, wenn Sie sich so weit herablassen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden.... Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, schonen Sie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden.“ Warst du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „Jud bleibt Jud“, sagt der Tempelherr. Schewa ing fest an seinem Gelde, selbst mitten im Himmelreiche der

Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er sein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und seufzte er nicht selbst über seine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen selbst die Hoffnung? Ist Geld etwas anders als die Hoffnung des Genusses, wie es die wohlthuende Erinnerung ist der mühsamen Erwerbung; ist es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch diese rauben? Ist nicht Geld das Grab, das Allen gemein ist und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte auf nimmt? Ist es nicht die gemeinschaftliche Verwesung, die Christen und Juden unter einander mengt und ihre Unterscheidungszeichen aufhebt? Wie sollte Schewa das Geld nicht lieben, da Keiner ihn ihm liebt als das, da Keiner in ihm liebt was er ist, sondern nur was er hat!

Das süße Glück, seinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geschick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen seine Feinde zu sein, um sich die Bürde des ihn niederdrückenden Hasses zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Christenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laster eines tugendhaften Menschen.

Gewiß eine ungemeine Kunstfertigkeit hat Cumberland in der Darstellung dieses Schewa offenbart. Es ist ein mühsames Werk einem Manne ohne Heldenthaten im Hasse oder in der Liebe, der Tugend oder im Laster, auf der Bühne Theilnahme zu verschaffen. Durch eines alten scheinlosen Juden stille Thaten, und noch stilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Bestreben des Dichters gelang, edlere als diese.

Herr Weidner hat den Schewa lobenswerth dargestellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte sich wenigstens, daß es ihm an Einsicht nicht gebrach; aber diese Rolle ist so schwer zu spielen, als sie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückstoßen der sich hervordrängenden Empfindung, doch so, daß dieses nicht ganz gelinge und sichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch

empfinden gewohnt und deren Eindruck auf den Hörer schwer zu berechnen ist, und endlich die Mischung vom Komischen, welche das jüdische Kauderwelsch in die Rührung bringt, die Schewa's mildthätige Art einflößen soll — dieses alles macht die Darstellung des Juden, als eines abstracten Begriffsmenschen nämlich, der so, wie man sich ihn denkt, eigentlich gar nicht besteht, sondern nur die Schöpfung christlicher Vorstellung und Phantasie ist, äußerst schwer. — Demoiselle *** spielte das kecke Judenbürschchen Hirsch gut genug; doch war ein kleiner Ueberschuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdischen gehörte.

XX.

Die Schweizer-Familie.

Oper von Weigl.

Spartanische Regierungshäupter würden diese Musik geduldet, ja gepflegt haben, während sie gleichstrebende Tondichtungen, die locker und schwammig das Mark der Tapferkeit einsaugen, weit von sich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es ist der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verschiedene Regungen, mit ihren leisen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, ist dem Künstler meisterhaft gelungen. Die Liebe ist's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die sehnsüchtige zur Heimat, die besorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geschlechtsliebe, trauernde und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie sind sie, wenn auch verwandt, doch so kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeschrei in dreißig Lärmopern — dort, das Gewinsel der verzweifelten, die süßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer schlägt oder eine Ecossaise durchhüpft — man vergleiche damit die Gesänge der Schweizer-Familie, und frage dann die Kenner, ob sie, wie üblich, auch dieser Musik, darum weil sie verständlich ist, den Verstand absprechen mögen?

XXI.

Correggio.

Von Oehlenschläger.

Konnte der Verfasser dieser herrlichen Dichtung für sein eigenes Werk so wenig Liebe haben, daß dessen Darstellung auf der Bühne sein Wunsch und seine Veranstaltung sollte gewesen sein? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff sinnlos waltender Menschen. Correggio ist ein didaktisches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, sollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche sie geben, nach ihren eigenen Vorschriften sich bewegend, vor unsern Augen erscheinen. Es ist nichts Aeußerliches hierbei, als das Wechselwirken zwischen Kunst und Künstler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge sichtbare Thätigkeit ist und ganz außer dem Kreise sinnlicher Handlung liegt. Ganz viel Schönes und Wahres wird über Kunst gesagt, und auch das Bekannte ist uns in seiner neuen und gefälligen Form höchst willkommen. Allein Alles, was hier der Dichter unserem Herzen und Geiste darbot, können wir nur lesend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das scenische Geräusch stört unbehaglich des Künstlers Stillleben, und der Blütenstaub der Kunst wird durch das täppische Erfassen der handfesten Komödienfreunde leicht verwischt.

Ist die Aufführung des Correggio in der Gestalt, wie er ursprünglich gedichtet, schon ein gedankenloses Unternehmen zu schelten, mit welchen Worten soll man es erst tadeln, wenn, wie es auch auf unserer Bühne geschieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterschneider grausam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darstellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunst, seiner Himmelsbraut verlobt, soll der Zeitlichkeit unterliegen, um geistig fortzuleben. Zu diesem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet. Antonio's kindlichscheues unbehülfliches Wesen, seine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahnungen, ja die Geschichte selbst zeichnete diesen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung starb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter

mit dem Geldsacke belastet, sich zugezogen hatte. Ist es nicht ein schöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menschen selbst sein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Last wird, die ihn zu Boden drückt? Und diesen Zug so verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio ist eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergeld aufzuladen, da erscheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beschämt, und der Schuft Battista erhält den Sack mit Hellern zum Geschenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe und zu welchem Zwecke wir und die Schauspieler warm geworden sind? Auch der dürreste Moralist kann aus der so erzählten Geschichte nicht einmal eine Nutzanwendung destilliren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüstung, die eine kindisch ängstliche Censur angerichtet: das überall zerschnittene Schwesterband zwischen Kunst und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das süße, in sich selbst verlorne Weib, künstlerisches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen Madame genannt, und . . . . . Genug.

Nicht viel weniger als bei einem so undramatischen Stoffe die darstellende Kunst zu leisten vermag, ist bei der heutigen Aufführung wirklich geleistet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt ist, müssen wir dankbar annehmen, was man uns auch gibt. Herr * * * hat, trotz aller Hindernisse, die ihm bei Rollen gewisser Art seine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg stellen, den schwärmerisch dahin sterbenden Antonio dennoch überaus gut gespielt. Sein rednerischer Vortrag war richtig, in einigen Monologen meisterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an seine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunstwerke eigener Schöpfung zu gemein und sinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verschlossene Rose endlich aufbricht, sich verschämt in sich selber spiegelt, und überrascht von ihrer eigenen Schönheit freudig aufschreit — wie man diese Empfindung darstelle; wie man Correggio's

Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zu
schauers anschaulich und faßlich mache, das (Herr * * * muß e
selbst gestehen) hat er uns nicht gezeigt.

XXII.

Agnes van der Lille.

Schauspiel von Frau v. Weißenthurn.

Frau von Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufa
turisten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratisch
Finanzminister, dem ruchlose Volksvertreter noch nicht die woh
thätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates ve
bindet, eine literarische Gewerbssteuer aufbringt und alle neu g
schriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit
sich entweder vermindern, oder wo nicht, dem Staate etwas me
und besseres einbringen, als sich selbst. Welch einen kubisch
Reichthum von Schauspielen hat die Wiener Dichterin aufzuweise
Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk v
deutschen Komödien, das ist nicht die Armseligkeit der Schauspieldi
ter, sondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müssen sie sein, we
ihnen solche Speise mundet! Wären sie reichern Geistes, sie bück
sich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hä
man den Griechen so etwas bieten dürfen? Aber freilich, dama
gab es noch Staatsfreuden, und das Volk war der Staat, und
gab noch keine Hoflogen, und man war starker Eindrücke, w
man sie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Scha
spieldichter war darum ein Freund seines Vaterlandes, und ei
Bühne war keine Sparkasse; die Beförderer der Schauspiele sucht
dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks . . .

Dürfte ein Recensent etwas anders sein als grob, etwa nai
so würde ich fragen: Agnes, was willst du? . . . . Wahrhafti
der Stoff zu diesem Schauspiele war noch unglücklicher gewäh
als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nic
an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinner

Konnte Frau von Weißenthurn ihr stilles scheinloses Veilchen nirgends anders als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, sondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrschaft bekämpfenden Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengesetzen entsprechend darzustellen. Man kann der Frau von Weißenthurn ihre schlechten Verse, aber nicht ihre schlechten politischen Lehren, verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet sie einige milde Scheltworte, aber seine Teufelei läßt sie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger sich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beschwert, wird ihm geantwortet:

Weit schwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöste Glaube, denn er band
Den Bürger an den Nächsten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorene Freiheit, so wird ihm für seine geraubte Conventionsmünze himmlisches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte sei immer frei:

Die Freiheit, die in unserm Herzen lebt,
Läßt bildlich sich in keine Form gestalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend strebt,
Und trotzet so den irdischen Gewalten,
Sie liegt nicht sterbend unter Alba's Tritte,
Sie *lebt* und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieses Alles ist höchst ungereimt, wenn es sich auch reimt ... Auch beruft sich Alba auf den *Zeitgeist*, der sein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen:
Wer Staaten *retten* will, geht über Leichen.

. . . . . .

Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt diese Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler ist als sein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen schlechten Versen einige hervortreten und ausschelten lassen.

Pfui, daß ich — — — — —
In diesem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer sein, der sich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenster
Den Kopf zu wenig steckt, gehen sie vorüber,
Dem liegt er morgen auch schon vor den Füßen.

„Den Kopf vor die Füße legen", ist ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Gesellschaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben sollte.

„Der muß noch mehr als sterben."

sagt der Prinz von Oranien. Es gibt nur etwas, das mehr ist als sterben, nämlich vor Langeweile sterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes ist folgende; Marie von der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, fast noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach seines Vaterlandes in das oranische Lager führten. Da kommt Alba mit seiner Blutliste nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten lassen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, stellt sich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet so der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Spanischen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird sie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne stritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unsichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorschein. Man wäre auch in Verlegenheit gewesen, was man den naseweisen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen sollte.

Herr *** als Alba war freilich genöthigt, die Unnatur seiner Rolle in sein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau von Weißenthurn ist ein Scharfrichter in der Hanswurstjacke, ein höchst lächerlicher Menschenfresser. Herr *** als Vargas wußte sich den Anschein eines kleinen Mephistopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und sein Spiel schuldlos.

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. Lucien Arnault.

Ines von Castro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Lissabon in stiller Verborgenheit lebte, schenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einsamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieser Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch seinen Rang verschwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verschwiegen, und er schwieg lange. Als das Schicksal und das Trauerspiel auftraten, ist Ine's und Don Pedro's Sohn sieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo sich Don Pedro vermälen soll, mit einer castilischen Fürstin. Für diese wirbt der Abgesandte Castiliens bei König Alphons feierlich um seines Sohnes Hand. Der König und Vater sagt zu; als aber die Reihe zu sprechen an Don Pedro kam, sagt dieser ein festes Nein. Der dabei anwesende portugiesische Minister Pacheco, der für den alterschwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen schon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die Staatsverbrecherin in Ines von Castro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Gesetz drohte jeder Frau den Tod, die sich mit — mit der sich der Kronerbe heimlich vermälte. Pacheco, das Wohl des Staates bedenkend, beschließt, das Strafgesetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da sie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieser die Angeklagte, sie möchte, um ihr Leben zu retten, aussagen, sie sei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermält. Ines, ihrer Ehre willen, sagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne seine Ansprüche auf die Krone zu erhalten, verschmäht sie eine andere Lüge nicht, und erklärt: sie habe, als sie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe sei. Sie spricht vor den Richtern:

Je vis, j'aimai don Pédre et j'acceptai sa main;
Mais à l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;

Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.
Epouse de l'infant, je réclame mes droits.
Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebe gesucht, seinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wi gelt er das Volk von Lissabon auf, seine Gattin zu retten. I dieser Verwirrung geht der Minister Pacheco zu Ines in den Ke ker, überreicht ihr einen Becher Gift, und stellt ihr vor, wie sie n durch einen schnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. In leert den Becher. Als sie in den letzten Zügen lag, stürmt D Pedro heran, Krone und Scepter tragend; denn der alte Kön war plötzlich gestorben. Doch er kommt zu spät, und einer Leic setzt er die Krone auf, und vor der entseelten Königin werfen s die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geschichtliche, das dieser dramatischen Handlung zu Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei stan Aber weil es ihm frei stand, es anders zu machen, hätte er besser machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welch seine Gattin stand, sieben Jahre mit Stillschweigen bedeckte, wohl glaublich, denn das Gefühl, sich als Bürger von einer Bü gerin geliebt zu sehen, war zu schmeichelnd, es freiwillig zu z stören. Doch wie sollte man seine Liebe rührend finden, da schwächer war als seine Eitelkeit? Mit Recht sagte ihm Ines, sie das Geheimniß erfuhr:

... Vous m'aimiez don Pédre et vous avez pu feindre;
C'en est fait, mon bonheur vient de s'evanouir,
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatischen Person kein Mitleid schenken, s dern muß sie es verdienen: so hat Ines dazu nicht genug geth Sie geht freiwillig dem Tod entgegen; aus Ehre, wie sie sa Aber eine Mutter soll keine Ehre haben; sie soll auf kein ande Geschrei, als auf das ihres Kindes hören. Es ist wie ein Kind mord, wenn die Mutter eines hülflosen Kindes ihr Leben freiwil hingibt; und opfert sie sich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz a wagt sie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Kr

)arauf zu ſetzen, ſo iſt dieſes ein wahnſinniges Verbrechen, und)urchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines ſchnellen)athologiſchen Todes ſtirbt, iſt gegen alle Regel der dramatiſchen Kunſt. Die gerügten Fehler zerſtören die Einheit der Empfindung, ian ſpringt ängſtlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuſchauer uf der Bühne ſieht Stücke aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme leſen. Er und einige ndere ſeiner jüngern Dichtergenoſſen ſind gute Zeichen, daß die ramatiſche Kunſt der Franzoſen auf dem Wege der Geneſung iſt. n Arnault's Sprache iſt Kraft, wenn auch nur erſt ſchüchterne; unes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, nneur paternel, gloire octogénaire — ſolcher parfümirter Aus= ücke findet man nicht viele mehr. In ſeinen Verſen hört man ur noch leiſe den abgemeſſenen Ruderſchlag der Galeerenſclaven; ne Phantaſie ſeufzt ſtiller unter der ſtrengen herkömmlichen Dis= plin; ſie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur tgehalten, aber ſie erhebt ſich doch. Politiſche Maximen, dieſe ue Unart der franzöſiſchen dramatiſchen Dichter, hat Arnault nur ißig angewendet und ſie, wie es ſich gebührt, unter den poeti= en Blumen verſteckt, ſie nicht auf die Blumen gelegt, wo ſie icken und verderben. Einen guten Theil dieſer Früchte hat die eater = Cenſur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke rden ſie den Leſern wieder vorgeſetzt. Es iſt noch großmüthig, daß Cenſur in Frankreich nur die Ohren zuſperrt, die Augen aber n läßt. Man kann gerade nicht ſagen, daß die neuen Schau= le in Paris durch die Theater = Cenſur ſehr beſchädigt werden, n die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter haben es gelernt, das tbarſte an ihren Werken ganz ſo anzubringen, wie Phidias an em olympiſchen Jupiter das Gold angebracht — ſo nämlich, man es wegnehmen, es wiegen und wieder anſetzen kann, ohne Bildung des Ganzen zu zerſtören. Wir wollen einige der Verſe, das Scherbengericht der Cenſur verbannt hat, mittheilen. Das wohl merkwürdig und ſeine Depeſche werth.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les coeurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidèle au toit qui l'a vu naître,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

... Guerre éternelle à ceux dont l'insolence
Du Sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du coeur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi, quand on verse du sang. —

Es mag an diesen zehn Verboten genug sein.

In einer Vorrede vertheidigt sich Arnault vor dem Assise Gerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beschu digung: er habe die aristotelischen Einheiten umgebracht. Er ve theidigt sich aber auf eine ganz eigene Art. Er läugnet das Ve brechen keineswegs mit Bestimmtheit, sondern er sagt: an den Ei heiten wäre nicht sonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, al diese Jurisprudenz ist neu in Frankreich. Arnault führt sehr v messene Redensarten. Er sagt unter Anderm: Die Einheit Interesses, das wäre die Hauptsache. Eine dramatische Handlu dürfe allerdings in mehreren Gegenden spielen; denn es müsse genommen werden, daß die Schauspieler die Zwischenacte (währ die Zuschauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nö gen Reisen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich Reise nicht größer werden, als eben der Weg ist, den man in und zwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatische Ha lung müsse am nämlichen Orte schließen, wo sie angefangen. Wo man, was die Einheit des Orts betrifft, sich einer ausschweifen Phantasie überlassend, gar keine Regel befolgen, dann könnte Fall eintreten, daß eine dramatische Handlung in Paris begö und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire sich streng die Einheit des Orts gehalten, so sei das blos daher gekomm

eil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuschauern angefüllt und die heatermaschinerien noch sehr unvollkommen gewesen, so daß man ie Verwandlung der Scene habe vermeiden müssen. (Da hätte an also auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch urde die Decoration in Racine's Esther dreimal verwandelt. Ein Genieſtreich ohne gleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauspiel von Arresto.

Ich habe ein siegberauschtes Heer gesehen, da es in die Haupt- adt seiner Feinde einzog; der Anblick war schön, es kämpfte für en Ruhm und seinen Kaiser. Ich sah deutsche Heldenjünglinge den bermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und uhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeern an den unterſten tufen des Thrones niederlegen und still und fromm nichts for- ern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die erleumdung, und sich am häuslichen Herde setzen und die Waffen ngeben, mit welchen sie die Fürsten vertheidigt; — der Anblick war höner; sie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und echt. Zeigt uns dieses oder jenes Schauspiel, zeigt uns Brutus, er seine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld oll Blut und Grausen, wo Menschenleben und Menschenliebe nichts lt, wo engherziges Mitleiden sich in dem großen allgemeinen chmerze verliert, wo die Bande der Natur zerrissen werden, um e des Staates zu befestigen — zeigt uns dieses auf der Bühne; ber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garnisonen, nicht die achtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienst- ffer eines steifen Corporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäusern nd an Pharotischen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der e Hand auf das tapfere Herz legt und stolz ausruft: ich trage en Rock des Monarchen; und zeigt uns nicht jedes Gefühl r Menschlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeord-

net; zeigt uns dieses nicht. Nothwendig mögen solche Spielereien sein, aber schön sind sie nicht und darum kein würdiger Stoff der dramatischen Kunst. Der Staat wie die Natur hat seine Geheimnisse, die er verschämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen seiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tisch sehen, nicht die schmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

Uebrigens, und die schlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieses Soldaten-Schauspiel wegen seiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur dessen Verfasser nicht folgende Vorrede dazu geschrieben:

„Soldaten!

Der bescheidene, belehrende Kritiker ist gleich einem alten gedienten Officier; ihm erzeiget diejenige Hochachtung, die ihm gebührt. Die gemeinen, hämischen Tadler sind Banditen in Hohlwegen: diese — schießt todt, wo ihr sie findet."

Da nun in der Sprache der Bücherschreiber ein bescheidener, belehrender Kritiker so viel heißt als Einer, der lobt, und ein gemeiner, hämischer Tadler Einer, der nicht lobt, so darf ich, um nicht furchtsam zu erscheinen, dem Herrn Arrest kein Wort des Lobes sagen.

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn.

Von Heinrich v. Kleist.

Fürwahr, es ist Mark darin, und Geist und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und besonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechselndem Reize, bald zwischen lieblichen Wiesen, blumigen Auen und besonnten Feldern, bald zwischen stürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildnissen und Wildern voll Sturm und Brausen. Gleich anmuthig ist Wanderung und Ziel. Warum haben die tückischen Parzen dieses blühenden Dichterhaupt so frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, so kühn als unbesonnen, den Schleier der Isis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauscht! Nur Priestern frommt ein solcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuschung auch das letzte Glück entschwindet. Das wäre die so gepriesene Liebe, von Kindern angelallt, von Greisen angestottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes wunderschönes Mädchen, werden, sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Käthchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt alsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und ihre eigne Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tag des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später ritt auch der Kaiser auf, gibt sich als Käthchens natürlicher Vater

zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, der Grafen zum Weibe.

Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwerth an der Kron des britischen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herr lichen Monolog des Grafen, womit der zweite Act beginnt, gelese zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um so deutlicher falle zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erscheinung des Cherub beim Sinken des brennenden Schlosses Thurneck konnte nicht un zeitiger geschehen. Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem An wehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offen barte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, da sich im Wachen ergibt, enttäuscht und wendet sich, nüchtern gemach vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, spielt das Fräulei Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin i diesem ernsten Schauspiele. Gibt es eine tollere Erfindung al dieses Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Ritter des Landes den Kopf verrückt, und am Ende sich als eine garstig Hexe kund gibt, die mit falschen Zähnen, aufgelegter Schminke un einem schlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulüge verstand?

Aber wie haben sie dieses Stück wieder zugerichtet, dam es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umstände sich füge! Das i ein ganz eignes Capitel des Jammers. Wie wehe gar muß es de Künstler selbst thun, der die schönsten Theile seines Gemäldes we schneiden sieht, damit es nur in den engen Rahmen passe. Zuvö derst ist in der Vehmgerichtsscene vieles ganz unbedachtsam au gelassen worden. Es ist wahr, daß einige Reden darin etwas la sind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar u verständlich werde, wie durch einen arbeitsamen Trieb der Nat sich Faden an Faden gereiht, um das sympathetische Netz zu flec ten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte m unerklärt gelassen, auf welche Weise der Kaiser Käthchens Vat geworden sei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sit samkeit geschehen, welche der Verführung heuchlerische, vermaledei Kupplerin ist.

Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle ist schwer und ich möchte den Schauspieler sehen, der sie trägt, leicht aber doch so, daß die Kraft nicht die Last verschlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Gesetzes pochend, — Verstellung der Wahrheit und Wahrheit der Verstellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unschuld, — Spott, — dasteheud mit recht fest zusammengeknäulter, nicht allseitig hinausflatternder Kraft; nicht sich brüstend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer starken Faust, — (es ist ein Unverstand vieler Schauspieler, daß sie wähnen, Helden müßten sich spreizen, gerade sie dürfen es am wenigsten; bei kräftigen Menschen lehnt sich der Körper leicht am Geiste an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am stärkern Körper ihre Stütze; nur solche Gewaltsmenschen mögen sich spreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung, die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauspieler (der Unsrigen) versteht es, als Held zu weinen, ohne sich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beschwörungsscene, wo der Graf den Geist des schlummernden Käthchens aus dem Körper, seinem dunkeln Sarge, hervorruft und um das Geheimniß überirdischer Dinge befragt, (das vorgeschriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte strenger beobachtet werden müssen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So seht, wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiselle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wundersüße, heimgefallene Kind hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargestellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie schwer die Schlafrednerin zu spielen sei. Das Insichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe ist, der melodische Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm." — „Nein, nein, nein." — „Bitte, bitte!" Man sah den himmlischen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner, was

sie that, dann zeigte sie sich als eine besonnene Künstlerin, handelt sie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück ist eine schöne Gabe — — Herr *** spielte Käthchens Vater, den Waffenschmied Friede born. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, de den Hammer von Eisen zu führen gewöhnt ist und wohl täglic seinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet un nur weich ist an der Stelle, wo er sein Goldkind liebt; er war – nichts oder was man will. — — Was ist das wieder für ein tolle Einfall mit der Puppe gewesen, die man aufhockte und statt Kuni gunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die leben dige tragen, oder die ausgestopfte fortspielen lassen sollen; Einhei muß sein. —

XXVI.

Verlegenheit und List.

Lustspiel von Kotzebue.

Kotzebue ist ein Wucherer, der ein kleines Capital durch groß Zinsen verhundertfacht; ein guter Wirthschafter, der mit Weniger ausreicht; ein geschickter Frauenschneider, der das nämliche Klei nach jeder wechselnden Mode umgestaltet. Er macht schneller ei Lustspiel, als die Welt den Stoff dazu. Er ist leichter zu übertreffen als zu ersetzen. Was Verlegenheit und List darbietet, genieß man zum tausendsten Male mit ungeschwächter Lust. Eine Gast hausstube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schicksa der Christen: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammer jungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirat. Zwei Ding sind mir in unsern Komödien unerklärlich. Erstens, daß die Haup geschichten in Wirthshäusern vorfallen. Ich bin viel gereist, hab aber in der Heimat immer mehr Abenteuer als im Gasthofe er lebt. Es ist natürlich, der Wechsel in Gasthäusern ist zu groß, al daß sich zwei Fremde mehr als streifen können. Wie gelangt ma dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die beden tendsten Herzens- und Familiengeheimnisse in Gegenwart der Bi dienten besprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, di

von liebender Beschaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen ist es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beisein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendsten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Lustspiele geschieht es; ja, während der junge Baron seinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung seiner Schuld und Schulden bittet, ist die ganze Hausdienerschaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menschenliebe als die gemeinen, und behandeln sie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder sehen sie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gypsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter-heroisch-borjerlich Lustspiel.

Das gute Lustspiel sollte immer örtlich sein, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, gibt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, nothwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschichte hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermälung das Lächerliche erzeugt wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes ein wählbarer Stoff zum Lustspiele sein. Der Lustspieldichter muß sich auf die Ecken stellen und aus der Menschenmenge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Ueberlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unsern Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich sein, als man annimmt (ich betrachte

aus dem Gesichtspunkte der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit) Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dieses kommt erst zum Vorschein, wenn man die verschiedenen Stände nebeneinander stellt So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so of verspottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in diesen Schwächen liegt das Geheimniß seiner Stärke. Er hat keine andere Macht als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, sondern durch tausend schwache Zwirnfäden festgehalten. Erscheinen die Anmaßungen des Adels dem der Bestimmung der Menschheit eingedenken Bürgerstande lächerlich, so muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres persönlichen Vortheils dem Adelstande lächerlich erscheinen. Da nun der Lustspieldichter auch nicht bis zur Persönlichkeit hinabsteigen kann — denn die Satyre ist kein dramatischer Stoff — so bleibt ihm kein andrer Schauplatz übrig, als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in eine Häuslichkeit beschränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Lustspiel ausfüllt, ist, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatischen Kunst abgesteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Gesinnung und der Denkweise des Frankfurters an einander — des Frankfurters, also, wie es sich von selbst versteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn diese haben dort, wie überall, kein geistiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnensprache knüpft und löst — denn nur Menschen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die stätische Menge hat nur eine Handlungsweise — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die englischen Schiffstaue, und wie der Nerve durch den Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es ist in der Frankfurter Mundart geschrieben, wodurch seine komische Wirkung nicht blos gesteigert, sondern überhaupt gesichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geistes ist, wie könnte man

letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des ersteren. Orts- und örtlich gesinnte Bürger hochdeutsch sprechen lassen, das wäre eben so viel, als einen schlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, einige reinsprechende Personen in das Stück zu flechten, der Gegensatz hätte die beabsichtigte Wirkung erhöht. Es ist aber diese Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volks eine gar räthselhafte Erscheinung! Woher entsteht sie, wodurch erhält sie sich? Darf und muß man daraus schließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger sich eben so unterscheidet, als die Gesinnung von jenen und diesen? Man erschrickt vor einer solchen Folgerung.

Die Tragödie idealisirt, das Lustspiel muß portraitiren. In dieser Beziehung ist der Bürger-Capitain ein wahres Meisterstück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieses Vorzugs ermangeln unsere meisten Lustspiele, und darum habe ich auch keinen Maßstab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es lesen, es kann nur mit sich selber verglichen werden. Auch Solche wird es anziehen, die sich sonst von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wissenschaftliches Werk aufnehmen, als eine Statistik des Frankfurter Volksgeistes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerspiel von August Fresenius.

Auch an einem siebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es stärker sei als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unersättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da schüttelte es sich und warf sie ab. Selbst das menschliche Recht stand seinem göttlichen und seiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte bestätigt, und am Schlusse

jenes Freiheitsbriefes festgesetzt: „Wenn einer Unserer Nachfolge selbst, oder ein Vicekönig, besagte obige Artikel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte, so darf Unser getreues Volk in Neapel ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten bis zu seiner, diesem Privilegium gemäßen, Zufriedenstellung. Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn

„Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun." Der Herzog von Arcos, der spanische Vicekönig in Neapel, und seine Höflinge setzten den Stolz hinzu. —

. . . . . Der steife Stolz
Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
Ein Bürger stand, — derselbe Stolz, der doch
Mit seinem steifen Rück auf Händ' und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadeligen Maul das Volk
Aussaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Macalona, selbst ein Fürst, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Bissen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlener Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu lesen,
Was die Tabelle sagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durstigen Papieres,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armseligen
Wolfsbohn' herab. — Das Brod ist uns schon längst
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen,

Und frißt wie eine Raup' aus dem Gemüs
Das Herz heraus, das wir uns freuen müssen,
Wenn welkes Kraut und frisches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaso Aniello that es, ein armer Fischer und Obsthändler. Er hatte den hohen Geist, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigsten Bürger eingibt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!" begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerstörten die Paläste des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur List flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein mischen, wovon er den Verstand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In seinem Wahnsinne übte er blutige Grausamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten sie ihn.

Dieses ist die Geschichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, sondern am Gifte sterben läßt. Es herrscht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in diesem Trauerspiele, es waltet ein Shakespeare-Geist darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite gestellt werden. Den Dichter überraschte der Tod, ehe er sein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum sind seine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunst, monochromatisch, nur wenige helle Farben herrschen allein, die Zwischenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verstandes können nicht zu viel gepriesen werden. Fresenius war in Frankfurt geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüthe, denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben in der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein und setzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXIX.

Cardenio und Celinde.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir sind so ungewohnt, bei den dramatischen Dichtern unsere Tage Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, da die Freude über diese schönen Gaben, wo sie ja einmal uns überrascht, uns zur Nachsicht stimmt und wir der Fülle die Ungemessenheit, dem Muth den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gerverzeihen. Der Dichter dieses Trauerspiels hat sich als ein solche gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ei erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, di leichter nimmt als gibt, ihn verbessern werde. Besonnenheit gi die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, di andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, der soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, da dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wen wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celind in sich schließt, so geschieht es diesmal nur um zu zeigen, wie gro die Nachsicht sei, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulde seine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde. . . . Dieses „und" ist hier abe nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Lebe zu einem bindet, sondern das arithmetische plus, das zwei si gleichgültige Größen mit einander verschwägert, und die Famil weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatische Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlung bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht au welcher Laune, seinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereic hätte, zu zwei Wämsern verarbeitet. Es ist einmal geschehen, un nachdem wir dieses gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob d Jacken schön paßlich, und wie sie stehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, lie Olympien, Lysander's, einer Magistratsperson, neuvermäl Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, sie war ihm schon a

Braut zugesagt, als sich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es sei in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überrascht worden. Cardenio tappt umher, sucht ängstlich nach Licht, erwartet Erklärung; sie wird ihm nicht, Olympia schweigt. Der Spanier tritt zurück, entsagt der Geliebten. Da meldet sich Lysander, der sich schon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunst beworben, und bietet ihr seine Hand an. Diese, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lysander's Gattin. Olympia war unschuldig, sie kannte selbst den Mann nicht, der sie im Dunkeln in seine Arme geschlossen. Sie dachte und hoffte, es sei Cardenio gewesen; als dieser aber schwieg, mußte sie dulden. Nach der Hochzeit gestand ihr Lysander, er sei es gewesen, der sich, mit Hülfe einer bestochenen Dienerin, zu ihr geschlichen. Er habe durch diese List bezweckt, was er durch sie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernsten Wünsche
Und lehret, daß Verstand die Welt beherrscht.

Lysander ist übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne schweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in seinem Herzen nicht gegen Lysander, dessen redliche Bewerbung er nicht schelten kann, sondern gegen den unbekannten Dieb seines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer so schmerzlichen Begegnung, verlassen, doch vorher noch versuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müsse er sie schuldig finden, solle er eine unedle Neigung aus seinem Herzen verbannen; rechtfertige sie sich, könne er von einer schönen Vergangenheit ein reines Bild mit in seine Heimat nehmen. Er bittet Olympien um eine Zusammenkunft. Diese, schwach, gewährt ihm, was sie ihm früher versagt, und schwächer gesteht sie dem ungestüm Fragenden, daß Lysander, ihr Gatte, der Mann gewesen, der sich in ihr Zimmer geschlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu hassen; doch Lysanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er sagt von ihm:

Er ist gerecht und edel, schädigt keinen,
Er ist bereit, wo Waisʼ und Wittwe weinen,

Er liebt Olympien, und sagt mit Fug,
Daß sie der Freude hat bei ihm genug —
Und ist ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff' und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit seinem Hasse, ihn bald überwä
tigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz ist nur ein Taubenschlag, Gefühle
Zieh'n flatternd aus und ein —

sagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wäre
Aber der Geier kam auch, und der Teufel siegte. Cardenio überfä
den heimkehrenden Lysander bei Nacht auf der Straße und töd
den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrausche. Die Th
war um so weniger schlimm, als es der Rausch mehr gewesen. D
Wein war mit sinnverwirrenden, sinnbetäubenden Dingen gemis
Wer reichte ihm den unseligen Becher? Ein langer, ein sehr lan
Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundschenken von d
Trinker; ein Eisendraht war über den Strom gezogen und üb
diese schmale Brücke kam das umzauberte Schicksal hergeritt
Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, für
uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwied
Celinde ist ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem La
verkuppelt. Sie ist gutmüthig, weil sie schwach ist, aber sie h
sich für gut, weil sie schlecht ist nach Grundsätzen. Den durchsichti
Schleier ihrer Luhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit he
Leidenschaft liebt sie den jungen Spanier, sie, die so viele
schmäht, denn:

Er weiß zu quälen — das, das ist der Punkt,
Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
Wir mögen nicht in Ruhe sein.

„So sind alle Weibsbilder; wenn man sie nicht immer beängs
so wird ihnen übel" — hat der ungeschlachte Falstaff in se
Sprache schon längst gesagt. Celinde erfährt, daß sich Card
zur Abreise vorbereite. In so enge Zeit eingeschlossen, schlägt
Leidenschaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, sie weint. Sie
Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie sagt ihr

sie umzugehen wisse mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge sie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen solche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären sie für so junges süßes Blut zu scharf. Celinde ist gierig, und glaubt nur neugierig zu sein. Sie forscht weiter, sie läßt sich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche spricht:

Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können:
Der Dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,
Und brennen's dann zu Asche, und vermischen
Die Asche mit 'nem Kuchen oder Wein,
Und bringen diesen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Mensch,
Er folgt Dir, wie der Pudel seinem Herrn.
Laß peitschen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und schickt sie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern steht auch der Johanniter-Ritter Marcellus. Celinde lebt von seinen Geschenken, läßt sich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm schneiden, und hält ihn am seidnen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geistlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male besuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abschied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrschen, sie scheint ruhig und heiter, und scherzend empfängt und entläßt sie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick ist gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwischen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert sie matt um das trübe Licht, das sie endlich erhascht. Sie läßt Tyche rufen, läßt sich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht sie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn schweigen und sich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, so sei es Celinden's Laune, und sie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und sagt ihr, das Herz zum Liebestrank sei gefunden, sie solle Marcellus ermor-

den. Celinde tritt entsetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um di
Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, sie werde die That, wen
sie einmal geschehen, vor Celinden zu verantworten wissen. Si
selbst stößt dem Ritter den Dolch in die Brust. Celinde im ande
Zimmer, hört den Angstschrei des Getroffenen; Marcellus, der sic
aufgerafft, stellt sich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinde
mit den Verwünschungen eines Sterbenden; dann sinkt er nieder
Celinde fällt in Fieber und Wahnsinn; das Bild des blutige
Ritters steht gebannt vor ihren Blicken. Tyche sucht sie zu beschwich
tigen, ihr lügend, sie habe die That nicht vollführt, der Ritter s
nicht ermordet, sondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhig
sich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestran
Sie sucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, sie komme von Olympie
die krank an süßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geschickt, u
sie zu streicheln, denn es sei bekannt, sie habe „einen guten Strich"
Die alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympi
„im puren Hemdchen" da gesessen; sie peitscht Cardenio's Blut, da
es hoch aufsteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einschnüre
Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Bech
mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb' und mo
kig"; doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, w
aus einer langen Vergessenheit erwachend, frägt er: „Was mac
die liebliche Celinde?" Der Zauber hat gewirkt. Carden
geht zu Celinden, ergibt sich ihr. In diesem Taumel der Sinn
von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauscht, lauert
dem klugen Lysander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geschieht vor Lysander's Wohnung. Darauf stö
Cardenio das blutige Racheschwert als Zeichen heiliger Vehm,
die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, d
umhergegangen ihn aufzusuchen, kommt an die Stätte des Ve
brechens, sieht die Leiche, sieht das Schwert, nimmt es in d
Hand und wird so von Lysanders Dienern, die aus dem Hau
gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derselb
schlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdess
hatte Marcellus' geängstigter Diener, der seinen Herrn nirgen
finden konnte, sich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforsch

daß der Ritter in Celinden's Wohnung gewesen, man findet dort seine Leiche, man findet sein Kreuz unter Tyche's Gebäcke, die Hexe wird fest genommen, sie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es ist Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu sehen, ob sie noch unbesetzt von Wächtern sei. Lysander's Geist versperrt ihm den Ausweg, er flieht entsetzt zurück. Celinde sucht seine kranken Einbildungen zu beschwichtigen, sie auch geht an das Ende der Straße; da erscheint ihr Marcellus' zürnender Geist, sie stürzt zu Boden und stirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüste zu entgehen, stürzt er sich in ein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menschlichen Schicksale, welche die Kunst des Tragöden nachbildet, müssen, und wären sie noch so ungeheuer, doch immer menschliche Gestaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird ein Bild der sittlichen, es wird nur eines der sinnlichen Natur des Menschen aufgestellt. So darf es nicht sein. Das Ebenbild Gottes soll nie unkenntlich werden; auch irrende, selbst verworfene Menschen sind nur gefallene Engel; doch in diesem Trauerspiele sind alle Menschen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat sie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es ist aber noch schlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren ist er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu suchen, und die Aufmerksamkeit geht auf vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es ist nichts, das Liebe, nichts, das Abscheu einflößt. Das Schicksal schneidet Gesichter, und wir lachen nur darum nicht, weil sie von Krämpfen herkommen. Fünf Menschen sterben, den nächsten sehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben sieben Mal, und keine dieser Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir sehen nur noch ihren blutrothen Abendschein. Seine Liebe zu Celinden ist ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio ist eine erkaltete, ihre zu Lysander eine vernünf-

tige; Marcellus' Liebe ist eine unwürdige. Lysander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche ist ein gemeines aberwitziges, altes Weib. Es schimmert ein Lichtschein, der sie hätt verklären können, aber er ist zu weit entfernt. Tyche war einst vo Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ei blöder Junge" übrig geblieben. Der Dichter hat dieses Verhältni nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Psychologie dabei heraus gekommen. Der Schicksalstrank, hier die chemische Flüssigkei die löst und bindet, ist „trüb und molkig". Wir wissen woh daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche dara glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wir doch — das ist nicht Sympathie, das ist nüchterne Physik, und w fragen prosaisch die Toxicologie, ob solche Wirkung möglich sei?

Doch bei allen ihren Mängeln hat diese Tragödie etwas, d wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnun er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, gene er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache ist frisch, die Bild quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freu uns des guten Stoffes, können wir auch nicht seine Gestaltu loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matt Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. D Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auf immer, denn sie fehlt d Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln. Die Graz aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erschein vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße schallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. D die Anmuth erscheint, und der Uebermuth verschwindet.

XXX.

Die eifersüchtige Frau.

Lustspiel von Kotzebue.

„Nach dem Englischen" wird angezeigt. Aber es ist auch n der Natur, die keine Geschichte, kein Staatsrecht und keine Lust

schaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neuesten Moden, mit Turnwesen, Wunderdoctorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung sind, nett aufgeputzt, und das Stück ist ganz allerliebst geworden. Die eifersüchtige Frau schämt sich ihrer Gespensterfurcht: freilich nur so lang es helle ist, und mit der Nacht wird sie wohl wieder zu zittern anfangen. Indessen — das geschieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein besonderes Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfrischt.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerspiel von Gotter.

Es ist, wie bekannt, dem Französischen des La Harpe nachgebildet und wurde schon vor länger als vierzig Jahren auf die deutsche Bühne gebracht. Dieses Trauerspiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin ist edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter sehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder dessen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes kann uns gegenwärtig ansprechen. Das Klosterwesen ist uns fremd, zur Fabel geworden, diese Quelle der menschlichen Leiden ist verschüttet und ein böses Geschick, das

unseren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorstellung den Klosterzwang abscheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der seine Tochter aufopfert auf diese Weise, wird uns nicht sowohl grausam, als närrisch erscheinen und kann daher auf der Bühne keine rein tragische Wirkung hervorbringen. Auch der französische Ritterprunk, den alle Personen, die in dem Trauerspiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zusammen sprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anstand ihrer Heftigkeit — das Alles muß uns Deutschen sehr abgeschmackt vorkommen. Wenn der Baron zu seiner Mutter sagt: „Sie spotten meiner, gnädige Frau", und diese ihm erwiedert: „Keine Schmeicheleien, mein Sohn!" oder wenn Marianne im höchsten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuschreit: „Lassen Sie mich, Madame!" — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — der brave Geistliche sagt zum Präsidenten: „Unsere sclavischen Gelübde sollten aufgehoben, unsere Klöster zu Spitälern, zu Freistätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlassene gemacht werden." Nun seht, zwanzig Jahr später, als er dieses gesprochen, hat sich der Wunsch erfüllt. Bedenkt man dieses, so weiß man nicht, soll man sich dem Trost oder der Verzweiflung ergeben. Soll man sich trösten, daß ein so lange dauernder Wahnsinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er so lange gedauert und ihm so viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele gleich grausame, gleich thörichte Einrichtungen bestehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei stünde, ich wüßte sie nicht zu treffen. Und Keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören scheint; warum soll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich selbst gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrsinn die Leiden der Menschheit vermehrt, ohne meine eigne Lust zu vermehren?

XXXII.

Beschämte Eifersucht.

Lustspiel von Frau v. Weißenthurn.

Nur allein in den letzten acht Tagen ist sie auf unserer Bühne schon zwei bis drei Male beschämt worden, aber umsonst, sie hat sich nicht gebessert — nämlich die Eifersucht. Das Uebel haftet zu tief und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unserer Geduld doch der nämliche Fall, hätte sie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es ist zu arg, es ist gar zu arg. Man versuche es, und lasse unser Schauspiel-Repertoir gefrieren und zähle dann die Löffel Wein, die flüssig bleiben; wahrhaftig, die Arithmetik der Pescherähs reichte vollkommen hin zu dieser Zählung! Ist denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brod, ist sein Kopf für Wein noch nicht stark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäsar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenstein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darstellen, als unser erbärmliches Alltagsleben, darf sie nichts Würdigeres nachahmen, als unsere Theeabende, wo mit faden Tändeleien, mit ungesalzenem Spotte, mit ungelenksamen pedantischen Witzen der Geist gefüttert wird; mit mancherlei süßen Getränken, die sie Erfrischungen nennen, der Leib durchgeweicht wird? Erfrischungen! Wir mit unserem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfrischungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſischen Schuhflicker auf unserer Gallerie sehen, ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab auf's Parterre springen. Seid ja nicht etwa bescheiden und sagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falscheres, als diese Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunst eine Ausbreitung der Wissenschaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, von welcher die alten Völker keine Vorstellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit schöpfen, als Pytha-

goras durch vieljähriges Reisen in fremde Länder, und nach langer Harren und feierlich-schleppenden Einweihungen sich aus den mündlichen Lehren der Priester erwarb. Also nicht darum, weil de athenienſiſche Schuhflicker einen gebildeteren Geiſt hatte, als wi ſondern weil er er einen größeren Charakter hatte, als alle unſe wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unſere einfältigen Schau ſpiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweine wenn er das Bild unſeres düſteren, mühſamen Lebens aus ſeine dramatiſchen Abbilde erkennt, verlachen, wenn er wahrnimmt, m welchem Ernſte, mit welcher Ehrfurcht wir alle unſere Poſſen b handeln, und mit welcher eiteln Selbſtgefälligkeit wir jeden Abe vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen und unſere häßliche Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da ihr es nic anders haben wollt, ſo laſſe euch der Himmel noch lange eur zierlichen Kotzebue, euren allerliebſten Ziegler, eure artige Frä von Weißenthurn, und möge euch kein ungeſchliffener Shakeſpea oder Calderon je aus eurer Gemüthsruhe ſtören!

Ach, die liebe gute Frau von Weißenthurn, wenn wir d nicht hätten! Möge ſie nun, da Kotzebue todt iſt, unſere Bühne mutter ſein, und viele Jahre den dramatiſchen Scepter führe Wie treffend ſind alle ihre Schilderungen aus dem Menſchenlebe wie naturtreu! Es iſt wahr, man könnte über das Stück, v welchem hier die Rede iſt, manche Fragen und Zweifel anbringe

Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer v Stande einem fremden jungen Officier, gleich in den erſten M nuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemah die andere ihres Bräutigams anvertrauen und über deren läch liche Schwäche mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politic ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Officier, den er z erſten Male in ſeinem Leben ſieht, gleich zum Vertrauten ſeiner I triguen zu machen und ihn ſogar einladen werde ihm beizuſteh in die Familie, die ihn, den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich a genommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, d zwei heftige, leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm u Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Li

tenant so mißhandeln und verspotten lassen sollten, als es hier im Gartenhause geschah, ohne dem naseweisen Burschen auf der Stelle den Hals zu brechen? Ist es denkbar, daß eine sittsame und für ihren Ruf besorgte junge Frau, welche die heftige Eifersucht ihres Mannes kennt, wenn sie aus irgend einem Grunde sich dazu entschließt, mit einem jungen Officier in einem abgelegenen Gartensaale eine Zusammenkunft zu halten? Ist es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menschen in der heftigsten Stimmung durch den Saal stürzen können, wird sie nicht vielmehr so ängstlich lauschen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Officier schleicht sich unbemerkt zur Gräfin Julie, stellt sich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbstgespräche zu. Diese Unsichtbarkeit handgreiflicher Officiere und anderer erwachsener Menschen kommt freilich in sehr vielen Komödien vor. Ohne solche Zaubereien können unsere armseligen Poeten nicht fertig werden. Aber es ist eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe so viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tausendjährige Erfahrung zusammengebracht — ich habe sie gefragt, ob es ihnen in ihrem tausendjährigen Leben begegnet sei, daß sich Jemand in ihre Stube geschlichen, während sie darin gewesen, ohne daß sie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beschämte Eifersucht? Die beiden Eifersüchtigen haben sich diesmal nicht zu schämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie sie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Riesen gehalten? Keineswegs. Der Eine findet seine Frau in einem einsamen Gartensaale mit einem jungen Officier und hört den letztern von Liebe reden; der Andere findet seine Braut in den Armen eben dieses Officiers. Sollten sie da nicht argwöhnisch sein? Hätten sie auch ohne die Verblendung der Leidenschaft wahrgenommen, daß der Officier der Bruder der Frauenzimmer sei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling stürzt in's Zimmer, in dem Augenblicke, da seine Braut den Officier umarmt und küßt. Er sieht die anmuthige Gruppirung, schreit: „Tod und Teufel!" und stürzt ab. Julie: Da war er. Der Officier: Der ist noch nicht curirt. Julie: Das glaub' ich; „er weiß ja nicht, daß Du mein

Bruder bist, da muß es ihm auffallen.“ Ei, Gräfin Julie Sie reden da sehr vernünftig, warum sagten Sie das nicht de Frau von Weißenthurn?

Herr ***, als Graf Solm, und Frau **, als seine Ge malin, waren bei übler Laune. Sie spielten kalt, verdrossen, un gelenk, und letztere besonders mit spärlicher Mimik. Herr *** Baron Walling war rein toll. Es sei ihm verziehen, denn so ein Braut, wie Demoiselle Lindner, so reizend, so anmuthig, mit s vieler Grazie in Scherz und Ernst, verliert man nicht, ohne auc den Verstand zu verlieren. Herr Weidner als Baron Sturz zeigt ein höchst gelungenes Spiel, und Kunst und Natur in schöne inniger Verbindung. Warum er auf dem Lande befindlich, in Hof kleidung, den Degen an der Seite, auftrat, darf man wohl nich fragen. Dieser Mißgriff ist üblich. Das Stück ist alt. Vordem ma wohl eine gräfliche Person ihre gräfliche Natur auch auf dem Land nicht abgelegt haben. Aber da sich die Sitten jetzt geändert, solli man im Costüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ei Charakter, wenn eine dramatische Handlung nicht mit einer gewisse Zeit, nicht mit einer bestimmten Gestalt nothwendig verknüpft is so sollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, da mit die Täuschung nicht gestört werde. Moliere's Geizige ist älte als 150 Jahre; würde es aber nicht einen störenden Eindru machen, wenn die darin auftretenden Personen in der Kleidun aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erschienen? Herr ***, des Lieu tenants Bedienter, sollte seinen Herren bitten, ihm eine neue Livr machen zu lassen. Sie ist gar zu abgetragen. Ich kenne diesen Ro schon zwanzig Jahre.

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart.

Gibt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spric — die Meister der Kunst führen euch hinauf, indem sie euch e heben; nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Ande

emportragen müssen, in unserer irdischen Brust. Das ist's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, sondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'scher Musik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, sie strahlt Jedem, wie ein Spiegel, seine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt Jeder in ihr die Poesie *seines* Daseins. Sie ist so erhaben und doch so herablassend, so stolz und doch Jedem zugänglich, so tiefsinnig und verständlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, stark und milde, in ihrer Bewegung so ruhig und in ihrer Ruhe so lebensvoll. Musik, wenn sie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion sich austönt, wird so himmlisch, als bei Mozart, bei Keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort schon im Sinne seine Verherrlichung findet, ist Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poesie der Prosa, den Farbenschmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singstücke der Constanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des steinernen Gastes sind vielleicht minder unnachahmlich als *Osmins* Gesänge. So ein meisterhafter Geselle, so ein verklärter Brummbär und hündischer Frauenwächter, wie er ergrimmt sich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig sieht, den er nicht lecken darf, so ein erboster Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben *kann*, wird sobald nicht wieder in Musik gesetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. *Casimir Delavigne*.

In der *Schule der Alten* muß man die Zeit gut benutzen, denn sie ist kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer versteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu schonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verstanden. Er führt seinen Alten, fein und unmerklich, den rechten

Weg, und straft den Unachtsamen nicht allzustreng. Danvill
ein Seemann von sechzig Jahren heiratet unerschrocken eine jun
Frau, und liebt sie dann furchtsam. Hortense ist leichten Sinne
denn sie ist jung; liebt die offene Welt, denn sie ist schön; bleib
ihrem Manne treu, denn sie ist gut. Aber zu jung, ihre Schrit
zu berechnen, zu schön, die unberechneten Schritte Anderer auf d
Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meide
geräth sie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne viele
Kummer machen. Noch frühe genug gleicht sich alles aus, un
die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu ve
lassen, wo man ungestraft weder jung noch alt sein dürfe. Da
ist der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gic
hat, gute Laune und eine junge Frau; sein alter Freund, der e
Hagestolz ist, und den man genau kennt, sobald man von ihm hör

qu'il vit en patriarche,
Qu'il dine encore à l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matrose gewesen; ein jung
Hausfreund, der für Sturm sorgt; eine Schwiegermama, ei
Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — d
sind alle deutsche Erinnerungen, und den Deutschen, der in Par
solche Kuhreigen hört, überfällt ein süßes Heimweh, und er möch
augenblicklich desertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'sch
Stück zu sehen. An dem Lustspiele Delavigne's ist nur die gefälli
Versification und die anmuthige Umgangssprache der feinen Pari
Welt nicht deutsch. Aber dieser Vorzug des französischen Dichte
ist nicht das Eigenthum des Dichters, sondern das des Franzose
Wo sollte ein deutscher Lustspieldichter die Sprache der vornehm
Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, a
sich ein deutscher Schriftsteller mit einem Herzoge zusammen find
In Paris aber ist dies anders, dort ist Jeder ohne Ausnah
Düc-fähig und berechtigt, sich in öffentlichen Concerten auf ein
der vordern adeligen Stühle zu setzen, und Herr Delavigne ha
wahrscheinlich oft Gelegenheit zu sehen, wie sich ein Düc d'Elm
anstellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns d
Hof macht.

Delavigne ist ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Franzose wäre, oder wenigstens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größern Gefängnisse. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt und hatte sowohl bei der Darstellung, als auch später, da sie im Drucke erschien, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Lustspiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieser Mangel des Gedichts aber ist ein Verdienst des Dichters. Delavigne verschmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künstlern, die, wenn sie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verschmähen, und damit endigen, sich neue zu schaffen — sowie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es ist merkwürdig, wie das bürgerliche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersetzt bearbeitet, und auf die Pariser Bühne gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Name schon (misanthropie et repentir) — sollte man meinen — ein Franzose lächerlich finden mußte. Aber Talma, der in einem altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielte, rührt sie und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer sonst an der französischen Revolution Schuld ist. Vor der Revolution hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerstandes nicht länger widerstehen konnte, war er so klug, das kleinste Uebel zu wählen, und nahm alle Bürgergebornen, die Geist und Geld hatten, lieber in seine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden und es zur Bastille und zum Blutgerüste zu bringen. Ein

Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Mit der Revolution hatte sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet, Haustugenden und Hauslaster sind entstanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Constitutions-Charte erhalten. Das ist nicht mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eifersucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr.

XXXV.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauspiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauspiel, das heißt: ein stumpfer dramatischer Kegel, breit unten und breit oben. . . . Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß... Das Schicksal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrock versteckt — doch das ist unsere Sorge nicht, aber gelungen in ihrer Art ist diese Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere sind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemessen („leidenschaftliches Insect" und „blutige Reue" etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meisten Lärmstücke: Der Stelzengang der Betrachtung, die türkische Musik der Leidenschaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieser Art.

Herr *** war als Johann nicht an seinem Orte. Es soll nicht getadelt werden, was er unterließ, sondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunstreich angeordnet, wie sie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht

sein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog schmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und siehe! er bewegt sich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher sei? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung gesetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenschaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraschung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauspieler eine schnell vorübergehende innere Stimmung durch angemessene Geberdungen verständlicher und eindrucksvoller zu machen suchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müssen, sich selbst überlassen, mehr ihren eigenen Verhältnissen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeschaffter Künstler — denn unsere gewissenhafte Direction, als Pächterin der Bühne, sucht das eiserne Vieh derselben stets vollständig zu erhalten — spielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreschertact auf- und niedersteigender Wal- lungen, klipp, klapp, klipp, klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und senkten sich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle gesprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es ist zum Erbarmen.

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hotel de Wibourg.

Lustspiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, seit vierzig ihren gewohnt, so oft ihn seine Geschäfte in die Residenz führten, rt in den schwarzen Esel einzukehren, weil das Haus helle d luftige Ställe hat und man da zu zwei Groschen die Person ist — ließ sich von einem naseweisen Fähndrich aufbinden: im tel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich besser

bewirthet. Das Hotel de Wibourg aber war ein fürstlicher Palast. Als nun der Amtsrath Harbert — so hieß der Gefoppte — in seiner schweren Kutsche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürst sogleich in das Mißverständniß ein, spielte den Wirth, ließ seine Gemalin die Wirthin, und so weiter das ganze Haus Wirthshaus spielen. Der gute Amtsrath ließ sich den Schinken, in Burgunder gekocht, die Trüffelpastete, die „sechserlei" Weine, und alle andern fürstlichen Leckerbissen vortrefflich schmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirat. Der Einfall ist artig, und wenn ihn Herr Clauren zum ersten Male hatte, gereicht das seiner guten Laune zur besten Ehre. Aber das ist nicht genug. Ein Einfall ist Glück, Lotterie-Gewinnst; man muß auch zeigen, daß man sein Glück zu benutzen, den Gewinnst zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkt ist es sehr ungehörig geschehen. Es fehlt an der komischen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul ist! Wir Südländer sind oft so gutmüthig und schämen uns, daß wir so natürlich sprechen; man höre aber erst, wie Herr Clauren sein Nord-Residenzer reden läßt. Das sitzt auf einem Lehnstuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäsche ist etwas schmutzig, und das sitzt und bleibt sitzen und erhebt sich nicht, mögen auch die gebildetsten, vornehmsten Personen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Officier, auch wenn er noch so jung ist, daß er keinen Bart hat, durch das böse Beispiel in der Garnison verführt, Schulden macht, die Bürgerslente hudelt, viel Schnaps trinkt und auf das Wohlleben der himmlischen Goldkinder in der Residenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, spricht wie ein Dragoner auf der Kirmis, und abwechselnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomie-Rath Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantisch ist, sagt: „Me

kleines München war accurat so.“ Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürst und wäre er auch kein regierender, sondern nur ein appanagirter, wie der Fürst von Wibourg, zu seiner Gemalin spricht: „I, du bist ja ein ganz allerliebstes Frauchen.“ O, sagte er vielleicht, aber I, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß sein Wollmarkt auf verschiedenen deutschen Bühnen vier und achtzig tausend Zuschauer ergötzt habe. Was beweist dieses aber? Nichts, als daß diese vier und achtzig tausend Zuschauer Deutsche waren. Ich habe es immer gedacht und oft gesagt, daß kein Schauspieldichter sich über sein Volk und seine Zeit erheben könne. Ein Philosoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenossen vorauseilen; aber ein dramatischer Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Columbus verlacht, aber Shakespeare wurde schon von seinen Zeitgenossen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, so seine Schauspiele. Doch bilden die vier und achtzig tausend Freunde des Herrn Clauren ein stattliches Heer, und ich würde mich sehr bedenken, mit ihnen zu streiten, stände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegensetzen kann. Ich bringe diese Macht leicht zusammen, wenn ich den deutschen Schauspielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren gesagt hat, sie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenst bittet, das Stück nicht eher spielen zu lassen, bis jeder Schauspieler seine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man so etwas erst sagen muß, Verehrliches? Wäre sie vielleicht nicht eine sehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede ist, die Anmerkung macht: „Wo dieser feine Liquer nicht bekannt ist, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden“ — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn gesprochen wird, bemerkt: Sollte der Schauspieler, der diese Person vorstellt, schwarze Augen haben, da muß blau in schwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verstehen geben, daß alle deutsche Schauspieler räthselhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine bessere

Absicht, als die genannte, wenn er Folgendes bemerkt? „Das Zeichen () bedeutet, daß das darin Enthaltene gesprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende Dem, der das Eingeklammerte zu sagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwischen dem Zeichen () Befindliche wird also nie ausgesprochen, es steht nur da, um dem Schauspieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeschlossenen befindliche Phrase zu nehmen habe.“ Ach, und mit welcher grausamen mörderischen Art läßt Herr Clauren seine Personen sich einander in das Wort fallen! So will einer sagen Pommeranzen; der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, so daß er nur sagen kann: Pomme. Es ist unglaublich; ich möchte den Mauldieb sehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze stiehlt; aber Herr Clauren denkt, dummen Schauspielern, wie den deutschen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauspieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das sind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaschen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, so habe ich in eignen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unschuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verspottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemischt, ist bis in den reinen deutschen Magen gekommen und was die guten Menschen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das lästert der deutsche Clauren. Er lästert die Theater-Kritiker, diese letzten Deutschen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblasen; sie, die den festen dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutschen Staatskörpers zusammenhält; sie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauspieler aller deutschen Bühnen, sowohl in Trier als in Berlin, sowohl in München als in Wiesbaden, sowohl in Wien als in Mannheim, wie sie gespielt haben oder hätten spielen sollen, sowohl den Ferdinand als den Posa, sowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, sowohl den Justizrath als den Fridolin, und wie sie gespielt haben, sowohl

gestern als vorgestern und vor sechs Monaten; sie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geschichte, nichts von der Freiheit und Recht gedruckt werde, sondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wissen Noth thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer gespielt habe am zweiten Februar des verflossenen Jahrs — diese Wesen höherer Art, die vom Menschen nichts haben als die Gestalt und den Hunger, diese lästert Herr Clauren auf's Allerschmählichste! Zwar nennt er sie nicht Blattläuse, aber er sagt sonst alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutschen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er spricht von der unverträglichen Dummdreistigkeit, die diesem literarischen Ungeziefer angeboren ist .... er sagt, sie schreien ihr ungewaschenes Wischiwaschi in die Welt hinaus ... er nennt sie literarische Accoucheurs und Correspondenzler .... er nennt sie Jammerbilder .... er spricht von ihrer Plumpheit und von ihren Scorpion-Stacheln .... er nennt sie literarische Henkersknechte, eigensüchtige und hämische Blutrichter .... er spricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er sich matt geschimpft, sagt er, die Kritiker wären ein Hemmschuh für die Lust zu den dramatischen Arbeiten, und endlich wird er aus Erschöpfung weich und mild, und er nennt sie liebe Recensenten. Und warum schilt der deutsche Clauren die deutschen Theater-Kritiker? Eines bösen Traumes wegen. Er hat geträumt, sie, die Kritiker wären Schuld an dem Verfalle der deutschen Bühnen, an dem Verderben der dramatischen Kunst. Durch ihr strenges und ungerechtes Urtheil wären schon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hätten es bei ihrem ersten Versuche bewenden lassen, das Zutrauen zu sich selbst verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter diesen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Lessing." Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen mit der Kritik capitulirt, die Feder gestreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt viel-

mehr nicht einen dramatischen Dichter in Deutschland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden lassen. Herr Clauren selbst, so viel er auch schon getadelt worden, schreibt doch fort und fort Komödien; welches alles klar beweist, daß die Kritik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen todt geschlagen. Herr Clauren sagt ferner, die Kritiker verekelten dem Publikum den Theaterbesuch, bestöhlen die Theatercasse, indem sie ihr die Einnahme schmälerten und raubten „dem armen Schauspieler die heiligsten Heiligthümer des menschlichen Lebens, Ehre und Brod." Panis et Honores! Dieser St. Panis ist ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas spät und wird Mühe haben, im christlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich sagte Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „Verbannten alle Journale den unseligen Titel: Theater-Nachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieser Frist gar nichts geschrieben, so würde man sehen, mit welcher frischen Kraft das Bühnenwesen überall wieder aufblühen werde. Das Publicum würde mit unversalzener Lust in die Häuser strömen, nicht um mit den Journalisten zu kritisiren, sondern um sich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verschaffen, die Theater-Cassen würden sich wohlbefinden; die Schauspieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseisen und Staupenschlag, die sie gegenwärtig oft ganz unschuldig von den literarischen Henkersknechten zu erleiden haben, Muth und Selbstvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theater-Cassen anständig honorirt, Lust bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatische Arbeiten zu verwenden ..... und so würde hoffentlich die schöne Blüthenzeit des deutschen Schauspielwesens wiederkehren." Wahrlich, Herr Clauren spricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er ist officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Minister werden.

Die dramaturgischen Idiosynkrasien des Herrn Clauren, so wunderbar und unerhört sie mir auch geschienen — ich habe sie mit leichtem Herzen besprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in solchen Dingen irren und doch

ein ehrlicher Mann sein. Jetzt aber, da ich auch die staatsbürgerlichen Grundsätze des Herrn Clauren zu bestreiten und seinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu schwer. Das Gewissen sagt mir, es sei schändlich ein Angeber zu sein; aber die weisesten und tugendhaftesten Männer sagen, es sei die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von staatsgefährlichen Gesinnungen bei einem seiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüste bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verschweigen, daß Herr Clauren demagogische Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogischen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatischen Dichter in Deutschland nicht geschützt wäre, daß jeder Dieb von Abschreiber die Handschrift eines Schauspiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entschädigen, und daß dieses in Frankreich anders wäre und man solle sich schämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieses liberalen Geschwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruhestifter so sehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatischen Dichter, wenn die Schriftsteller überhaupt in ihrem sogenannten Eigenthume rechtlich geschützt wären? Reich würden sie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verstand ihres Geldes willen verzeihen; sie würden zu Ansehen und Macht kommen; ihre verbrecherischen Gesinnungen, durch köstliche Mittagsessen empfohlen, würden sich verbreiten — ein dramatischer Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in seinen Stücken die Laune und Ansichten der Menge liebkosen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundsätzen der Vornehmen und Mächtigen schmeicheln — ein Mann von Geist würde, um nicht Hungers zu sterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienste zu betteln, oder sich in den Zwinger einer Akademie einsperren zu lassen, sondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, sondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner

mehr finden, da die Wahrheit mehr einträge, als die Lüge — kurz, die so heilsam bestehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unsere weisen Staatsmänner durchschauen das listige Gewebe der Unruhestifter, sie lassen sich nicht täuschen, sie suchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug sei, um deutsche Schriftsteller von wahren Verdiensten für ihre Leiden und Entbehrungen in diesem irdischen Jammerthale reichlich zu entschädigen. O nein, sie lassen sich nicht zum Besten haben!

XXXVII.

Das Trauerspiel in Tirol.

Ein dramatisches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinsah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Priester Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geschehen. Wenn Geschichten, die wir gelebt, und Menschen, die wir gekannt, auf der Bühne dargestellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildnissen, und finden wir sie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden sein. Gibt er sie uns aber, was haben wir dann? Der Aufstand in Tirol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was sind sie? Verse, halbe Reime, aus dem großen Drama unsrer Zeit herausgerissen, ohne Sinn, unverständlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unsern Augen geboren wird und stirbt; das sein eigenes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze, seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen. Nein, das kann nicht gut werden, dieses Trauerspiel wird nur eine Trauerspielerei sein; wenn viel ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wohl gibt es nichts, das erhabener und schöner wäre, als der Kampf eines Volkes für sein Vaterland. Aber der Kampf, daß er schön sei, muß einer sein für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein solcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch gewesen, ob es sich selbst beherrschte oder einem Fürsten gehorchte, ob dieser mild und gerecht regierte, oder streng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es besiegt wurde. Es verlor sein Geburtsland, die Wiege seiner Kinder, die Gräber seiner Voreltern, und seine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sclaverei geworfen. In unsern Tagen ist es aber anders. Ein besiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr seiner Güter und Freiheit beraubt; es wechselt nur seine Gesetze. Ob dieses ein Unglück sei, das mitfühlend zu beweinen, müssen wir erst bedenken; wir müssen untersuchen, studiren, ob die alten oder neuen Gesetze besser sind; wir müssen berechnen, ob besser sei zu leben unter Oesterreichs oder unter Baierns Herrschaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen sitzt? Schlimm, wenn man sie hat. ... Doch die Liebe für den angestammten Fürsten? Der Kampf für diesen, ist er nicht auch ein schöner? Es ist ein würdiger Kampf, es ist ein Glaube, wie ein andrer, und heilig, wie jeder. Aber .... das Herz hat seinen Hunger, wie der Magen seinen. In einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiser. Ist aber der schöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen süße Früchte an den Bäumen, stehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungesunde unerquickliche Nahrung — dann ist es die Noth nicht mehr, die solche traurige Gelüste erklärt; nur die Armuth thut's, die Armuth des Herzens. Das ist kein Künstler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem schönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für seine Freiheit kämpfte; noch keines starb eines gewaltsamen Todes, sie starben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geschöpfe. Völker schwimmen gut

und lang, und stürzen die Wellen über ihnen zusammen, glauben wir sie gesunken. Doch gleichviel, wir sehen und leben kurz, und das Volk, das unseren Augen untergegangen, ist uns gestorben und wir beweinen es. Aber nur in der *Geschichte*, dort wo unsre Einbildungskraft den feindlichen Widerstand so lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört schändlich zu sein. Aber anders ist es auf der *Bühne*. Da sehen und zählen wir den Feind, da sehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tiroler unterwerfen sich den Franzosen. Wie? Warum? Was ist geschehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann ist es aus mit seiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tiroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man sie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang sinkt, sehen wir des Volkes noch so viel, als wir gesehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen sie? Vielleicht frägt Einer: warum so feilschen mit dem Herzen? Die Tiroler fielen, weil sie den Muth verloren, weil sie schwach waren. Ist Schwäche nicht auch ein böses Geschick? wir wollen um sie weinen. . . . Gut, es sei. Die Tiroler waren schwach und darum sanken sie. Aber nein, sie sanken nicht blos, man ließ sie sinken. Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer sinken, die sich in die Fluth gestürzt sie zu retten. Die Tiroler waren nicht blos schwach, sie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das ist zu viel! Ueber solche Menschen kann man nur die Achseln zucken, um sie weinen kann man nicht. Die Tiroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menschlichen Herzens — sie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer *kann* ein Volk nicht siegen, ohne solchen darf man es nicht besiegen lassen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo sind aber die Führer der Tiroler? Warum hat sie der Dichter nicht hervorgestellt? Sind die Tiroler von selbst gegangen, haben sie frei geschlagen? Nein, sie wurden *aufgezogen*, und da gingen sie einen Tag und blieben am Abende stehen, weil man sie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrschlüssel und die Hand sehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht?

Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tiroler geführt? Welcher? Für welchen haben sie gekämpft? Sie sollen es uns sagen, wir wollen sie reden lassen, wir wollen sie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Isel, mit etwas gesalbter feierlicher Lustigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem silbernen Pocale, auf dessen Deckel das alte Schloß Tirol eingegraben war, bewegt ihn dieser Anblick, denn — sagt er — das erinnere an

Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der seel'gen, gnäd'gen Frau Margarethe.

Wir sind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tiroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob sie zwar publicistisch ist und trübe. Ein schlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wissen, daß Freiheit besser sei als Freiheiten; Gerechtigkeit besser als Rechte, und besser Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas Räthselhaftes in jener Liebe sein, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr sich doch gewiß bemüht hatte, die Verfassung des Landes, das er bekriegen sollte, und die Stimmung seiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß sich nicht herauszufinden. Er sagt zum Grafen Barraguay, einem von seinem Gefolge:

Fassen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hause Habsburg hängt?
Den Eigensinn, das Bessre, was von außen
Zu seinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mind'stens fasse die Gesinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie sind denn doch nur Deutsche, wie die Andern. —

Wir wollen uns mit diesem naseweisen Franzosen nicht aufhalten, er ist ein viel zu gemeiner Mensch, um deutsche Herrlichkeit zu fassen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensschlusse erscheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tirols, empfielt das Land seiner Milde und spricht:

Bedaure das unglückliche Tirol!
Laß unsern Sinn von Deinen Spöttern nicht
Zur Fratze Dir verspotten! Lobt man doch
Den Hund am meisten, der von seinem Herrn,
Und keinem Andern, seine Speise nimmt.
Ihr habt zum Grabe Oesterreich gemacht!
Ich sage Dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe sich zu Tode heulen!

Mag diese hündische Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende sein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er singen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt Ihr Oestreich?
Denk mal' darüber nach, und sag' die Gründe,
Die Euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht Alles that,
Nicht Alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für diese Liebe. Warum liebt Ihr Oestreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir
Und Keiner, glaub' ich, in Tirol sich jemals vor.
Ich kann Dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Besinne Dich nur, ich lass' Dir Zeit, Du sollst,
Es ist mein Wille, Dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß Dir nicht zu sagen,
Warum den Kaiser wir zu Wien verehren.
Ich schüttle mein Gedächtniß suchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir stimmen auf dem Landtag, so wie sie;
Und freundlich immer war der Kaiser uns.
Und doch erspäh ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.

Das Alles ist es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die schwarz und gelben Fahnen seh'n.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei soll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.

Es scheint mithin, daß grundlos diese Liebe.

Hofer.

Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund.
— — — — — — — — — —
Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen,
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr sie sei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie d'rin scheinen solle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blinkt.

Das ist alles recht gut, alles recht schön, nur zu gut und zu schön für einen Bauer. Hofer denkt und spricht von der Liebe wie ein Philosoph, ja besser, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wissen die Philosophen selten. Der Bauer hat nicht sein Herz, der Dichter hat seinen Helden erklärt. Doch es sei. Die Liebe ist ohne Grund, und diese Liebe ohne Grund war der Grund des Aufstandes der Tiroler. Wir wollen alles vergessen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirrren — könnten wir nur auch vergessen, daß Hofer einige Minuten früher, an demselben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige gesagt:

Ich bin nicht aufgestanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
Vielmehr, ich habe höchste Mahnung und
Des Kaisers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.

Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
Ich ihn ablegen solle, kann sie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte schicken,
Eh' ich nicht Kaisers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiser sehe.

Also war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Also hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Ist die Liebe eine Verschreibung, eine Wechselschuld? Wenn der Liebegläubiger Dir sagt: Du bist mir nichts mehr schuldig, sieh, ich zerreiße die Verschreibung — bist Du dann frei? Auch Ferdinand hieß sein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tirol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutsches Herz.

So suchen wir noch immer vergebens, was die Tiroler beseelt, und waren sie nicht beseelt, was sie getrieben; die Führer suchen wir. Warum ist nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es gewesen, diesen Mann zu sehen und sprechen zu hören, der sich so heiß bemüht für Oestreich gegen — Baiern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn seit einigen Jahren nicht gesehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch? muß er die Zeitung gelesen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tiroler, spricht von den Franzosen:

Ich hasse sie, und weiß nicht recht warum.
Doch hass' ich sie, und bis ich diesen Haß
In ihrer Leiber rothem Born gelöscht,
Soll mir von Fried' und Freundschaft Niemand sprechen.

Beim Himmel! . . . . Doch still, da reden noch Andere; hören wir, was die sagen. Der Priester Donay, Hofers Eigenthümer, der seine große Puppe mit dem langen Barte streckt und richtet, und setzt und stellt und legt wie es ihm beliebt, will sein Spielzeug den Tirolern als Oberhaupt empfehlen und spricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unsrer Kirche
Gern Alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Diese letzten Worte flüstert er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu stimmen, und dieser sagt:

Ich will mein Haupt nicht scheeren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde schütten,
Bis ich die Feinde unsrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie sie's verdienen.

Ist das vielleicht der Schlüssel zu den Bewegungen der Tiroler? Kurz — er ist's. Wie in Spanien war es auch in Tirol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht seinen Soldaten zu:

Denkt Eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffensclaven!

Aber der Dichter hätte diesen Schlüssel größer machen sollen, er ist zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und schaufelt und umhersieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leser, oder der Zuschauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Priester sind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige Worte, zu leise ausgesprochen und nur den Nahestehenden vernehmlich, wenn sie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgsamkeit, edler Stolz oder Knechtsinn — der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abscheu, zu freudiger Ueberraschung oder zum Schrecken führen, und erreicht er sein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unser Dichter, wohin er wollte? Nein. Wir sollen um die Tiroler weinen, und wir bemitleiden die Franzosen; wir sollen über das schlimme Ende einer guten Sache erschrecken, und wir erschrecken nicht, denn der Ausgang überrascht uns nicht, wir haben ihn vorhergesehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böse Geschick, sondern der Unverstand entscheidet, warum da geduldig sitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang sinkt? Es gibt keinen Deutschen, der nicht die Wege des Unverstandes kennte. Ich sage, wir bemitleiden die Franzosen, und ich wette, das geschähe, wenn das Trauerspiel von der Treue der Tiroler durch

die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsere Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er spricht:

Ich klage nicht, wenn Menschen fallen, leider
Will's unsre Zeit, will's unser Schicksal so,
Doch wenn sie in dem Kampf mit Felsen, mit
Der blinden, wüthenden Natur verderben,
Unnütz verderben, dann empört sich mein Gemüth.

Wie schön hat der Dichter — schöner als gut war — den Kampf geschildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menschen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felsensäule Mitte,
Da grade, wo sie ob der Brücke hangen,
Die schmal und spärlich überbaut den Fluß,
Und lösten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felsenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich schwache Pfeiler
Und legten erst die Lärchen auf die Pfeiler,
Und schoben dann die Blöcke auf die Lärchen.
Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
Und hingen still wie Gemsen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe,
Sie trippelten in Hasten über's Brücklein,
Und sahen aus von oben klein wie Mäuse,
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unsre Buben löseten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
D'rauf stieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
Wir alle schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing, vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da sah'n wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebroch'ne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eisack,
Von wild verschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Unthier, über's Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben so gut, ja besser, die Franzosen durch ein Erdbeben können vernichten lassen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unsern deutschen Landsleuten nur wahre Franzosen, im schlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tirolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger sein wollen als sie sind, Franzosen erscheinen lassen, wie wir sie kannten — summende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phrasenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiserzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigstens von diesen abgestoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzosen, welche auftreten, sind brave Leute, die thun, was sie müssen, aber denken, wie sie sollen, und sagen, was sie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der sich über den langen Bart Hofers lustig macht und meint, er könne den Jakob in „Joseph von Egypten" spielen — nur dieser erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig

ist ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der schönsten Bedeutung dieses Ausdrucks. Der Vicekönig hat gar etwas deutsches Romantisches, er blickt nicht blos weit, sondern auch tief, er hat etwas Ueberfranzösisches, er ist sinnig. Wie sinnig er ist, zeigt sich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieser nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tirolern erlitten, seinen gnädigen Herrn so betrübe? Der Vicekönig erwiedert: nicht das wechselnde Kriegsglück habe ihn überrascht, bestürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes:

Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf,
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der wehte uns den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unsern goldnen Tempel
Inmitten dieser mürben Welt zu bauen.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein frischer Lebensgeist,
Und gegenüber war nur todter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Cabinette,
Die Fürsten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürsten. —
Hier aber tritt uns ja dasselb' entgegen,
Was uns getrieben. Dieses arme Volk,
In seiner Einfalt, unter seinen Pfaffen,
Ist zu derselben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unserm glänzenden Verstande,
Es will auf sich steh'n, einen Willen haben.
Wer schauderte wohl nicht, wenn sich die Geister,
Die selbst wir riefen, gegen uns sich wenden!
Dies deutet eine böse Spaltung an,
Der schwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, übersinnig ist der Vicekönig, er hört das Gras wachsen. Als Graf Barraguay, ihn zu trösten, sagt: „Deutschland wird uns nie gefährlich werden" — erwiedert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet die Gefahr in unserm Sturze.

In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift Alles heimlich, unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Gesundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm schon nah am Herzen säße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht gewesen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern zusammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor gestiegen.

Das Schauspiel hat keinen Kern, die Schale wickelt sich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was ist hier, was ist dort? Wo ist die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es ist eine Seite aus der Weltgeschichte, die mitten im Satze beginnt nnd mitten im Satze aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entschädigen für das, was ihrer Zusammenstellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir sie.

Hofer ist der Papa seines Volkes, ein guter Mann, aber schwach und abergläubisch. Er ist ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt sie sich von einem Pater auslegen. Wenn er schlagen soll, betet er, und wenn er geschlagen, weint er, statt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er sei zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater sagt:

Begreifst Du's nicht, so nimm es für ein Wunder;
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es ist fast Spott):

Brauch unsern Rath, wir brauchen dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterschwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wissen, welchen Plan er zur bevorstehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde sich schon finden zu seiner Zeit. Zwar ist er kein pragmatischer Kopf, der viel über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht, doch hört man ihn einmal sagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden stürzte das Verderben
Ueber unsre Buben, über unsre Mädchen.

Also die Bücher haben es gethan, auch in Tirol haben sie das Volk verdorben! Wie gut österreichisch der Mann gesinnt ist! Ist es aber wahr, so hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotischen Einfältigkeit seiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig sagte:

Wir lesen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige steht, ist so demüthig, so unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn besser gekleidet. Aber der Backofen der Majestät macht ihn ganz mürbe, gleich in der ersten Minute. Das ist wohl sehr deutsch, aber gar nicht schön. Der Vicekönig will von ihm wissen, warum er die Franzosen hasse und bekriege, und statt ihm kurz und gebührlich zu antworten: ungebetene Gäste wirft man zur Thür hinaus — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiser seinen Frieden geschlossen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft sein Schwert in eine Felsenspalte und schläft ermüdet ein. Da erscheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erscheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend sehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erscheinen. Es sei gut. Aber der Engel erscheint nicht blos, er spricht auch eine ganze Zeile, er sagt:

Du sollst das Schwert, das du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verschwindet. Nein, das ist zu viel. Der Engel spricht deutsch und trägt das lange Ritterschwert der alten Grafen zu Görtz in seiner luftigen Hand! Ein englisches Schwert, das könnte wohl sein — die englischen Waffen waren damals in Tirol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzosen — aber das Schwert eines Engels! das ist zu schwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und sich der Traumes-Mahnung erinnert und das Schwert findet, sagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich ist er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher

Er ist dem Kriegsrechte verfallen, seine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt sich nicht begeistert, hochsinnig, sondern entseelt und stumpfsinnig, so daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht sein Geschick. Er geht unter .... Ja geschähe das nur, ginge er unter; der Tod versöhnt, wie die Schuld, so die Thorheit. Aber er stirbt nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er solle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht gestellt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schicksal unsers Helden. Wird er verurtheilt, frei gesprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oesterreich sich für ihn verwenden? Es kostete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geschieht's. Wir zweifeln — das ist nicht gut. Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unserer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlassen.

Speckbacher ist der Mann seines, jedes Volkes. Er ist kühn, diebesschlau, wie es sich gebühret der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshause, am Berge Isel, mit dem Herzoge von Danzig zusammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, seine kecke Fassung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in seiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anspielungen eines Pferdehandels, über die Fortschritte des Aufstandes ausfragt und sich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermüthig frech; wer aber in solcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß sich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er ist nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzosen befeinde, haben wir schon gehört. Es ist bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdlust, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisducaten, die er an Schützenfesten sich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er sich für bessere Tage. Er will nicht romantisch untergehen wie Hofer. Romantik ist die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen gibt und darunter den bleichen Tod.

Speckbacher ist der Thatenheld des Dramas; Hofer ist nur der Leidensheld eines Romans.

Der Priester Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewissem Tode aus. Er ist ein arithmetischer Schurke, eine hölzerne, leblose Rechenmaschine des Eigennutzes. Solche Menschen gibt es zwar im Leben, aber wir erkennen sie nicht, sie sind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunst gesehen, machen sie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Bösewicht kalt sein oder heiß, das Fieber der Leidenschaft muß ihn beherrschen. Eine gesunde schlechte Natur können wir nicht hassen, sie ist von unserm Herzen gar zu weit. Dieser Priester, da er dem Grafen Barraguay den versteckten Hofer herbeizuschaffen verspricht, bedingt sich seinen Lohn so gemein, wie ein Taglöhner, er fordert sein Trinkgeld. Er ist ein schlechter Geselle, kein Meister-Schurke. Ihm gegenüber steht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, so viel man mit einer Standesvorliebe brav sein kann. Die Kirche ist ihm Alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay seine Haut schont, aber von Treue und Vaterlandsliebe ist auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausstehen. Das ist gewiß kein Handelsneid; aber es scheint oft so. Diese beiden geistlichen Herren bilden den Dampf der Maschine, der sie treibt. Man sieht ihn nicht, man spürt ihn nur. Nun ist zwar die Insurrection der Tiroler eine Dampfmaschine gewesen; aber auf der Bühne soll es für die Zuschauer keine Geheimnisse geben. Der Dichter hätte uns den Kessel, den Ofen, die Räder, den Maschinenmeister zeigen sollen. Der Kessel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wissen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was ist der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Personen-Verzeichnisse einen Abenteurer. Aber ist er das? Ein Abenteurer ist ein kleiner bürgerlicher Held, der seine kleine Kraft und seinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren sucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falsche Würfel, Stockschläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er ist ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt sich für einen

Edelmann aus, ist Protestant und Jesuit, Demagog und Spion, verliert sich oft im Staatsgefängnisse, rettet sich wunderbar, schreibt Memoiren und lügt sehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzosen. Ist er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erste, wie das Andere; ich halte ihn nicht für so dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelassenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt sich nicht wie ein Schwärmer, sondern wie Einer, der sich über Schwärmer lustig macht, er carikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb spricht zweimal davon. Er sagt einmal zu Donay:

Wo sah'st du Witz bei leerem Beutel blüh'n?
Donay! ich bin erschrecklich im Verfall.
Kein Engel spricht und alle Gläubiger schrei'n.

— und ein andermal sagt er zu seiner Schaar:

Kommt, meine Kerle, keines Groschens mächtig,
Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb ist ein Volksnarr, der Harlekin der Insurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abenteurer.

Jetzt zu dir, arme Elsi. Ach! es ging dir sehr schlimm im Leben und im Gedichte. Elsi ist Wildmanns Frau, des Wirthes am Isel. Bei diesem kamen oft die Tiroler Eidgenossen zusammen. Dort kehrte auch der Oberstlieutenant Lacoste, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzose verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre sehr gut, wenn man das glaubte, der Elsi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elsi ein Boudoir? Trinkt sie Thee? Schläft sie bis an den hellen Tag? Trägt sie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elsi wurde nicht verführt, sie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man sich, es hat Einfluß. „Alter mürrischer Wildmann" — sagt einmal Hofer. Das ist's. Wildmann entdeckte das Verständniß. „Seit gestern weiß ich's" — sagt er zu seiner Frau. Er verstößt sie, er jagt sie aus dem Hause. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann sagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

Doch daß Du Deine Ehre hast vergeudet
An meinen Feind, an unsers Landes Feind,
Das ist's, was Milde aus dem Busen weis't,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwischen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Brust, in Wildmanns Munde, ist sehr schön geschildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter so geschickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treulose Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beschämt, doch nicht bestraft sehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, selbst die entartete noch, jammert uns. . . . Die verstoßene Elsi verläßt das Haus und läuft dem Oberstlieutenant Lacoste nach. Sie läuft? Ja, sie muß laufen, der Weg ist weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo sich Lacoste aufhält. Sie läßt sich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente sagt: eine junge Frau, sie heiße Elsi, wolle ihn sprechen. Der Franzose antwortete barsch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elsi. Das ist hart; aber der Krieg ist auch hart. Hat der Franzose nicht recht, wenn er sagt:

Das wär' zu harte Strafe unsrer Sünden,
Wenn sich die Schönen, die die Langeweile
Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unsere Ferse hingen —?

Das arme Weib, so schnöde abgewiesen, fällt in Verzweiflung und Wahnsinn, taumelt fort und schleicht von Elend zu Elend. Ueberall verhöhnt und weggestoßen, geräth sie in ein wildes Felsenthal, wo sie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zusammentrifft. Die Scene dieser Begegnung ist schön, sehr schön. Der gute Hofer macht keinen Unterschied zwischen seinem eigenen unverschuldeten Mißgeschicke, und dem verschuldeten des gefallenen Weibes; er sieht nur einen gemeinschaftlichen Schmerz. Aber Elsi ist so ruhig, so fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand ist schon in ihrem Herzen. Hofer sucht sie zu trösten. Wildmann, er-

zählt er ihr, habe ihm zugesagt, sie wieder aufzunehmen. Es sei zu spät, antwortet Elsi. Sie bekennt, daß sie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel ist, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Gesinde schickt sie unter einem Vorwande fort. Lacoste kehrt ein. Der Weg im Dienste führt ihn vorbei, er ist müde und will da übernachten. Als Lacoste schläft, legt Elsi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund .... Das ist ein niederträchtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen, wenn sie spricht:

Ein tirolisch Weib
Kann sich vergessen, aber aufgeschreckt
Vom eitlen Rausch, bedeckt sie ihre Schande
Und ihren Schänder mit dem tiefsten Dunkel;
Was aber ist wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rausch, der Durst hat sie zur Besinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgesetzt zu haben, brachte sie zur Buße. Sie bringe sich um; aber was hat ihr Lacoste gethan, daß sie ihn meuchelmordet? Er hat sie schnöde fortgeschickt — aber sie ließ ihm ja nicht sagen, daß sie ihr Mann verstoßen habe, daß sie eine Zuflucht bei ihrem Freunde suche! Sie ließ sich melden zum Besuche, Lacoste dachte, sie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier seine Pflicht keine Zeit. Nein, diese Rache war nicht tirolisch und sie verunziert die schöne Bewegung des Landes, die, als solche vorzustellen, sich doch der Dichter so sehr bemüht hat. Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas sehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in seiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte sollen tönen lassen, die aber freilich, zu stark angeschlagen, gar leicht springt. Er sagt: „Eine besondere Schwierigkeit, dem deutschen Theater, wie es gegenwärtig ist, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweise nur von dem Declamatorischen und Rhetorischen, nicht aber von dem Poetischen

und Charakteristischen angesprochen wird. Der abgesonderte und einsame Zustand, worin die meisten Deutschen leben, begünstigt die Neigung, sich gewisse prächtige Gesinnungen und Gedanken vorzusagen und dem einförmigen Strome einer einseitig angeregten Empfindung bis in's Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in solcher Form und von solchem Gehalte von Andern geboten wird, ist ihnen gemäß. Ein socialer und öffentlicher Zustand dagegen fordert nothwendig zur Gestalt auf und bildet den Sinn für Gestalt aus .... Das Declamatorische und Rhetorische führt, consequent ausgebildet, zur Zerstörung des eigentlich Dramatischen. Es bewirkt, daß den Personen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie ist das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann sich sein Volk nicht umgestalten, das Volk erzieht sich seine Bühne. Schauspiele sind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt sie gar nicht. Der Deutsche liebt Reden, die Rede ist ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, sie muß Platz zum Schwimmen haben. Wir denken gut und reden schlecht, reden viel und thun wenig, thun Manches und vollbringen nichts. Aber unsere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entspringt nicht aus unserer Vorliebe für Worte, sondern umgekehrt, unsere Vorliebe für Worte entspringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuschen Deutschen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geschieht etwas ohne Umstände — pfui, wie abscheulich! Wir gleichen den verschämten Söhnen Noah's, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts schreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte sind die Kleider der Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Diese Thatenscheu hat ihren Grund in der Geheimnißsucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht Geschehene bleibt am leichtesten verschwiegen. Das Geheimniß ist unser Gott, Verschwiegenheit unsere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat Jeder seine Geheimnisse oder sucht sie, der Bettler wie der König. Der Minister möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man sie nicht fallen höre, und der Polizei-Director meint, der

Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß sich sein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngsten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen spricht, wird censirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett schmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruhestifter haben das Gerücht verbreitet, es sei heiß in der Welt; aber das ist eine hämische Lüge, das Wetter war nie kühler und schöner gewesen. Man warnt Jedermann vor unvorsichtigen Reden und müßigem Umherschweifen auf der Straße. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meister ihre Gesellen im Hause behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ .... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutsch sein. Handlung — Gestaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt sein, alle Hochzeitgedichte für alle Philisterbräute in Deutschland zu machen, als Schauspiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutschen gefällt, ihm angemessen, und doch dabei schön ist, musterhaft und höchst vollendet — Hamlet. Aber ein Shakespeare müßte kommen, es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

XXXVIII.

Die Familie Anglade,

oder

Der Schmuck.

Schauspiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeschmackteres, als den Schicksalskampf der Menschen mit den bürgerlichen Gesetzen unserer Tage als den Stoff eines poetischen Kunstwerks zu bearbeiten. Es ist das widerliche Gemälde einer schwachen Raupe, die sich gegen die tückische Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Gesetzgebungen arglosen Bürgern bringen, sind politische Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen,

die menschliche Freiheit, wie sie im Drama hervortreten soll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Gesetzes schweigen und seinen Sohn hinrichten ließ, da jener großherzige Römer sich selbst das Schwert in die Brust gestoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und sein eigenes Gesetz übertreten hatte — da geschah es um des Vaterlandes willen. Hier ist ein geistiges, veredelndes und verschönendes Princip. Wer aber jetzt am Bürger stirbt oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückischen Hof- oder Wechselrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als diesen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Commissär einen unschuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen gesonnen ist, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Mensch dabei noch hochherzige Gesinnungen auskramt und sein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man solchen Kerl durchprügeln und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer gesitteten Gesellschaft, wo man aus Amtstugend seine besten Freunde hängen läßt. Darum hat sich der Dichter bei der Wahl seines dramatischen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geschichte, wie sie in den Causes célèbres enthalten ist, gewährt eine bessere Unterhaltung.

XXXIX.

Emilia Galotti,

von Lessing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine schöne Landschaft für den rauhen, steilen und mühsamen Weg belohnt, so mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Ersatz geben. Solches geschieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, stand der Vater im Solde des Bürgers, und man sieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die schreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geschieht, wenn der Vater seine Tochter

ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, sondern nur um ihre anatomische Unschuld zu retten, so wendet man sich mit Abscheu von einem solchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Forderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem solchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge ist es um so gewisser. „Ist es zum Unglücke so Mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Nein, mein Prinz, die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatssachen; wo Fürsten beginnen Menschen, und wo sie aufhören menschlich zu sein, da treten sie unter das Gesetz der Sitten. Gute Fürsten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend sind die Irrgänge des Dichters, und selbst der Unnatur der bürgerlichen Schauspiele, deren Vater Lessing war, sieht man gern nach, wenn sie so voll hohen Adels sind, wie bei ihm. Wie wahr sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich sind sie umschrieben, und wie fein schattirt. Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie ihm erscheinen sollten. Wie faßlich und willkommen sind die Kunstlehren und Kunst-Liebegeständnisse in der Malerscene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Lessing unter den Deutschen nur sich selbst zum Vorbilde nehmen konnte und die schönsten Erfindungen seines Geistes an unterirdische Grundsätze, worauf die nachgeborenen Dichter in's Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre später wäre er genußbringender und unsterblich geworden.

Die kunstfertige scenische Darstellung solcher Dramen findet Hindernisse, die nicht blos in dem darstellenden Künstler liegen, sondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauspieldichtern. Jene hat die scharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Lessing's Tagen obwaltete, abgestumpft. Die Großen sind herab-, die Niedrigen hinaufgestiegen; diese und jene sind durch so viele Hände und Schicksale gegangen, daß sie ihr Gepräge verloren haben und sich nur noch durch den Metall-

Nicht euch ruf' ich an, ihr Musen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erst in der Bedrängniß an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verschlossen; immer ging ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum ist jetzt, da ich sie preisen möchte, mein Herz leerer als eine Cisterne in heißen Tagen und meine Zunge ist eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannst du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannst du mir Jugend, Schönheit und Leichtsinn geben — so thue es! Doch du kannst es nicht; dein Stab ist gebrochen und du auch hinkst an der Krücke des Gesetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichsten Wesen der Schöpfung statistisch zu sprechen, und so trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Hast du aber ein Herz, liebe Leserin, nicht blos für deine eigene Lust, sondern auch für Anderer Noth, so wirst du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägst, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne sie Ceres; denn sie ist es, die den Hungrigen Brod gibt.

Erst vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in so kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, diese Arbeiten an Güte den orientalischen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß sich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang spinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das asiatische Gespinnst, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Gespinnst 109,250 Ellen. Isot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Procent wohlfeiler als die asiatischen, und sie erbieten sich, wenn man ihnen die Hälfte eines indischen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterschied merken solle. Ajac von Lyon verfertigt seit 1815 Shawls von Flockseide, den Cachemirs mit großer Täuschung nachgeahmt. Dieser Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig so ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockseide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beschäftigt und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation

der flockseidnen Shawls ist in acht Jahren so schnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beschäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich für 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägst du mich, cachemir- und wißbegierige Leserin, warum wir Deutsche nicht auch so schöne Sachen verfertigen können, wie die Franzosen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzosen sind dumm. Denk dir nur liebes Kind, dieses Volk ist noch so ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Censur hat; so roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Minister werden können; so dumm, daß sie die wichtigsten Processe öffentlich verhandeln, eine Jury haben und sogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieses Volk ist so einfältig und in den ernsthaftesten Dingen so leichtsinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger, als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrtesten Juristen anderer Völker darin übereinstimmen, daß man nur zur gründlichen Untersuchung einer erstochenen Fledermaus wenigstens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzosen haben das Glück, und werden reich, während andere verständige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichsten ist: die Franzosen haben ihre Cachemirs und tausend andere schöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten diese geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann bist und an nichts anderes zu denken brauchst, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zusammenzulegen hast.

Ternaux's scharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (so genannt, weil Talma aus Sylla in der Tragödie gleiches Namens zum erstenmale einen solchen trug) — sind sehr schön und viel besser als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemir ausgehängt, der 5000 Fr. kostet. Ich konnte ihn nicht zu sehen bekommen, weil er sechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andächtigen Zuschauerinnen umstellt war. Einen andern Cachemir des nämlichen Fabrikanten habe ich gesehen, der aber nur 1500 Fr. kostet. Er ist weiß, hat eine einfache Bordüre und ist so wenig

fernung unmöglich genau sehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchsten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären sie nicht verstanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunst und die Künstler und mußte also herablassender und freundlicher gegen Conti sein, als es Herr *** war. Um von den vielen Beispielen falscher Declamation nur eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabschiedete: „Lassen Sie sich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen, Conti," mit dem höchsten Pathos gesagt und mit den prächtigsten Geberden begleitet (wie die Schauspieler es oft thun, wenn sie eine Rede schließen, weil sie glauben, diese müsse immer wie eine Rakete, ehe sie verlischt, knallen und platzen); diese Betonung war höchst unzeitig. Es hörte sich an, als brächte der Prinz mit Anstrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künstler ein wichtiges Wort sein, aber einem Fürsten, der nur zu seinem Schatzmeister schickt, ist es keines; der Prinz wollte nur seine Zufriedenheit ausdrücken, und dieses mußte mit Ruhe geschehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, diesem Großvater aller theatralischen Hofschurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt gesetzt und mit welchen er seit fünfzig Jahren unsere Bühnen übervölkert hat. Es ist nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn seine Nachkommenschaft ausgeartet ist; er hat ihnen die besten Grundsätze hinterlassen, und er selbst steht vollendet da als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverschämt entblößt er sich gleich bei seinem ersten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verlästert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** ist sonst Meister in solchen Rollen und bewährte sich auch heute als solcher, indem er die Grundzüge dieses Charakters richtig auffaßte und darstellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war Einiges verfehlt. Er war etwas zu steif und unrührig. Der Prinz ist jung und liebt, und mochte wohl einem Solchen sein Vertrauen schenken, der sich ihm herzlich hingab, nicht aber fest, schroff und dürre wie ein Felsen im Meere,

selbst in seiner Unterthänigkeit eine imponirende Selbstbeherrschung zeigte und durch sein Lauern und seine Ruhe, der Leidenschaft gegenüber, beschämend und unbehaglich sein mußte. Auch zeigte Herr * * * überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Bösewichter solcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, sondern nur, weil sie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimasse der Sünde, so wie sie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich ist. Nur die bessern Menschen begehen eine Uebelthat mit Leidenschaft, weil sie sie nur in Leidenschaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orsina ist ungemein schwierig. Der Verstand, einen Charakter so aufzufassen, wie ihn sich der Dichter gedacht hat, und die Kunstfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erscheint nicht auf der Scene. Ihr Geschick hatte sie mürbe gemacht, sie so, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgestaltet, worüber der Prinz sich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erscheint gedemüthigt, die Spötterin verspottet, die giftige Eifersüchtige sich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer ist als ihre Schuld, so kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht versagen. Frau * * *, eine vorzügliche Künstlerin im tragischen Fache, und die immer bedenkt, was sie thut, hat ihr Spiel meisterhaft durchgeführt. — Nicht so Herr * * * als Maler Conti. Er hatte sich das Ansehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväterisch gekleidet, sah aus wie ein Procurator und betrug sich auch darnach. Was auch der Kostümschlendrian gefordert haben mag, ein Maler hätte sich wohl etwas malerischer kleiden dürfen. Die steife Unterthänigkeit war einem sich fühlenden Künstler nicht angemessen, hier am wenigsten, wo der Prinz herablassende Freundlichkeit zeigte. All das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu sagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Professortone hergesagt wurde.

XL.

Das Taschenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzusaugen, mißfiel seinem Gebieter, weil er, der Diener, seinen Herrn überglänzen wollte und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man sich, daß seine Verwaltung schon längst untreu gewesen und stellte ihn vor Gericht. Pelisson-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erster Schreiber, wußte seinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewisser ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske seines Vertrauten endlich dessen Edelmuth erkannte, entstürzten Thränen seinen Augen. — Das ist die Begebenheit, welche diesem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind nicht ungeschickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben sollen, es ist ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widersacher seines Fürsten ungeahndet entwischen zu lassen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung sich zu bewahren wußte?

Herr *** spielte den Festungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, sogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Ist dies Gebrauch in einer belagerten Festung? — Demoiselle Lindner, eine der vorzüglichsten Künstlerinnen unserer Bühne, trat nach einer langen Abwesenheit heute zum ersten Male wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben sollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, sich für die Beifallsäußerungen, mit welchen sie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen

vom höchsten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Gesprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich sei, da sie ihn liebe), sondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweisung zu Theil geworden) ihre Hand so freigebig hingereicht habe. Sie meinten: diese Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt sei; wo aber keine Herzlichkeit stattfinde, da sei Zurückhaltung mit solchen wichtigen Gunstbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich schreibe diesen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich selbst habe weder Einsicht noch Erfahrung in solchen Händeln. —

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief solle mehr geschrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesstrafe. Doch wenn Jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet sich nicht und thut was er will. Rittmeister Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von seiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihm wissen, daß sie ihm Herz und Hand schenke, und daß die Mutter Alles zufrieden sei. Der Glückliche befindet sich allein in seinem Zelte, und ist, so viel man in der Dunkelheit sehen kann, sehr entzückt. Er sagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar ist das Schreiben bei Todesstrafe verboten, aber wer wird es sehen? Er nimmt Feuerstein, Zunder und Stahl, schlägt Licht, zündet eine Oellampe an, setzt sich hin und schreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung in's Zelt. „Was schreibt Er da?" — Der erschrockene Rittmeister: An meine Braut. — „Was hat er verdient?" — Den Tod. — „So schreibe er noch darunter:

Ich sterbe durch das Kriegsgericht." — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß sterben, wird abgeführt. Im zweiten Acte nimmt der Herzog in dem Hause des Majors von Blankendorf sein Hauptquartier. Dieser ist der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeister zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofoß angelangt und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines festen Weinkellers gebeten, worin er die unter seiner Verwahrung stehenden Gefangenen einsperren könne. Darauf erzählte er die unglückliche Geschichte des Rittmeisters. Da sieht das Fräulein diesen selbst geschlossen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdessen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt sich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beschließt er, den Officier zu retten; nur den Schein der Kriegsstrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Gespräch auf Hellwitz. Auch Jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird er erschossen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwischen, so muß Er vier und zwanzig Stunden bei Wasser und Brod sitzen. Hat Er mich verstanden?" Der Profoß hat ihn verstanden, und läßt den Rittmeister entwischen. Dieser aber suchte nur seine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängnisse in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erstürmt eine feindliche Batterie, und entscheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt sich den Officier vorführen, erkennt ihn, sagt, er wolle nicht wissen, wer er gewesen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und sagt: Adieu.

Dieses ist die Groß-Handlung des Stückes; die Ausschnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz ist der Busenfreund des subordinationswidrigen Rittmeisters; aber von seiner Liebe weiß er nichts. Er liebt selbst das Fräulein Blankendorf und geht in seiner Unschuld hin, es der Mutter zu gestehen. Diese hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich ist der Hauptmann in Verzweif-

lung, doch fällt ihm ein, daß er seinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür schadlos halten. Er entsagt also, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens satt, ladet er die unter ihm stehenden Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu sterben, stürmt in die obenerwähnte Batterie und läßt sich erschießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas besteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorstellen soll, und von dem Schauspieler in Gang, Haltung und Allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß soll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung bestimmt, und Friedrich II. zwischen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachronistisch viel gedeutscht. Deutscher Mann, deutsche Frau, deutsches Mädchen, deutsches Vaterland, deutsche charpiezupfende barmherzige Schwestern ꝛc.

Man sieht, daß der Thon zu dieser Töpferwaare nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit ist. Ein Kürassier-Rittmeister und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die besten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe sind; beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, sondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn sie lieben zum zweiten Male, geberden sich so thöricht, wie man es selbst einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, sind sie nur mit ihrer Liebschaft beschäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet sich ein Licht an, der andere lischt sich das Lebenslicht aus und nimmt seine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche schwache Menschen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgestaltung des großen Friedrich ist eine Abgeschmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben so widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeschrieben, Friedrich müsse als alter Mann dargestellt werden, vielleicht, weil die Nachwelt sich erst das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama so genau auf Chronologie gesehen wird, so hätte der Dichter wissen sollen, daß Friedrich der Große 1750 erst 38 Jahre

alt war. Aber von Allem das Abstoßendste und das Tadelnswertheste ist das vorgeschriebene Costüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und trotz der Traurigkeit und stolzen Verse sehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geschehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet und selbst die älteren Schauspiele müssen zu diesem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, selbst auf's Herrlichste dramatisirt, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieses nicht den ganzen Eindruck zerstören? Die Frauenzimmer erscheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgestickten Seidenstoffe und in gepuderter Frisur, und als das Fräulein (eine junge Schauspielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporistin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen sehr untragischen Eindruck. Die Weiberkleidung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, also nur im Lustspiele dargestellt werden; nicht blos weil sie jetzt aus der Mode, sondern weil sie geschmacklos ist; denn sie bildete den Uebergang von der alten Sittsamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmuthige dieser, ist daher lächerlich. Bei den Männern war die militärische Pedanterie eben so abgeschmackt, ja noch störender. Der Hauptmann von Bannewitz erschien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen stak so an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem Träger von hinten Jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch von vorne so geschützt gewesen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man sich nur die vorgeschriebene militärische Haltung aus dem schlesischen Kriege. Der Hauptmann stand vor der Geliebten und Schwiegermutter wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf sich bewegte, glänzte bald die Blechseite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurst. Mitten in der Liebeserklärung trommelte störend der Generalmarsch. An dem verliebten Kopfe des untergeordneten Rittmeisters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel und da er sagte:

„ich bin ein Mann und trage einen Orden", konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit solchem Unsinne! —

XLII.

Die deutsche Hausfrau.

Schauspiel von Kotzebue.

Ein Schauspiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; sittliche Handlungen, nicht sittliche Gesinnungen können Stoffe des Dramas sein. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Persönlichkeit edler Menschen. Und warum deutsche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was ist das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die sich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt und fühlt, daß es seine Pflicht sei, sie zu bestrafen; aber aus Freundschaft will er nachsehen. Gut, so mag er ein Opfer bringen und sich infam cassiren lassen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth seine Pflicht zu verletzen, noch sie zu erfüllen, und so läßt er geschehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweisenden Brief sanft aus den Händen nimmt und ihn verbrennt. Jetzt ist er beruhigt. Darum laßt, um der Musen willen, die Hofsoldaten aus euren dramatischen Spielen. Was kann diesen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann sie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber solche Schicksals-Hölzer können wir nicht brauchen.

XLIII.

Das Kind der Liebe.

Schauspiel von Kotzebue.

Schon die Exposition ist prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, steht auf der Landstraße, und zum Behufe der Rührung

werden alle mögliche Menschen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Diese armen Leute müssen reisen, um uns zu rühren und selbst gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um so mehr zu rühren. Welch erschrecklichen Hunger und Durst hat die arme Frau! Wie rührend ist es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreises könnet ihr im nächstgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer sehen, und auch stillen zugleich. Wie spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei seiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinstube dramatisirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauspiel geschrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritischen Acte der Schweiß ausbricht? So ein dramatisches Clinicum hätte tüchtige Mediciner gebildet. . . . Die kranke Wilhelmine, was sie schwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es ist zum Erstaunen! Die gesündeste Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie ist ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der sie fragt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „Wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Queckſilber kochen lassen, davon sterben sie.“ Dem Pfarrer sagt sie: „heiraten Sie mich — Sie will ich heiraten.“ Aber, würde ein Mädchen, im Bauche der Erde erzogen, so weiß es doch, daß sich solche Reden nicht schicken: Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Residenz besucht! — — Und der Pfarrer mit seinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Ist das Natur, daß ein Deutscher von Erziehung, und sei er noch so sehr französischer Affe und gebrauche er noch so häufig französische Redensarten, sich vornehmen solle, seine Muttersprache wie ein Franzose auszusprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig sprechen müssen? — „Aber es soll ja auch Carricatur sein.“ — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ steigen, aber nicht qualitativ. Shakespeare läßt den Lügner Falstaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er

läßt ihn aber nicht aufschneiden, er sei einer Taube in der Luft nachgeflogen und habe sie beim Flügel erwischt.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, so lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so wird er doch gleich engbrüstig und verliert den Athem, sobald er nur zwei Schritte zu steigen hat. Schnitzen und drechseln kann er etwas, aber malen nicht im geringsten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der sechsten Scene des zweiten Actes. Der Oberst läßt den Pfarrer rufen. „Oberst: Ohne Umstände, verzeihen Sie, wenn meine Botschaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten sagen, wovon die Rede ist. — Man hat mir gestern Abend eine erbärmliche Uebersetzung aus dem Französischen zugeschickt, die vor ungefähr zwanzig Jahren die Presse verlassen. Ich selbst besitze ein recht niedliches deutsches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfasser bin, und da verlangt man, ich soll meinen Namen ausstreichen und es mit jener schalen Uebersetzung zusammen binden lassen. Nun wollt' ich Sie, Herr Pastor, als Corrector meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberst, die Allegorie versteh' ich nicht. Oberst: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! also kurz und gut, Herr Pastor, der junge Graf von der Mulde ist hier, und will meine Tochter heiraten." Nun, um aller Musen willen, wer hätte auch eine solche Allegorie verstehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftsteller und ein Uebersetzer beisammen im Tollhause wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faseln, können sie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

XLIV.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Musik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug ehr kennen, um sie zu beweinen. Wie wohlthuend ist sie! Die

Empfindung fließt zwischen blumigen Wiesen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht so stürmisch, um es unterzusenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem gesunden Bedürfnisse erquickend genug. Welches süße Still-Leben! Welche Ruhe in Lust und Trauer, welche freundliche, beschwichtigende Melodien! Ländliche Leidenschaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall ist es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterstarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unser Ohr und Herz zwischen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwischen Hunger und Schlemmerei, zwischen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geschlachteten Taube hin und her geschleudert. Bald singt eine stolze Semiramis wie die abgeschmackteste Louise, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu bestehen, prächtig wie Kleopatra, da sie die Schlange an ihren Busen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Musik ist ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Musik, nicht mehr kennen. Fast möchte man ein Thor sein und zurückwünschen jene schuldlosen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeschlossenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange und die Mächtigsten auf den Gipfeln der Berge als höhere Wesen fromm und kindisch verehrten. Ach ja, die Schäfertage sind vorüber.... Lilla! bis auf deinen Namen ist Alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuschung zu befestigen. Demoiselle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Gesang war schön und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Gesange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch Folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und sie sahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich... Eine Königin, und

zumal eine spanische, und zumal eine Isabella (schon der Name ist prächtig) kann in einem so kärglich versehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelstuhl war ehrwürdiger, als nöthig war... Die Mutter Königin sah jünger aus, als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht ersetzt.... Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemessen war; aber es schien mir, als hätten sie darin wie die Kammermädchen ausgesehen.

XLV.

Der Vorposten.

Schauspiel von Clauren.

Denkt man sich die Zeit des deutschen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Herd, auf dem er sich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht): damals und dort mochte dieses Stück, vor Zuhörern gespielt, deren viele selbst am Kriege theilgenommen, von großem Eindrucke gewesen sein. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauspiele Werth gibt. Freilich, mein eignes Gefühl lasse ich diesmal nicht Richter sein. Es wäre mir sehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Husarenkleide wiederfände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialischen Schritt gethan hätte .... es bleibt doch so eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes ist schön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückstoßen; doch Jeder nach seinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Husaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat Jeder vor seinem Hause in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerschrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuschen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben sollen.

XLVI.

Die Großmuth des Scipio.

Heroische Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß so häusliche Geschichten unter freiem Himmel in der Gasse eines Lagers sich ereignen durften, und nicht, wie es sich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erstaunte, daß Scipio sich nicht schämte, seine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuseufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzustellen, um es als Großmuth erscheinen zu lassen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit gewesen wäre: die Zurückstellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an seinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich ist die ganze Handlung dieser heroischen Oper. Sie in einen Act zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der sich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatischen Musik zutrauen mochte, und mit Recht; denn sie schien selbst zu kurz, auch nur diesen engen Raum auszufüllen. Die Musik hat keinen verständlichen Ausdruck; ohne den verdolmetschenden Text würde man nicht ahnen, welche Seelenbewegungen offenbar werden sollen. Zwar etwas mehr als ein Concertstück ist diese Oper, aber sie bleibt doch nur ein musikalisches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet sich vortheilhaft aus. Es ist ein reiner Styl darin, die Verse sind fließend, ja einige schöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferspiel. Musik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, sie nistet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und süß müßte auch die Dichtung und das Spiel solchen Landlebens sein,

um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unsere Brust gebildet, schmeichelnd abzulösen! Die Täuschungskunst des Schauspielers geht nie weiter, als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was diesem nicht Ernst sein kann, vermag jener nicht zu scheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. —

Die Musik? nun ja, dem Herzen war sie wohlgefällig, und der Verstand kommt, wie gewöhnlich, zu spät hinten drein. Es ist schwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerstehen, wenn man auch weiß, daß sie nichts weiter sind, als das. Die Nachahmung von verschiedenen Vögelgesängen, wie sie in diesem Schäferspiel vorkommt, scheint mir kein würdiger Gegenstand der Tonkunst zu sein. Der musikalische Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere; wenn sie treu ist, hört sie auf, schön zu sein, und wenn sie schön ist, wird sie ungetreu. Die Tonkunst soll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut sie es, so folgt sie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt sich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um sie für die menschlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenschaften gehört ihr an. Will sie ja Dinge der außermenschlichen Natur darstellen, so müssen sie Gebilde der Phantasie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen sein, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngstes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter soll musikalisch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel singen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere sich der Melodie zum Gesangstücke Nr. 8 der hier besprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Busch und Zweigen.

Es ist gewiß Natur darin, aber es ist die gemeine Natur und die Darstellung steht so weit unter dem Vorgestellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, sondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigstens dachte im Hühnerhof zu sein und sah den Mist. Ferner:

„Der Kukuk selber wagt zwei Töne."

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kukukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte sich sogar das ernste Fagot zu dieser Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart selbst solche Landschaftsmalereien nicht besser auszuführen verstanden, aber dann wird er sie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten acustischen Naturbeschreibungen ungeachtet, diese Oper vorzügliche Musikstücke enthält, kann in einem Werke des so berühmten Tonkünstlers nichts Unerwartetes sein.

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerspiel von Houwald.

Nachdem sich der Vorhang aufgerollt, sieht man die Stube einer Försterswohnung. Alles ländlich, einfach, fast ärmlich. Runde Fensterscheiben, verschabter Großvaterstuhl, an der Wand eine Schwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrscheinlich von Forstfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den ältesten Homannschen, mit glänzenden Lackfarben. An dem Tische, auf welchem Blumen liegen, steht ein schönes junges Mädchen, beschäftigt, einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz ist für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn sein Geburtstag ist heute. Das ist nun freilich für eine Försterstochter schon sehr viel Poesie; ein prosaischer Blumenstrauß wäre natürlicher gewesen. Man wundert sich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinsten weißen Mousselin, weiße Rosen an der Brust und in den Haaren; sie hätte damit auf den Casino-Ball gehen können. Und wie sie spricht! Wie zart, wie empfindsam, wie sauber! Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die sie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenstein hätte nicht besser reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schwester! Wahrlich du bist klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Ritterspporn. Der Ritterspporn, sagt die Blumen-Sprachlehrerin:

Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an,
Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſobald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt, wie im Ingurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen
Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Juwelier. —

und man kaum Zeit hat, ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zuſammengerathe, da tritt — das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und geberdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge, unausſtehlich fein thuende Knäbchen ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kukuks-Brut!“

Da iſt der Thränenquell. Die Geſchichte verhält ſich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in ſeine Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher, und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unſtäten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches

der Uneigennützigkeit wegen erhaben gewesen wäre, nicht etwa gewaltsam angeworben, nicht etwa, weil er seiner Frau überdrüßig geworden, sondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne seiner Frau ein Wort zu schreiben. Zwar sagt er, er habe jenseits des Meeres dienen müssen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entferntesten Ende der Welt nach Europa; er hätte also schreiben können, wenn ihm an seiner Frau nur im Mindesten gelegen gewesen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu sehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in sein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben gesehen, ein erwachsenes Mädchen, in dem er seine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Försters Sohn. Er gibt sich seiner Tochter nicht zu erkennen, und diese erzählt ihm auf Befragen: der Förster sei ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? sagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreit? „Ja wohl", antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Försterin in's Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen steckt, in den Händen tragend. Sie sieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann sagt sie ihm: Wir führen zwar keine Wirthschaft, aber Ihr seid uns doch willkommen, labt Euch. Das Gespräch spinnt sich fort. Er, leidenschaftlich, aufbrausend, in mühsam zurückgehaltenem Grimme; sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie sie mehrere Mal gesteht. Er ist noch jung, verändert kann er sich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: sie kennt ihn recht gut, aber sie ist pfiffig, sie will nichts wissen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann lasse sie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß sie zum zweiten Male geheiratet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förster, der sie schon lange geliebt, nicht auszuschlagen, damit sie versorgt werde. Endlich, und da sie in der Zeitung gelesen, ihr Heinrich sei geblieben, habe sie sich bereden lassen. Auch sei sie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förster von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünsche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle diese Zärtlichkeiten mit ansehen und möchte bersten. Der Förster fragt: Was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geschossen habe? Sie rathen hin und her und treffen's nicht. „Einen schwarzen Schwan habe ich geschossen." Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen gesessen, um deren Besitz hätten sich zwei Schwanenmännchen blutig gestritten. An der ängstlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förster, sogleich erkannt, daß dieser der legitime Eheschwan sei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem usurpatorischen eine Kugel durch den Leib geschossen, und bringe ihn in seinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt diese Waidgeschichte Oel in die Wunde. Das ist ja gerade mein Fall, denkt er, du Förster, bist der usurpatorische schwarze Schwan, den ich aus der Welt schaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchse — sie ist nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu seinem eigenen Gebrauche bei sich führe. Er schüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förster bestimmt ist. Dieser mit der Familie tritt wieder in das Zimmer. Er setzt den Becher an den Mund, stellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu sprechen. Dann reicht er ihn seiner Frau. Diese will trinken auf das Andenken ihres todten Heinrich. Der Armenier fällt ihr in die Arme und sagt: thut das nicht. Dann fragt er sie, was sie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Försterin antwortet: sie würde ihm freundschaftlich bemerken: für dieses Leben wolle sie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre sie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem sie solche Reden geführt, schmiegt sie sich dem Förster an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, sie gibt die nämliche Antwort und schmiegt sich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitspricht, antwortet wie die Vorigen und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er diese mißtönende dreistimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich sehe, ist hier nichts für mich zu thun. Als

man ihm daher den Becher zuerst kredenzte, trank er ihn mit Einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu schicken. Der Förster bleibt allein zurück, und diesem gibt sich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber schwören, nie seiner Frau etwas davon zu sagen.

Das Schicksal, auf seiner Menschenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine stille Försterswohnung ein, aber dann hat es sich verirrt, es bückt sich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, seinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeschlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen. Welche Kriecherei! Welche Verschwendung! Kam es je einsiedlerischen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen bösen Gast mit solcher Pracht zu bewirthen? Welche kostbare Reden! Welche hohe Pfeilerspiegel, worin die Empfindungen sich belächeln! Wie viele feingespitzte Betrachtungen für einen Förster, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der ersten Scenen, wo Mutter und Tochter sich liebkosen, und erstere zur zweiten sagt: ihr Busen sei die warme Erde, aus der sie, Tochter, als Rose entsprossen, antwortet die Rose, sich an der Mutter Brust werfend:

„O dürft' ich auch, so wie die Ros' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einst vergeh'n."

Warum will sie vergehen? Warum früher sterben als die Mutter? Woher diese nervenschwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält sie:

Wie schön
Der Kuchen diesmal mir gerathen ist!

Sonst überall ist der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düstere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und ist also froh gestimmt. Der zerschmetternde Blitz sollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Gesichtern aller Auftretenden zeigen sich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Ist es glaublich, daß ein Mann von so heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht schreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu schreiben? Ist es glaublich, daß er, trotz seines Bartes, von seiner Frau, mit der er fünf Jahre verheiratet war, nicht sollte erkannt worden sein? Ist es in der Natur, daß ein kriegslustiger, kühner, und daher gewiß von aller Falschheit fremder Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, seinen Nebenbuhler meuchelmörderisch und feige mit Gift von der Welt zu schaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann sei; er will ihr den Schmerz ersparen. Das ist sehr hübsch, sehr edelmüthig, aber poetisch, aber dramatisch ist es nicht. Wo bleibt das Schicksal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutschland die Geschwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entstehen, wenn man einer in der neuen ästhetischen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater seinen Sohn todt, um ihm sein Geld zu stehlen, denkt eine poetische Jury: es war ein vierundzwanzigster Februar, und spricht: Nicht schuldig. Erschlägt ein Kain seinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeschoben und der Mörder losgesprochen. Versucht ein Mann seinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die psychologische Jury, daß eine Geschichte von einem schwarzen Schwan unglücklicher Weise in die Quere gekommen, und vergibt .... Es ist zum Erbarmen!

XLIX.

Das Nachtlager in Granada.

Schauspiel von Kind.

Ein dramatisches Landschaftsgemälde, das sehr gefällig und mit guter Kunst staffirt ist. Aber die Schauspieler hatten das Historische der Figuren zu sehr herausgehoben und die ruhende Natur

in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idyllische des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragisch. Ihre Trauer und Klage über das entrissene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterste Kindlichkeit kann den Schmerz über einen solchen Verlust vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez selbst geholt, sie würde sich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent war von Herrn *** im Ganzen lobenswerth dargestellt, nur war seine Gemüthlichkeit nicht heiter genug; wenn er es nicht gestanden hätte: „Es ist ein Abenteuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt," würde man es kaum errathen haben. Auch wallten seine deutschen blonden Locken zu romantisch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargestellt. Er declamirte falsch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epischer Ruhe. Die Erzählung ist der Kupferstich des Ereignisses; Umrisse, Charakter, Schatten und Licht müssen beibehalten werden; trägt man aber auch die Farben des Originals auf, so verwechselt man es mit demselben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich ist, und dann wird die epische Recitation dramatisch, oder die Copie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutscher Ritter scheitern alle unsere Schauspieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen christlichen nordischen Helden wissen sie nicht darzustellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darstellenden Künstler das Schicksal des Frosches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt seine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieses ist sein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle sei schon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeschränkt, und sie dürften das ihnen Zugemessene nach Herzenslust gebrauchen. Keiner will Schatten sein. Das sind die übeln Folgen, wenn theatralische Vorstellungen nicht monarchisch geleitet werden. Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen.

L.

Graf von Essex.

Trauerspiel, nach dem Englischen des Banks.

Hier sind nicht Charaktergemälde, wo ein glänzendes Farbenspiel das Auge blendet und reiche Drapperien die falschen Umrisse bedecken, sondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Diese Gediegenheit findet sich oft selbst in den untergeordneten dramatischen Werken der Engländer. Das haben sie von dem öffentlichen Leben ihrer geschichtlichen Menschen. Je unfreier ein Volk ist, je romantischer wird seine Poesie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darstellenden Künstler gewährt, entbehrt derselbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine sehr gelungene Darstellung der Königin Elisabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anstehende Hoheit, nicht jene angenommene theatralische, die keinen Augenblick der Täuschung zuläßt. Mit mehr Majestät als Empfindung wußte sie in dem Kampfe zwischen Zorn und Liebe den Sieg des einen besser zu spielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung schienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt sich äußerlich sehr verschieden von dem der Schwachen. Letzterer ist zappelnder Art; denn er sucht sich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen ist mehr nach innen gerichtet. Warum sollte eine Königin selbst die Faust ballen, da tausend fremde Fäuste zum Dienste ihrer Rache bereit sind? — Herr *** zeigte als Essex weder die Besonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorstellungen an ihm zu loben war. Dieser Essex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verstanden, noch zu verscherzen sich erkühnt.

LI.

Der Findling,

oder

Die moderne Kunstapotheose.

Lustspiel von Contessa.

Die Erfindung ist etwas keck. Ein so scharf geschliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, ist zu gefährlich, um damit zu spielen. Der Irrthum, des Lustspiels Sohn, soll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig sind. Dann — das nach seinem Elemente Schnappen des auf's trockene Alltagsleben geworfenen und in den Maschen häuslicher Sorgen zappelnden Künstlers ist ein durch den starken Gebrauch seither ganz zerfaserter Stoff. Auch hat unser Dichter ihn nicht sonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, diese Kaffee: das ist der herzzerreißende Gegensatz zwischen Kunst und Küche. Die Frau Künstlerin, welche ihr Mann idealisch drapirt und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, so angethan, dem Pinsel, weil ihr gemeldet wird, die Milch sei übergelaufen: das ist die prosaische Feuerspritze, die ein poetisches Gemüth auslöscht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, ist zwar eine schöne Arglist, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt ist, sie muß gewaltsam entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Lustspiel geschrieben, ist die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit so beliebte gereimte Prosa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüssen verbacken. —

LII.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell

in Schillers Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That;

die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesesmal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen, und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landesleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmährchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr

gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm, aber furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt mit edlem Trotze eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit, den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, grade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es

ist nicht der edle Trotz der Freiheit dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr — ein Wunder. Es soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte

der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubte nicht den Landvogt getäuscht zu haben: er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen? .... Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn Jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich stattfinden können — kann er sich nicht ent-

schuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoktor.

Lustspiel von Ziegler.

Das Stück ist 24 Jahre alt. Ich weiß dieses nicht historisch, sondern schließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. Erstens sagt der Major: „Ist das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 ist ein Mädchen 26 Jahre alt und hat keine Amour!" Zweitens steht auf dem Titelblatt des nachgedruckten Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch so ehrlich, daß sie wenigstens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Also ist das Original 1796 erschienen. Unsere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis sie zum Hausdoktor schickte, jetzt aber liegt sie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen.

Dieses Lustspiel ist gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen sind. Man pflegt zwar zu sagen, es sei dem dramatischen Dichter und seiner eigenen Gesinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatische Person nach ihrer bösen Natur reden und handeln läßt. Das ist freilich wahr; aber es ist doch dem dramatischen Dichter anzurechnen, wenn er versäumt, einer solchen übeldenkenden und übelwollenden Person eine bessergeartete gegenüber zu stellen, die schlechtes Reden und Handeln rügt und straft. Da ist ein alter Graf Sonnenschild, von dem sie sagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen besitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; sein Herz ist aber nicht besser, als es sein muß, wenn man dick werden will. Dieser fette Herr Graf erlaubt sich mit seinen untergebenen Hausgenossen hochadelige gnädige Späße, die alle schlecht sind, ohne daß sie Jemand übel nimmt. Dieses gelassene Dulden der Beleidigungen ist ein Verbrechen des dramatischen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzusehen (sie haben eine größere

Schule als die Bühne, worin sie im Hochmuthe unterrichtet werden), sondern darum, weil sich das Volk dabei gewöhnt, sich selbst gering zu schätzen und zu glauben, es sei geboren, bald das Jagdwild, bald das Hausthier der Großen zu sein. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends spazieren und, der Himmel mag wissen ob durch eine Indigestion oder eine Congestion weich gemacht, es kommt Ihnen in den Sinn, die Pracht und Majestät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutscher aber, dem die Natur selbst befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen und verdunkelte die Majestät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper sechs Meilen Courier reiten, so daß er halb todt nach Hause kam. Einen andern Spaß lasse ich eben diesen Kutscher Hannibal selbst erzählen. Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß und spaßte mit. Aber ehe ich es mir versah, war ein Seil gespannt und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum sollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab und schlug mit der Faust Seine Excellenz auf die Nase, und da wurde ich einen ganzen Tag eingesperrt und bekam nichts als Häringsköpfe zu essen und keinen Tropfen zu trinken." Man sieht wohl, der Kutscher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, sonst hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menschen besser im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinspector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergessen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand so lange hinter dem alten Inspector her, bis diesem keine andere Zuflucht übrig bleibt, als den Hühnersteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelspäne unter das Hühnerhaus legen und sie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängstigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen und haut ihn mit seinem Hirschfänger. Nach dieses Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutscher Hannibal kommen und sagt ihm, er müsse von Moskau

nach Lissabon Courier reiten. Dieser erschrickt, worauf der Graf zu seiner Umgebung mit Lachen die Worte spricht: „Jetzt ist der wieder in Todesangst. Das ist so meine Unterhaltung, kostet mir aber viel Geld.“ Herr Ziegler, schreiben Sie ja keine vaterländischen Schauspiele mehr; lieber versetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers;

précédée de

Dame Censure,

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par Lemercier, de l'Académie française. Paris, 1823.

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit so dumm sein mögen, gegen die Censoren zu eifern. Was können sie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Censor sein wollen, und daß man genöthigt sein wird, die Censur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftsteller von Verstand hat nie einen Censor von Verstand zu fürchten, denn auch die strengsten Richter sind geneigt, ihre Anverwandten freizusprechen, und unter Censoren zumal begegnet man selten einem Brutus. Noch einen andern strategischen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht schlau zu machen, wenn sie allen Leuten erzählen, wie durch Censur die liebe Aufklärung verfinstert, wie Kunst und Wissenschaft, Geist, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieses wahr wäre, und es ist nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen suchen; man muß, statt von der Wirksamkeit, von der Unwirksamkeit der Censur sprechen und zeigen, daß die öffentliche Meinung elastisch ist und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft

äußert, als sie freigelassen geoffenbart hätte. . . . Nicht blos aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch wegen der stümperhaften Bearbeitung des Stoffes ist die Tragi-Comödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetisches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentschieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; so lange mag das Talent des Verfassers die Ausflucht des Alibi für sich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter sein Werk mißlingen müssen, weil er nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Vortheil stritt, und es der Fluch des Eigennutzes ist, selbst das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere ist eine Tugend; nicht mit Obst, mit unfruchtbaren Lorbeeren bezahlt man den Heldenmuth. Es soll nicht gesagt sein, daß man nicht behaupten dürfe, zwei Mal zwei ist vier, wenn man bei dieser Rechnung zufällig seinen Vortheil findet; aber dieser Vortheil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel sein, wonach man ausgeht. Der Verfasser war nämlich so unglücklich, daß die Theatercensur seine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verstümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um sich dafür zu rächen, schrieb er seine Dame Censur; die Rachegöttin ist aber eine einfältige Muse, und mit Säure im Herzen dichtet man schlecht, wie man mit Säure im Magen schlecht verdaut. Als handelnde Personen treten auf: Dame Censur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Gesellschaftsdamen der Censur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwissenheit, der Parteigeist, die Musen, noch allerlei himmlische und höllische Personen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen sich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinschaftliche Kosten langweilig zu sein. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und schickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß sie der Censur den Kopf abschneiden solle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut was ihr befohlen und spricht: „Oui, crac!.... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.“

Der Leser könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutscher Recensent, schon die Dame Censur abgeschmackt gefunden habe,

die Franzosen gar, diese heillosen Götzendiener des Geschmacks, sich mit Abscheu davon weggewendet haben müssen — aber mit nichten! der Parteigeist in Paris findet die Assa fötida wohlschmeckend und die Rose wird ihm ein Gegenstand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiste geschrieben ist, hat von dem besprochenen Lustspiele geurtheilt: „Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.“ An diesem Lobe ist keine Sylbe wahr, und man wundert sich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur sanft zu schütteln braucht, daß die schönsten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollste Saft herausfließe, dem Verfasser keinen Kern von Verstand und keinen Tropfen Geist gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligsten Spötter gelingt es nicht, seinen Freund, wie selbst dem unmuthigsten nicht, seinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erscheint Alles im Lichte, dem Hasse Alles im Schatten; das Lächerliche aber entspringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und sich diesen Streit klar anzuschauen, muß man ein unbefangener Richter sein. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzosen selten mehr eine gute Komödie schreiben. Die verschiedenen Stände, nicht wie ehemals nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, sondern feindlicher durch die Gesinnung getrennt, hassen sich zu sehr, um sich über einander lustig zu machen, und dringen, statt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzosen sind nichts als dramatisirte Kammer-Sitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres, als diese Wachparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerspieldichter legen das gigantische Schicksal gewindelt in eine epigrammatische Wiege, und die Lustspieldichter setzen den neugeborenen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geschichten,

was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokrustes-Bett der Politik gemartert. Dem Gesagten zufolge wird das Lustspiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede ist, höchst wahrscheinlich nicht viel taugen. Der Verfasser ist ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht versteht, in einen sauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchst pedantischer Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauses. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräsident, dessen Frau, die Ehepräsidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz, alles Volk, was zwischen Dach und Keller wohnt, sämmtlich ehrliche Leute, sind wüthend gegen den Entführer und wollen von dessen Friedensanträgen nichts hören. Aber unser Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzusausen und sagt, er junger Mensch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung und er wolle schon Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräsidenten besticht er alle seine Widersacher, und zwar alle höchst unromantisch mit Baarschaft, die er Jedem, nur auf eine andere Weise, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheiratet, wenn nicht glücklicher Weise ein junger Mensch dazwischen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutralisirt und der Tugend das Uebergewicht gibt. . . . Das sind aber schlechte Späße! Nicht was wesentlich der menschlichen Natur entspricht, sondern was ihr scheinbar widerspricht, gehört in das Lustspiel. Wer das Herz der Menschen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdies hat unser Dichter die in seinem Lustspiele vorkommenden Standespersonen: den Grafen, den Gerichtspräsidenten, den Abbé, zu einem Teige zusammengeknetet und Oppositions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut schmecken. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatisches Gedicht, oder ein episches, oder ein Roman, oder ein historisches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politischen Ansichten des Verfassers erkennt. Shakespeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit

keinem Worte verrathen, ob sie mehr die Freiheit oder mehr die Herrschaft liebten. — Herr Lemercier hat nur sich gedichtet, und sich nur.

LV.

Maria Stuart.

Trauerspiel von Schiller.

Ob die dichterische Vortrefflichkeit eines Schauspieles für dessen schlechte theatralische Darstellung Ersatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht sogleich zur klaren Ansicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür bestimmt, daß das schlechte Spiel in einem guten Stücke am meisten unerträglich sei. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem sich die Sache umwandelt. Es können Schauspieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatischen Meisterwerkes machen und hierdurch ohne ihr Verdienst höchst ergötzlich werden. Diese Art der Unterhaltung würde die heutige Vorstellung gewährt haben, hätten alle unsere Mimen so gespielt wie Einige. Aber leider geschah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei ersten Acte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen sich beziehen. Die schlechtern Schauspieler waren es nicht, sondern die bessern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf sich in der Darstellung der Elisabeth in die Reihe der vorderen tragischen Künstlerinnen setzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigstens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchlerische Königin *scheinen* wollte, darzustellen, als das, was sie *ist*, so war doch selbst dieser Theil ihres Spiels nicht sowohl die Schattenseite, als eine schwächer beleuchtete Gegend in einem schönen Landschaftsgemälde. Einige Bemerkungen, sollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künstlerin beweisen, daß sie die Aufmerksamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu fesseln verstand. Bei den Worten, welche sie gegen den bewerbenden französischen Gesandten richtet:

Die Könige sind Sclaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen —

legte sie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgesehen, daß diese Bewegung zu spielen selbst die aufmerksamste Heuchelei so selten bedächtig genug ist (aus physischen und physiologischen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), so wäre sie hier, wo Elisabeth als Königin erscheinen sollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte gewesen. Ueberhaupt ist dieses Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt so häufig gebrauchen, etwas Tadelnswerthes. Nur höchstens in der Oper, beim Singen, ist es zu dulden, als ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen diese nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauspiele aber ist das Hand auf die Brust legen (ein wahres Commandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komische Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Elisabeth dem Grafen Leicester das Ordensband abnimmt und es dem französischen Gesandten umhängt, warf Frau ***, als sie den bekannten Wahlspruch des Hosenbandordens: Hony soit qui mal y pense aussprach, einen strengen zurechtweisenden Blick auf Leicester, der mißmuthig über die französische Brautbewerbung hätte dastehen sollen. Es war dies ein feiner Zug der Künstlerin, die sich dagegen beim Schlusse dieser Scene sehr vergaß, indem sie, statt sich gegen die französischen Herren zu verneigen, sie mit der Hand fortweisend verabschiedete. Als vorzüglich in der Darstellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erstens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo sie den unerfahrnen und anscheinend arglosen Jüngling, wie auf den Zehen nachschleichend, mit ihrem buhlerischen Netze zu umgarnen sucht:

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen. — Die engsten Bande sind's,
Die zärtesten, die das Geheimniß stiftet!

In den Ausdruck dieser Worte und in die sie begleitenden Geberden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürstin nur Lockendes und Verführerisches zu bieten vermag. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Rosen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man schmerzlich), nur eine andere Leidenschaft, die früher vom Herzen Besitz genommen, vermag einer solchen Versuchung ohne Kampf zu widerstehen. Auch bei der Zusammenkunft mit Marie zeigte sich Frau ***, wenigstens in mehreren Stellen, als sinnreiche Künstlerin. Elisabeth, der es schwül wird unter der Maske der Gelassenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, sucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltsam herbeizuführen. Da beginnt sie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? u. s. w.

und nachdem es ihr so gelungen, Marien aufzureizen, endet sie, unter höhnischem Lachen, mit den Worten, die auf sie selbst zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In diese ganze Rede, so reichlich versehen mit Allem, was Eifersucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel so innig verschmolzen erscheint, hatte Frau *** Alles hineingelegt, so wie auch Alles wieder aus ihr herausgenommen, was nur immer der Dichter bestrebt haben mochte. Dieses war um so schwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um so würdiger, da Elisabeth nur zu der Luft sprach; denn mehr noch als im Leben stand ihr die Marie dieses Abends im Spiele als Widersacherin gegenüber. Vor Tadel schützt sie unsere Abhärtung, wir sind nicht mehr so reizbar als sonst. Der Hunger ist auch in Kunstgenüssen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die spartanischen Suppen unserer Bühne wohlschmeckend finden werden. Wer nur gesehen hat, wie die schottische Königin in der eben besprochenen Scene sich abgemattet hat, um sich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beschnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer

des Parks aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht versagt. Wenn unsere Theaterdirection die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, das schöne Dutzend voll zu machen, verschläft, und diese Königin Maria anzuwerben versäumt, dann dürfen wir uns glücklich schätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leicester gespielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuschung! Nicht der leiseste Schatten, nicht der unmerklichste Farbenpunkt dieses so schwierigen Charakters war dem Künstler entgangen. Wo Thaten sprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obschon Rollen dieser Art sonst recht im Mittelpunkt seines Kunstkreises liegen. Durchaus verfehlt schien mir sein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Maria bis zur wahnsinnigen Vergessenheit der äußern Welt hinaufsteigt und er die Schmerzensreiche an seine Brust drückt. Herr *** war ausschlagende Flamme, und demgemäß schreiend in seinen Reden und voller Heftigkeit in seinen Geberden. Stille, düstre, zusammengedrängte, eingeschlossene Glut möchte wohl erforderlicher gewesen sein. Die leidenschaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine sinnlose Handlung des Körpers erscheinen, welcher, der Aufsicht der verirrten Seele entzogen, nach eignem Triebe verfuhr. —

LVI.

Unser Verkehr.

Posse.

Das Erscheinen des Schauspielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an diesem Orte und in diese Tage fallend, eine eigne Bedeutsamkeit, die, wenn auch nicht von Allen theilnehmend empfunden, doch sicher, auch von jedem Gleichgiltigen, aufgefaßt wird. Dieser Künstler hat in einer Flugschrift, die er verbreiten ließ, selbst die Gegend bezeichnet, in welche er gestellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdigt werden möchte. Er muß darum mit so größerer Ergebung das Geschick ertragen, dem ausgezeichnete Menschen in jeglicher Art, selbst da, wo

sie anspruchslos gewesen, stets unterworfen waren: daß, indem sie richtungslosen Leidenschaften und schwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen sich jene befestigten und gestalteten, sie zugleich die Widerstrebungspunkte der feindlich gegenüberstehenden Regungen geworden sind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdisches Declamiren" genannt, ist von Herrn Wurm als diejenige Kunstfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite so großen Beifall, auf der andern die traurigste Verfolgung zugezogen habe. Die Untersuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht gewesen sei, kann, mit welchem Ergebniß sie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künstler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

„Unser Verkehr" ist mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieses Spiel darstellte, der Markt gewesen, auf welchem derselbe seine Geschicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieser Posse zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptstädter, die sich für das deutsche Volk hielten, alles von sich abstießen, was nicht deutsch war oder sie gleich den Juden für undeutsch erklären wollten. Wie es entnervten Menschen eigen ist, daß sie in den Geberdungen des Zorns und des Hasses sich gefallen, weil sie solche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines selbstständigen Daseins geltend machen möchten, so haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eigenen Herzen fremd war, den Bessern aufzudringen gesucht. Daher ward „Unser Verkehr" das Feldgeschrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernsten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun sieht. So wie diese manchmal das Räuberhandwerk spielen, ohne Gefahr für sich und andere, so haben jene, mit gleicher Bedeutungslosigkeit, das wilde menschenfressende Volk gespielt, und sind dabei mit allerlei theatralischen Grimassen, fürchterlichem Spuk, Beschwörungsformeln und sonstigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieser Quelle ist der Strom des Beifalls entsprungen, der so weit und reich der Posse „Unser Verkehr" zugeflossen ist. Dieses Spiel vermag auch nicht die niedrigste Forderung der dramatischen Kunst zu befriedigen und kann, wo nicht der Zuschauer eine eigne krankhafte Lüsternheit mitbringt, unmöglich Lust erregen. Es soll die Komödie die Lächerlichkeit der Gesinnungen oder Gemüthsarten im Menschen, und die der geschichtlichen oder natürlichen Erscheinungen in der Außenwelt darstellen. Das Lächerliche aber ist nur vorhanden, wo das sich Widersprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung sich aussetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelwesen in einem und demselben Menschen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich sich selbst gering schätzt, sich verfolgt und wegzudrängen sucht — dieses sind Bearbeitungsposſen für den Komödiendichter. Aber ein Mensch, der seiner eigenen Natur treu, der Leitung seines Geistes folgsam bleibt und in seinen geselligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewiesen hat, wird, so sehr er sich auch von Andern unterscheidet, auf die Bühne gebracht, nie Lust und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter Andern reinsprechenden auftretende Person dem Zuhörer wohlgefällig, und dieses oft um so mehr sein, je unverständlicher ihm die gebrauchte Sprache ist. Wenn aber, wie es sich der Verfasser der Posse „Unser Verkehr" zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelsch gesprochen wird, so kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verursachen; denn mit dem Gegensatze fällt auch die Lust weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig ist, überrascht sie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen sie es nicht ist, ist sie unverständlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren christelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatischen Behandlung dargeboten; allein dessen Bearbeitung ist durchaus mißlungen, weil eine solche Gemüthsart, carrikirt, auch in einer Posse die beabsichtigte Wirkung verfehlt.

Da wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchschimmern, nicht durchleuchten dürfen. Diese Lydie spricht und geberdet sich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszusetzen ist, daß sie das Materielle der weiblichen Modebildung sich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe sich ungeschickt benehme, sondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem christlichen Friseur Aesthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können sich dessen theilnehmende Glaubensgenossen mit Recht gar nicht beklagen. Dieser Judenbursche ist ja die beste Seele von der Welt! Er theilt mit seinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verschmäht und mißhandelt worden war — er stellt auf eine zarte Weise dem Isidorius Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Postillon nur falsche Groschen schenkt, so spricht sich doch seine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuschung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieser Rolle soll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt und den israelitischen Burschen „recht was man con amore" nennt, gespielt haben. Dieses ist sehr löblich, und es ließ sich nicht anders von jenem Künstler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichsten Gegenstände mit Liebe zu umfassen und zu behandeln versteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, so wie es in seiner Schutzschrift heißt, „noch mehr that, als seine Rolle vorzeichnete," und sich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, so ist noch zu bezweifeln, ob ihm so ganz Unrecht geschehen sei; vorausgesetzt nämlich, daß unter jenem „mehr" nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, sondern eine qualitative Steigerung derselben verstanden werden solle.

Es zeigt sich hier der nothwendige Zusammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche

durch alle Classen der Gesellschaft herrscht, der abgeschmackten Posse „Unser Verkehr" eine günstige Aufnahme verschafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieses Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verständiger gehandelt haben, wenn sie ihre Empfindlichkeit nicht geoffenbart hätten; allein daß diese aufgeregt worden, kann etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbstsucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es ist schon gesagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigstens zur Sitte hat gemacht werden sollen. Vielleicht war diese, einem männlichen und verstandesreifen Zeitalter so unangemessene Ausschweifung mehr als ein Kinderspiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künstlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben selbst die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu lassen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf sie ihre Grimassen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne gesehen. So viel aber ist gewiß, daß die Juden als zur Zielscheibe irgend eines politischen Witzes hingestellt oder als Schlachtopfer einer Staatslist auserlesen sich ansehen mußten. Daher war ihre Widersetzlichkeit gegen die Aufführung der Posse „Unser Verkehr" in Erwägung der Bestimmungsgründe ihrer Feinde, diese Darstellung so eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbstvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre selbst dann zu billigen gewesen, wenn auch das Stück selbst Nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen sie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden soll, nicht minder der Fall ist.

Man pflegt einzuwenden: es werde so oft auf der Bühne dieser oder jener Stand der Gesellschaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Aerzte, ja selbst der katholische Cultus wären in manchen dramatischen Darstellungen verunglimpft worden; dieses habe in Frankfurt sogar mit Bürgermeistern geschehen dürfen, ob solche gleich daselbst die höchste Würde der Regierung ausdrückten. Warum sollten also die Juden sich dies nicht auch gefallen lassen wollen! Jedoch sind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben ein-

ander stellt, durchaus verschieden. Dort werden nicht die Stände, sondern die den Gliedern dieser Stände zuweilen anhängenden Schwächen und Fehler — es wird der Adelstolz, die Rabulisterei, das pfäffische Wesen belacht, und es ist weder von dem Schriftsteller gemeint, jene Classen der Gesellschaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine solche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden und diese, wie in „Unser Verkehr" das ganze Spiel ausfüllen, so müssen solche Darstellungen den jüdischen Glaubensgenossen mit Recht verwünschenswerth sein. In dem Falle auch, (was schon selten vorausgesetzt werden kann) daß der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts Weiterem, als nach Belustigung zu streben, so sind doch wenige Zuschauer so arglos, sich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei solchen Anlässen empfangenen Eindrücke mit sich aus dem Schauspielhause tragen und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgespiegelten Gebrechen der Juden üblicher Weise allen diesen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erst zu erzählen, wie dieses beklagenswerthe Volk auch darin stets mit Ungerechtigkeit behandelt worden ist, daß man alle in Zeit und Raum zerstreute Schlechtigkeiten, solche, welche Juden verschiedener Gegenden und verschiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, gesammelt, und stets auf den einzelnen Kopf jedes nächst dastehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! — —

LVII.

Tancred.

Große heroische Oper von Rossini.

Groß ist sie, wenn dieses so viel heißt, als lang, aber Heroisches hat sie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollsten Roman von August Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerspruch zu erfahren. Es ist unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatischen Handlung so unangemessene Musik

hat verfertigen können. Wie konnte es geschehen, daß dieser Tancred so sehr gepriesen wurde? Schon als ich ihn das erste Mal hörte, ward mir das Ohr so verschlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine solche Musik anlocken, aber für Männer kann sie höchstens in geringer Menge zum Nachtische genossen nicht ganz unerfreulich sein. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie schleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von musikalischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen ist sie! Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man schon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Wesen des fadesten Liebeschmachtens! Die Musik gibt ihre dahlende, tändelnde Weise nicht einmal in den Kriegsmärschen auf. Ihr seht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Testaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein syrakusischer Soldat trocknen Fußes durch das mittelländische Meer, dem doch an Nässe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam.

LVIII.

Der Sammtrock.

Lustspiel von Kotzebue.

Ich gebe euch den freundschaftlichen Rath, dieses Lustspiel zu lesen, ehe ihr dessen Darstellung beiwohnt, damit ihr nicht ängstlich werdet, wenn, wie es darin geschieht, ein junger Graf bei dem Besuche einer verheirateten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ ist, die Thür hinter sich verschließt, um sich ungestört seiner Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist beruhigend, vorherzuwissen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das ist gewiß. Mir wenigstens könnte dieser Graf Lunger, von Herrn * * * dargestellt, durchaus, und schon seiner altväterischen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen soliden, lang-

weiligen Mann. Ueberdies scheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht bestimmt angegeben sind, der Schauspieler sich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrscht, kleiden müsse. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, so wie Herr * * * gekleidet, auf Eroberungen aus. — Herrn * * * Spiel, als Magister Kranz, war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenschaftslose, das in der Art dieses Künstlers liegt, ist der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemessen. — Frau * * * war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erste Scene blieb sie mitten im Zimmer, den Strickstrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke stehen. Das ist nicht nach der Natur.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 106512913